

Princeton University Library



32101 069153706

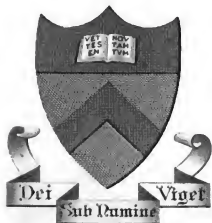
Johannes Scherl

Wired - Pickles



486
9
364

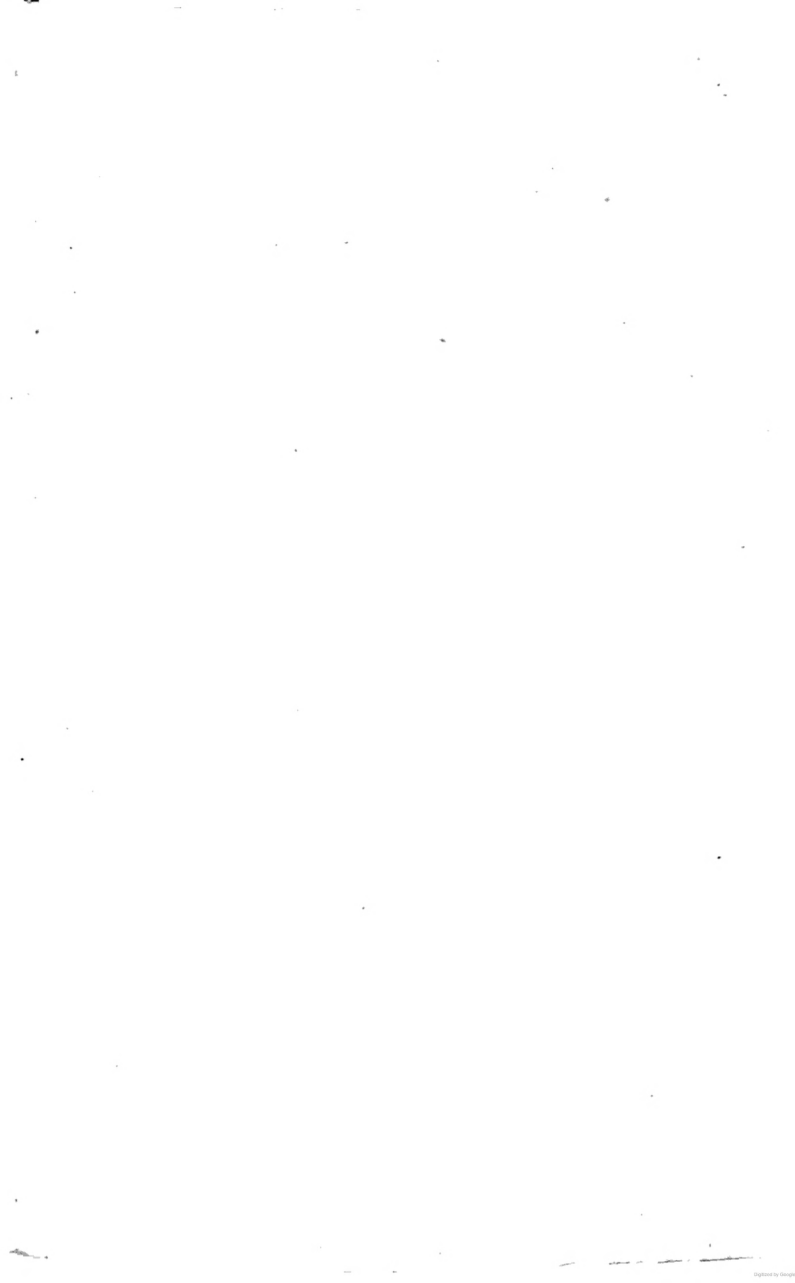
Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION





Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist soeben erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichtersfürsten.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Taschenformat. Prachtvoll geb. 2 Thlr.

Inhalt: Aed. — Eichendorff. — Abland. — Rückert. — Chamisso. — Southey. — Moore.
— Felicia Hemans. — Tennyson. — Lamartine. — Hugo. — Platen. — Heine. — Lenau. — A. Grün.
— Moser. — Freiligrath. — Ringg. — Petöfv. — Longfellow.

Dichterkönige.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Taschenformat. 2 Bände.

Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr. Prachtvoll geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Homeros. — Herkules. — Drei aus Morgenland: 1. Kalibasa; 2. Firdusi;
3. Hafis. — Wolfram von Eschenbach. — Dante. — Ariosto. — Tasso. — Leon. — Camdes. —
Shakespeare. — Milton. — Goethe und Schiller. — Burns. — Byron. — Hölderlin und Schlegel.
— Béranger. — Tegnér. — Mickiewicz. — Puschnik. — Lermontoff.

Die Nibelungen.

In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Dr. Johannes Scherr.

Mit fünfundvierzig Bildern, gezeichnet von

E. Bendemann, J. Hübner, J. Bethel und J. Stilke, geschnitten von Braun,
Büchner, Hessauer, Kretzschmar, Nicholls, Metzger, Anzelmann und Vogel.

Zweite Auflage.

4. 1862. Preis geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.

In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert

von

Dr. Johannes Scherr.

Volksausgabe. 12. Preis geh. 15 Ngr.

Verirrte Herzen.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1863. 3 Bde. Preis 2 Thlr. 24 Ngr.

Am Hofe.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1862. 3 Bände. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Amtmann von Kossel und seine Familie.

Roman

von

P. J. Wilcken.

16. 1862. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation.

Von

Richard von der Alm.

3 Bände. gr. 8. 154 Bogen stark; in Umschlag broschirt
10 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte
der
Deutschen Dichtung

von den
ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von
Carl Oltrogge.

Zweite Auflage.

gr. 8. 1864. Brosch. Preis 2 Thlr. geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neue
Stunden der Andacht.

Zur Beförderung wahrer Religiosität.

Ein Buch
zur Erbauung und Belehrung für denkende Christen.

Von
Heribert Rau.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Vierte Auflage.

16. 1863. geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bilder
aus den
Freiheitskämpfen
des
neunzehnten Jahrhunderts.

Von **E. Hensinger.**
4 Bände. kl. 8. 78 Bogen stark. Preis: 5 Thlr.

Sechs Jahre Gefangenschaft
unter den
Folgen des Staatsstreichs
und der
Kampf um's Recht in der „neuen Aera“.

Ein Beitrag
zur geschichtlichen Charakteristik der Reaction und deren Handlanger.
Von
Dr. August Ladendorf.
gr. 8. 1862. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die
Volkswirthschaftslehre.
Für das deutsche Volk

von
Otto Wachenhusen.
gr. 8. 1863. Preis 27 Ngr.

Mixed - Pickles.



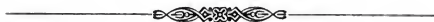
Mixed-Pickles.



Von

Johannes Scherr.

111



Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1864.

Herrn

Dr. Jeremias Sauerampfer

in

Scheltlingen.

(RECAP)

3486
9
364

549892

a

(RECAP)

„Wenn wir wenigstens so Was wie Mired=Pickles dazu hätten!“

Ich sehe Sie noch leibhaftig vor mir, Liebwerthester, wie Sie in diesen wehmüthigen Wunsch ausbrachen, über die großen Rundgläser Ihrer Brille hinweg mit Entsetzen auf die zwischen uns stehende Schüssel starrend, aus welcher die schwarzgebrannten Rippen des ehrwürdigen Patriarchen einer Ziegenheerde hervor- und nahezu an die niedrige Stubendecke hinanragten. Ein bedrohlicher Anblick! Und schon zum dritten Mal kehrte uns seit drei Tagen in der Hochalpenherberge Eingeregneten und Eingeschneiten dieser böckische Imbiß wieder, unter der Firma „Hammelskoteletten“, versteht sich. „In nomine diaboli“ — sagten Sie dann, mit Todesverachtung eines der schwärzlichen Gebeine anpackend — ich sehe schon, wir müssen diesen höllischen Bock sammt Hörnern und Klauen aufzehren, bevor wir aus dieser Galeere erlöst werden. Aber ich gäbe die ganze „Gemiethlichkeit“ meines engeren und die ganze Wiedermaierei unseres weiteren Vaterlandes für eine Büchse voll Mired=Pickles.“

Die Erinnerung an dieses Wort kam mir recht gelegen, als ich nachsann, wie das vorliegende Ding von Mischmaschbüchlein zu überschreiben wäre. An einem der Abende dieses Winters nämlich verfiel ich — auf was Alles verfällt man nicht an langen, einsamen und traurigen Winterabenden! — auf den Gedanken, eine nicht allzu weitgegriffene Sammlung meiner in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu veranstalten, und hier ist sie, mit bislang ungedruckten Zuthaten nicht unbedeutend vermehrt und zum Dank für den Titel billiger Weise Ihnen zugeweiht. Die Betitelung „Mixed-Pickles“ dürfte für das Gemengsel nicht unpassend sein. Es finden sich darunter, denk' ich, ebenso wohl herbe Gurken als auch prickelnde Schalotten und harmlose Möhren; ferner feste Kichererbsen, ernsthafteste Bohnen und sanfter Karviol. An Pfeffer sollt' es ebenfalls nicht mangeln, da und dort wird sich wohl auch eine Zimmetnelke vorfinden, und was den Essig betrifft, so sind für dessen Echtheit Sie Bürge, maßen er aus Ihrer Fabrik bezogen wurde.

Sie erinnern sich noch, Verehrtester, wie ich während unserer damaligen babylonischen Gefangenschaft in einem wirklichen und sehr wahrhaftigen Wolfenkuckucksheim redlich mich bemüht habe, zu unserer schmalen leiblichen Kost eine leidliche geistige Zubuße herzustellen, indem ich das Del meiner Milde dem Essig Ihrer Schärfe beimischte. Sie waren, seitdem wir uns im Jahre des Gluches 1849 getrennt hatten, aus einem guten ein bester Hasser geworden, obzwar Sie behaupteten, nur noch mit einem Fuß in dem

Schattenthäl der Parteinahme zu stehen, während Sie den andern bereits auf die sonnige Höhe der Ironie gesetzt hätten, auf den einzigen Männern von Verstand und Erfahrung ziemenden Standpunkt, weil ja doch „alle die großen Sachen ein so lächerlich kleines Ende nehmen und nur die Formen der Dummheit wechseln, das Wesen aber ewig bleibt.“ Da ich nun — leider, sehr leider! — bislang vergeblich mich bemüht habe, die erwähnte sonnige Höhe ebenfalls zu erklimmen, und demnach noch immer auf dem Boden der „Parteibefangenheit“ stehe, ja sogar — ich gesteh' es mit Erröthen — wenigstens zeitweilig zu jener Genossenschaft gehöre, welche Sie als den „deutschen Hoffnungsnarrenorden“ zu bezeichnen belieben, so mußten sich unsere in Wolfenkuckucksheim geführten Gespräche so ziemlich wie Dialoge zwischen Pessimismus und Optimismus anhören. Ich widerstehe nicht dem Anreiz, Ihnen und mir Einiges daraus in die Erinnerung zurückzurufen.

Selbstverständlich sprachen wir, da ja doch jedem richtigen Deutschen der Literaturkerl unter der Haut steckt, zuvörderst über literarische Dinge.

„Es liegt — behaupteten Sie — etwas Alexandrinisches, um nicht zu sagen Byzantinisches in der literarischen Atmosphäre, und wie man sich auch anstellen mag, man empfängt überall den Eindruck von Greisenhaftem. Alles Produziren ist im Grunde doch nur ein Wiederkäuen oder, wenn's hoch kommt, ein unsicher tastendes Experimentiren. Hinter allen den kunstreich gemalten Masken dichterischen Lachens oder Weinens gähnt die Ueberfärrigung.

Mögen sich in den Empfangszimmern der „Frauen und Töchter gebildeter Stände“ Tische und Konsolen mit zierlichen Miniaturbändchen über und über bedecken, die rechte Theilnahme für das Schöne ist dennoch dahin. Nicht um sechzig, nicht um hundert, nein, um tausend Jahre scheint die Zeit hinter uns zu liegen, wo die Jünglinge mit Werther schwärmten, die Mädchen und Frauen um Thekla weinten und die Männer am Wallenstein und Tell sich begeisterten. Was will noch, was soll noch der Dichter in dieser Zeit eines eisernen Realismus? Die Druckerpressen feiern freilich so wenig wie die andern Maschinen und ein bedruckter Papier-Mississippi strömt in zahllosen Windungen durch die deutschen Lande. Die poetische Technik ist so entwickelt, daß schier jeder biedere Deutsche und jede sittsame Deutschein es für eine Anstandspflicht halten, zwischen dem achtzehnten und fünfundzwanzigsten Jahre eine Gedichtsammlung zu veröffentlichen. Es fehlt auch keineswegs an wirklichen Talenten und sporadisch kommen sogar Dichter von Genius' Gnaden vor. Aber, o, über die armen poetischen Küchlein! Wie ängstlich sie in dem dicken Meßkatalog flattern und piepsen! Sie wissen ja, ihr Schicksal ist, von dem nächsten besten kritischen Flegel nach ihrem Auschlüpfen sofort zermalmt oder, wenn sie diesem Neuzerstern entgehen, von irgendeinem grämlichen Alleswisseur unsanft unter die Lupe gezerrt zu werden, damit er ihnen Federlein für Federlein beweise, wo ihr Gefieder eigentlich herstamme. Im glücklichsten Falle führen die Poeten der Gegenwart in kameradschaftlichen Litterarhistorien, in Bücherchränken und

auf Toilettefischen eine Scheineristenz. Das Ohr der Zeit ist taub für sie. Man würde ihnen in's Gesicht lachen, wenn sie sich beikommen ließen, eine „Menschengeschick bestimmende“ Wirkjamkeit in Anspruch zu nehmen, wie ihre Vorgänger eine solche ansprachen und wirklich übten.“

Si, was wollen Sie? Andere Zeiten, andere Sitten! Eine so ganz wesentlich literarische Epoche, wie sie unser Land von 1760 bis 1805 erlebte, kehrt im Dasein keiner Nation zum zweiten Male wieder. Der 10. November von 1859 hat übrigens, rechne ich, den Beweis geliefert, wie sehr es der Nation allmählig zum Bewußtsein gekommen, daß große, in jener Epoche errungene Besitzthum sei keineswegs nur ein literarisches. Das 20. Jahrhundert wird die Frage beantworten, ob und wie das 19. die ihm vom 18. überkommene Erbschaft gemehrt habe. Jedenfalls wird uns das kommende Jahrhundert bezeugen müssen, daß wir es wenigstens nicht an Mühwaltung fehlen ließen, das geistige Vermächtniß unserer Vorfahren zu bewahren und allseitig fruchtbar zu machen. Freilich, ohne Alexandrinethum kann es dabei nicht abgehen; aber wenn es wahr ist — und es ist wahr — daß wir auf dem Gebiete der Poesie den großen schöpferischen Thaten des vorigen Jahrhunderts keine ähnlichen zur Seite zu stellen haben, so ist es doch ebenso wahr, daß der Kreis, in welchem jene Großthaten verstanden und gewürdigt werden und befruchtend wirken können, heutzutage ein unendlich viel weiter gezogener ist als er vor fünfzig Jahren es war. Die Stimmung ist weniger empfänglich und

enthusiastisch, aber das Verständniß ernster, tiefer und umfassender.

„Was Sie nicht sagen! Natürlich haben wir auch die Literatur des Blödsinns und der Niedertracht, wie selbige von Anno 1849 ab aufkam, für ein Symptom dieses ernsteren, tieferen und umfassenderen Verständnisses unserer Klassik anzusehen?“

Wah, Liebster, in Zeiten der „Umkehr“, wo die menschliche Nichtswürdigkeit überhaupt ihre Saturnalien und Luperkalien feierte, konnte egliches literarisches Spukwesen nicht ausbleiben. Alle die schäbigen, längst verstorbenen, literarhistorisch ausgebälgtten romantischen Köter gespensterten wieder zudringlich in Deutschland umher und verführten mit Winseln, Klaffen und Heulen ein großes amaranthisches Spektakel, zum Entzücken junger Gänzlein und alter Weiber beiderlei Geschlechts. Groß allerdings war der Triumph des Unsinn's, aber kurz. Denn bald überkam sogar die dümmsten Verschlinger des wieder aufgewärmten fouqué'schen Brei's ein heimlich Gefühl der Scham, daß ein Volk, für welches ein Kant und Lessing, ein Göthe und Schiller gedacht und gedichtet, solche ranzige Bettelkost sich aufrischen ließe. Die Romantik, d. h. der Afterglaube an die schamlose Lüge von der „guten, alten, frommen“ Zeit ist todt, mausetodt. Auch die Herren Riehle werden sie nicht wieder lebendig machen, so emsig sie sich dafür abmühen mögen. Man kann einer willkürlich ausgestaffirten Wachspuppe ein Uhrwerk in den hohlen Bauch setzen und sie mittelst desselben die Hände betend falten und die Augen

fromm verdrehen machen, aber selbst kleine oder große Kinder werden des abgeschmackten Spasses bald satt werden. Im Uebrigen ist es ganz in der Ordnung, daß der realistische Gang und Drang unserer Zeit der Literatur ihre frühere übermächtige, ja ausschließliche Stellung und Geltung entschieden bestritten und sehr beschnitten hat.

„All' ihr Götter der Ober- und Unterwelt, als ob in Germaniens Gauen Literatur- und Kunstdußel nicht noch immer in Hülle und Fülle vorhanden wäre! Als ob nicht insbesondere die Musikpest wie ein moderner „schwarzer Tod“ Deutschland durchwüthete!“

Nun ja, es wird entsetzlich viel geklimpert; aber die Jugend muß nun mal so vom sechszehnten bis zum sechs- undzwanzigsten Jahre irgendeine Narrethei haben und dergleichen hat sie den musikalischen Rabbel. Das ist nur ein untergeordnetes Moment in der Kulturentwicklung der Nation. Eine Thatfache dagegen vom größten Gewicht ist, daß wir kein Genüge mehr daran finden, bloß im „Reich der Idee“ Etwas vorzustellen, sondern daß wir auch in der Wirklichkeit Etwas sein wollen. Der in den letzten Jahrzehnten unermesslich gewachsene und bedeutend gekräftigte nationale Geist bietet für eine gesunde Weiterbildung auch der Literatur die beste Garantie.

„Wirklich? Wie verhält sich aber zu Ihrer gerühmten Thatfache die leidige, daß der weltliterarische Taumel bei uns noch immer ins Weite, ins Blaue geht?“

Uebertreibung! Und Sie werden doch auch nicht wollen, daß wir unserer Universalität entsagen, unsere verständniß-

volle Theilnahme an allem Schönen und Tüchtigen, wo immer es sich findet, aufgeben sollen?

„Behüte! Aber wäre es nicht einigermaßen billig, wenigstens einen Theil der überschwänglichen Sympathie und Courtoisie, welche wir more consueto den neuen literarischen Erscheinungen der Fremde entgegenbringen, auch einheimischen Strebungen angedeihen zu lassen? Jedes fremde neue Buch — und zwar häufig genug ein Buch von sehr untergeordneter Bedeutung — ist sicher, von der deutschen Publizistik mit einer Rücksicht aufgenommen und beurtheilt zu werden, wie sie deutschen Produkten keineswegs widerfährt. Selbst ganz dumme ausländische Machwerke erfahren in der deutschen Presse seitenslange Besprechungen, während daneben einheimische Leistungen von unzweifelhaftem Werth gar nicht erwähnt oder höchstens mit etlichen kühlen Worten abgefertigt werden.“

Das ist wahr, hat aber nicht viel zu bedeuten. Denn erstens ist in neunundneunzig Fällen von hundert das Schicksal eines Buches bereits entschieden, bevor die Kritik ihre Weisheit herbeibringt, und zweitens weiß ja das Publikum, was für lumpige Gesellen heuer zumeist kritischerlich tagelöhnern.

„Sie wollen, merk' ich, dermalen schlechterdings Alles im tröstlichen Lichte sehen. Ich habe Sie vormalß anders gefannt.“

Nun ja, ich bin zu Zeiten mit Kolben und Keule darunter gefahren. Aber man wird eben sanftmüthiger mit den Jahren und hält es wohl auch nicht mehr für

gesund, über Dinge sich zu erhitzen und zu ereifern, die man nicht ändern kann.

„Et tu? Ja, Schillers „Resignation“ ist das deutscheste Gedicht.“

Wenn Sie Einen, welcher gelernt hat, Menschen und Dinge anzusehen, wie selbige sind, einen Resignirten nennen wollen, so bin ich allerdings ein solcher.

„Und als solcher werden Sie es z. B. ganz begreiflich und verzeihlich finden, daß unsere Parteigenossen von ehemals, die deutschen Demokraten, unter die Sich=Möglich=Machungskünstler gegangen sind?“

Begreiflich sehr, denn der Abfall von ihrem Prinzip, welchen die deutsche Demokratie von 1850 an vollzogen hat, mußte sie auf der schiefen Ebene der Transaktionen und Kompromisse nothwendig auf den Standpunkt des vormärzlichen Liberalismus zurückführen.

„Ja, die Verräther und die Berrathenen von 1848 halten sich jetzt brüderlich umschlungen.“

Entschuldigen Sie, der Anno 1848 obenauf gewesene Liberalismus war kein Verräther. Es ist eine grobe Ungerechtigkeit, wenn man die Herren „Märzminister“ und Konforten falsch und schlecht nennt. Sie waren nur einfältig und impotent, und was konnten sie dafür? Aufgewachsen in flachsenfingischen Verhältnissen, genährt mit bureaukratischen Traditionen, hatten sie ihre Talente in jämmerlichen Oppositionszänkereien und Koteriestänkereien verbraucht, als sie Knall und Fall berufen wurden, Deutschland zu regeneriren. Sie vermochten ihre Aufgabe nicht

einmal annähernd zu begreifen, geschweige zu lösen. Dazu kam dann noch ein gewisser Ministerschaftsbüfel, die närrische Einbildung der Unentbehrlichkeit und Unerseßbarkeit, hervorgerufen durch dankbare Händedrucke von Königen und durch huldreiche Blicke und Worte von Prinzessinnen. Sie wissen ja, der echte deutsche liberale Biedermaier läßt sich durch Anwendung solcher dynastischer Hausmittelschen stets und leicht in allerunterthänigste Ekstase versetzen.

„O ja, ich weiß, der Liberalismus, nicht nur der deutsche, war, ist und wird sein allzeit und überall der wohlloesfürte, dienstbereite und treugehorjame Mohr des Despotismus.“

Nicht doch! Des Scheinkonstitutionalismus wollen Sie sagen; denn der Liberalismus will ein Bißchen mitregieren, wenigstens formell. Wenn die Könige wüßten, wie wohlfeil sie die Dienste des loyalen Mohren haben könnten!

„Glücklicher Weise wissen sie es nicht; denn in den einmüßigen Umarmungen des Liberalismus kann, die Jahre 1848 und 1849 haben es abschreckend bewiesen, die Freiheit doch nur geschändet, nicht aber befruchtet werden.“

Nicht übel, wenn auch etwas massiv gesagt, Verehrtester. Aber was soll uns das? Wir kommen damit nicht über die Thatsache weg, daß der Liberalismus heutzutage die öffentliche Meinung Deutschlands ist. Es fragt sich also nur, ob er im Stande, das deutsche Reformwerk durchzuführen. Halten Sie es für möglich?

„Ich? Wie kommen Sie mir vor! Was ich nicht allein für möglich, sondern für gewiß halte, ist, daß der Liberalismus, falls er abermals oben auf käme, gerade wieder so kläglich sich anstellen und gerade wieder schließlich so demüthig den wohlverdienten Fußtritt empfangen würde wie Anno damals. Die deutsche Frage, d. h. die Frage der staatlichen Einheit Deutschlands ist bekanntlich überhaupt nur auf zwei Wegen zu lösen: — auf dem Wege der durchgreifendsten und folgerichtigsten Amerisirungspolitik oder auf dem einer Revolution, welche die Föderativrepublik schafft.“

Glauben Sie an die Möglichkeit eines deutschen Cavour und eines deutschen Viktor Emanuel?

„Nein.“

Eine deutsche Föderativrepublik aber ist vorderhand undenkbar, weil sie die Revolution zur Voraussetzung hat.

„Natürlich, die Revolution ist verboten und wir sind das Volk der Gefeglichkeit und Geduld.“

Nicht allein deßhalb, lieber Freund, sondern auch und noch viel mehr, weil nichts Jämmerlicheres zu ersinnen ist als eine Republik ohne Republikaner. Sie werden aber in den deutschen Gauen, und wenn sie mit einem Mikroskop suchen gingen, dermalen kaum drei Dutzende von Männern finden, welche Republikaner zu heißen verdienen.

„Ja, soweit hat uns die prinzip- und charakterlose liberale Möglichmachungskunst gebracht. Am Ende fallen auch wir Zwei noch ab, wie?“

Was mich betrifft, so kann ich Ihnen, weil Sie kein Franzosenfresser sind, sondern vielmehr, wie alle die wenigen

Menschen von politischem Verstand, einsehen, daß, da ein in seinen heuchlerischen Egoismus und Hochmuth eingeerstetes England allzeit der Todfeind Deutschlands sein wird —

„Bah, die schlimmsten und gefährlichsten Feinde unseres Landes sitzen nicht in London und noch weniger sitzen sie in Paris und Petersburg, sondern“ —

In Wien und Berlin, versteht sich. Aber ich wollte sagen, daß ich — maßen Sie ja kein Franzosenfresser, sondern ein Mann von politischem Verstand und folglich mit mir überzeugt sind, Deutsche und Franzosen werden sich früher oder später finden und aufrichtig und ehrlich mitammen sich verbinden, — Ihren Ohren kein Aergerniß bereite, wenn ich auf Ihre Frage von vorhin die Worte des französischen Poeten zur Antwort gebe: —

Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encore Sylla;
S'il en demeure dix, je serai le dixième;
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

„Ganz Berrina!“

Doch nicht so ganz. Denn wenn mein Republikanismus allerdings ein „starrer“ ist, so ist er doch kein stüder.

„Was wollen Sie damit sagen?“

Damit will ich Zweierlei sagen. Erstens, daß bei obwaltenden Umständen, d. h. bei der Unbildung und Knechtichaffenheit der Massen und bei der furchtsamen Selbstsucht der Intelligenz und des Besitzes, die Republik nur erst ein schöner Zukunftsraum ist, welchen das 19. Jahrhundert jedenfalls nicht dauerhaft verwirklichen wird.

Zweitens, daß der Streit über die Staatsformen im Grunde ein müßiger, weil in den Tiefen der Gesellschaft dermalen eine Umwälzung des Staatswesens arbeitet, zu welcher die bisherigen politischen Revolutionen sich verhalten wie Vorspiele zur Hauptaktion. Eine Umwälzung, deren Vorschritt ein scheinbar so unmerklicher und in Wahrheit ein so unermesslicher, wie die Welt noch keinen gesehen. Wir Beide, lieber Freund, haben Ursache, zu sagen: Peccavimus! im Rückblick auf die Worte des Unmuths, welche wir da und dort über den Materialismus unserer Zeit uns entwischen ließen. Der Materialismus oder, wenn Sie wollen, sein Lieblingssohn, der Industrialismus, ist der größte, rastloseste, unbesieglichste und unerbittlichste Revoluzer, welchen es jemals gegeben hat. Eifern, herzlos, logisch wie ein Naturgesetz thut er bei Tag und Nacht millionenartig seine Riesearbeit: — die Vernichtung des Feudalismus, Royalismus und Militarismus. Eine furchtbare Arbeit, aber sie rastet nie und nimmer! Und ist sie gethan, so wird der kampfmüde Sieger abgelöst oder, wenn Sie wollen, bei Seite gestellt werden durch den herrlichen Sproß seiner Venden, welchen der eiserne Koloss in einer Stunde süßer Selbstvergessenheit mit der göttlichen Frau Humanitas gezeugt, bei Seite gestellt vom Sozialismus, welchen das Christenthum vergeblich gepredigt hat, weil es seine glorreiche Sitten- und Gesellschaftslehre durch fälschende Pfaffen theologisch ins Jenseits verflüchtigen ließ. Dem Sozialismus ist es vorbehalten, uns von der Herrschaft der Phrase des Liberalismus zu befreien, an die Stelle des

Bonzen thums den Humanismus zu sehen und die Welt so menschlich frei und menschlich gut einzurichten als es die Geseze und Schranken der Menschennatur überhaupt gestatten.

„Und bis wann ungefähr soll dieser Heiland erscheinen?“

Vielleicht schon in hundert, vielleicht erst in tausend Jahren.

„Na, die Frist ist weit genug erstreckt. Aber trotzdem sag' ich: „Sonderbarer Schwärmer!““

Ich schwärme nicht; sondern vertraue nur auf die Logik der Weltgeschichte, welche ihre eigenen Prämissen nicht Lügen strafen kann.

„Mag sein. Einstweilen will ich, was mich angeht, bei meinem Gebet verbleiben: — O, heiliger Humor, erlöse uns von dem Uebel der Phrase, wie von der des Liberalismus so auch von der des Sozialismus!“

Dazu kann auch ich recht wohl und zwar von Herzen Amen sagen. Denn die Phrase des Sozialismus, von so vielen Schwarblern und Schwindlern ins Ungeheuerliche, ins Verrückte aufgebauscht, ist eine der stärksten Hemmketten der Gesellschaftsentwicklung.

„Sie sind also noch immer unwankbar und unbesserlich entwicklungsgläubig?“

Wie sollt' ich es nicht sein? Ruft mir doch die uralte und immerjunge Weisheitsmutter Geschichte tagtäglich ihr ewiges „E pur si muove!“ zu.

Neujahr 1864.

Rafael Spruhz,

Magister in artibus, Minister in partibus.

Eine sehr historische Novelle.

Ambitio est animarum scabies. Vani
anima semper semperque pruriosa.

Tertullianus.

1.

Es war — (so muß jede richtige historische Novelle anfangen) — es war an einem sehr schwülen Augustnachmittag des 19. Jahrhunderts, als der Herr Professor Schnippel und der Herr Geheimerath Bippel mitssammen den Weg hinanstiegen, welcher vom Garten des Badhotels in mehrfachen Wendungen bergaufwärts führt. Der Herr Geheimerath (*Garrulus progressiens comm. Okenii*) und der Herr Professor (*Progressus garriens vulg. Burmeisteri*) sie sind ohne Frage zwei der besseren und sogar besten Männer Germaniens und leider waren die beiden Fürtrefflichen im großen Schicksalsjahr von 1848 noch nicht mit bei den übrigen „Besten“ gestanden, maßen ihre deutschgründlich = langsame Entwicklung zum Patriotismus und Liberalismus dazumalen noch nicht hinlänglich weit vorgeschritten gewesen. Jezo aber standen sie so recht im Vollsaß dieser Entwicklung, was ohne Zweifel das Vaterland bald verspüren wird.

Wie die Namen der beiden würdigen Herren, so reimten auch ihre Seelen vortrefflich zusammen. Jedennoch störte eine fatale Ungleichheit zeitweilig diese edle Harmonie. Nämlich so oft der Herr Professor auf das Knosploch seines ehrenwerthen Freundes blickte, in welchem selbstverständlich ein russisches

Ordensband prangte. Der Herr Geheimerath hatte, unbeschadet seines Liberalismus und Patriotismus, an der preussisch-russischen Gränze Gelegenheit gehabt, einen jener kartellischen Dienste zu leisten, wie sie dort herum üblich sein sollen, und sein Amtseifer war belohnt worden. In edler Racheiferung hatte der Herr Professor in seiner Weise ebenfalls so einer russischen Knopflochverklärung nachgetrachtet. Hatte er nicht ein 1111 Seiten dickes, stupend, um nicht zu sagen stupid gelehrtes Buch über das russische Kriminalrecht vor Kurik veröffentlicht? Hatte er nicht in einem anderen, nicht minder dicken und ebenso unsterblichen Wälzer dargethan, der „graue Czar“ Iwan Bassiljewitsch sei keineswegs das größte Scheusal, welches die Erde getragen, sondern vielmehr ein aufgeklärter Despot von ganz modernen Tendenzen gewesen? Hatte er endlich nicht kulturhistorische Reisebilder aus Burätien und Tungusien geschrieben oder vielmehr „gerieselt“?

Denn der Herr Justizrath Pfeffer aus Danzig behauptete, alles Reden und Schreiben des hochverdienten Gelehrten sei „wie eines Bächleins Rieseln über Riesel“, und er hatte daher Schnippellio den nom de guerre der „Rieseler“ geschöpft, während er den Herrn Geheimerath mit bedeutsamer Anspielung auf dessen russische Beziehungen den „Züchtling“ titulirte. Unter diesen beiden Ehrentiteln waren denn auch die beiden edlen Freunde unter der Badgesellschaft allgemein bekannt. Was ich aber sagen wollte, ist, daß allen den erwähnten Mühwaltungen Schnippelli zum Troß sein Knopfloch der russischen Illustration leider noch immer entbehrte. Empört über eine solche Nichtanerkennung oder schändliche Verkennung seiner großen Verdienste um den Czarismus, hatte der Treffliche neuestens seine Blicke dem Cäsarismus zugekehrt und zwar auf die Kunde hin, daß des bekannten Dnkels bekannter Nefte in seinen Mußestunden an einer Geschichte des Julius Cäsar arbeite. Dieses Arbeiten ist, beiläufig bemerkt, eine der staunenswerthesten

Thatfachen des Jahrhunderts. Denn wenn man Frankreich und Europa zu regieren, nebenbei Tag für Tag irgendeinem unterthänigst aufwartenden deutschen Fürsten oder Prinzen huldreiche Audienz zu ertheilen, da einem zudringlichen Savoyarden eine Königskrone, dort einem bittenden Erzherzog eine Kaiserkrone, weiterhin einem bettelnden Prinzen Gluderic wenigstens ein Herzogskrönlein zu verschaffen hat und bei alle diesem cäsarischen Geschichtemachen noch Zeit findet zu cäsarischem Geschichteschreiben, so muß man offenbar aus etwas anderem Teig geknetet sein als die Herren Brüder von Gottes Gnaden. Wohl, mein Herr Professor Nieseler ging her und rieselte flugs eine wundervolle Abhandlung „Ueber die welthistorische Bedeutung der Glaze Cäsar's“, ließ sie drucken und des großen Onkels größerm Neffen submissfest zu Füßen legen. Nicht ohne Erfolg; denn seitdem die vorliegende Novelle sich ereignet hat, ist der vielseitige, elegante und gesinnungstüchtige Gelehrte glücklich mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt worden und braucht also seinen verehrten Freund nicht mehr zu beneiden. . . . Grob organisirte Menschen dürften möglicher Weise geneigt sein, hämische Bemerkungen darüber zu machen, daß vaterländischen Verdiensten von der Nema und von der Seine her also die geziemenden Kronen zu Theil werden. Feinbesaitete und fühlsame Gemüther dagegen können in den gemeldeten Erfolgen der beiden würdigen Freunde nur Triumphe des germanischen Geistes erblicken, davongetragen über den slavischen Un- und den romanischen Miß-Geist.

Selbstverständlich sprachen der Herr Züchtling und der Herr Nieseler auch jezo und zwar im Schweiße ihrer Angesichter — denn es ging scharf bergan — von patriotischen Dingen und zwar in ganz praktischer Weise. Denn dies ja charakterisirt den Liberalismus und die Fortschrittsbegeisterung auf ihrer damaligen Entwicklungsstufe, daß edle Patrioten für das allgemeine Beste und zugleich für ihr besonderes und eigenes gleich

vortrefflich zu sorgen wissen. Demnach unterhielten sich die beiden würdigen Herren über die Verwirklichung einer großen Idee, welche sie mitammen ausgeheckt hatten, während sie Morgens den Brunnen tranken. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Gründung einer deutsch-nationalen Zähne-Versicherungs=Actien=Bank. Wasen nämlich das deutsche Volk an den vielen hohlen Rüssen, welche eine besonnene, gemäßigte, den Verhältnissen Rechnung tragende Fortschrittspartei ihm aufzukaufen geben muß, voraussichtlich noch gar manchen Zahn sich ausbeissen wird, so müßte die Gründung genannter Bank eines der verdienstlichsten Geschäfte werden. Sofort nach beendigter Kur wollten die beiden edlen Männer an's Werk gehen und sie hofften bis dahin auch noch über die kleine, aber große Differenz hinwegzukommen, welcher von ihnen Direktor und welcher Vicedirektor der „Nationalen Zähne-Versicherungsbank“ werden sollte.

Die fürtrefflichen und fürsichtigen Freunde sprachen sich, je höher sie stiegen und je häufiger sie sich mit ihren Taschentüchern die dampfenden Stirnen trocknen mußten, mehr und mehr in eine patriotische Ekstase hinein und der Herr Geheimerath war eben daran, mit lauter Stimme ein entzückend visionäres Bild von deutscher Nation Herrlichkeit in der Zukunft — in unabsehbar ferner, versteht sich — zu entwerfen, als der Herr Justizrath Pfeffer, welcher mit mir hinter den beiden Würdigen herschritt, mit seinem scharfen, fast schneidenden Organ plötzlich den jüchtlingschen Zukunftspfallirer unterbrach, indem er zu mir sagte:

„Ja, beim Styx, sag' Ihnen, seit draußen in Deutschland jeder Hammel seine Hörner und jeder Esel seine Ohren schwarz-rothgolden anstreichen läßt, kann ein anständiger Mensch kaum mehr umhin, zu dem Kosmopolitismus unserer Lessing und Göthe sich zurückzubefehren.“

Ich nahm mir die Freiheit, zustimmend zu lachen oder

wenigstens zu lächeln, was die beiden Besten und Edelsten, welche sich umgewandt hatten, kaum minder übel vermerkten als die antinationale, so zu sagen blasphemische Auslassung des Danzigers. Da sie uns jedoch von früheren Debatten her hinlänglich kannten, so begnügten sie sich, der Herr Geheimerrath einen Blick majestätischer, der Herr Professor einen Blick elegischer Verachtung auf uns zu werfen. Aber die zwei Damen, welche vor den beiden Edlen hergingen, waren ebenfalls stehen geblieben und die Eine, eine Brünette von strahlender Schönheit mit dunkeln Haaren und noch dunkleren Augen, sagte lachend: „Bravo, Monsieur le Poivre de Cayenne! Das ewige Geflunker von dem, was Deutschland künftig mal sein werde, könnte, dürfte, möchte, sollte, wollte, während es in der Gegenwart gar Nichts ist und bedeutet, wird nachgerade sehr langweilig. Ueberhaupt aber, meine hochzuverehrenden Herren der Schöpfung, bin ich des schmerzlichen Dafürhaltens, daß ich sterben werde, bevor diese meine, wie Sie sehen, ziemlich niedlichen Finger Gelegenheit erhalten werden, einem deutschen Helden den Eichenkranz zu winden. Vorschrittschwäger und Rückschrittsklätcher die schwere Menge; aber nicht der Schatten einer Spur von einem Manne, der das Zeug, den Muth und den Willen zum Handeln hätte. Man überlasse doch uns Frauen die Fraubaserei. Aber ich glaube fast, wir werden derselben noch eher satt als die Herren vom Bart, welche ja ihrer patriotischen Pflicht genuggethan zu haben glauben, wenn sie ihre Namen in den Zeitungen lesen, als Solcher, welche in dieser oder jener Kamera obscura, bei diesem oder jenem Jubiläums- oder sonstigen Zweckessen dem Vaterlande, d. h. ihrer eigenen Eitelkeit, geräuchert haben.“

„Aber, liebe Lolo,“ bemerkte die zweite Dame, eine Blondine und etliche Jahre älter, doch kaum weniger schön als ihre Schwester — „aber, liebe Lolo, wie sprichst Du nur wieder!“

„Aber, Fräulein Amaryllis!“ sagte zugleich der Rieseler, indem er der schwarzäugigen Schönen schalkhaft mit dem Finger drohte. Er hatte nämlich in seiner rieselnden Manier der jüngeren der beiden Schwestern den blumigen Namen Amaryllis und der älteren, stilleren und anspruchsloseren, aber gehaltvolleren und liebenswürdigeren, den Namen Reseda gegeben.

„Was aber, liebe Lore? Was aber, Herr Professor und Ritter diverser Orden in spe? Wir leben zu dieser Stunde in einem freien Lande und Niemand soll mich hindern, frei und frank die Wahrheit zu sagen. Ein Volk, welches sich von Hassenpflügen, Borriesen und dergleichen Gefellen mehr mißhandeln und sich, abgesehen von allem Andern, bieten läßt, was ihm in Sachen Schleswig-Holsteins seit nahezu zwei Duzend Jahren geboten wurde, hat keinen Anspruch, unter den Nationen Europa's eine Stelle einzunehmen, sondern sollte sich von Rechtswegen in ein Mausloch verkriechen. Deutschland, dein Name ist Schwagland!“

Der Herr Züchtling nahm nun das Wort, um von der Höhe seines souverainen Besserwissens herab die unpatriotische Schöne in strafender Weise zu katechisiren. Allein sie verhöhnte leider den würdigen Mann ganz offenkundig, und da einerseits auch der Herr Professor seine dünneliche Staatsweisheit herrieselte, andererseits der Justizrath Pfeffer scharf dazwischenspefferte, so wollte das Gespräch mehr und mehr eine unangenehme Färbung annehmen, als wir zum Glück um eine schroff vorspringende Felssecke bogen und zur Linken die Burgruine, zur Rechten weiter nach oben die alte Abtei des heiligen Krispinus vor uns liegen sahen. Zugleich öffnete sich der Niederblick auf das in prächtiger Beleuchtung tief unter uns liegende Thal mit seinem Strom und auf die gegenüber ragenden Bergkolosse. Das gab der Unterhaltung eine willkommene, durch die sanfte Lore taktvoll herbeigeführte Wendung und wir setzten als ein

leidlich einiges Deutschland unsern Weg zum Kloster und Dorf hinauf fort.

Das Kloster ist jetzt ein Irrenhaus, hat also seine Bestimmung nicht gewechselt. Wir warfen im Vorübergehen einen Blick durch das Gitterthor in den Hofraum, wo eine Anzahl der unglücklichen Insassen des Gebäudes frische Luft schöpften. Wichtig, da stand er noch auf seinem Stein, wie ich ihn schon vor etlichen Jahren hier gesehen, der arme wahnsinnige Pfarrer, dem die ganze Welt wie eine ungeheure todte Kaze vorkam, da stand er, unaufhörlich und mit unbegreiflicher Volubilität der Zunge schreiend: „Kagenfleisch! Kagenfleisch! Kagenfleisch!“ Plötzlich fuhr der Justizrath wie erschrocken von dem Gitter zurück. „Was ist?“ — „Sehen Sie dort in der Ecke den langen, hagern Mann mit dem schwarzen, grau durchsprinkelten, auf dem Scheitel abgeseuerten Kraushaar, welcher sich abmüht, auf dem Kopfe zu stehen?“ — „Ja, ich seh' ihn. Mein Gott, von welcher unseligen fixen Idee mag der Unglückliche besessen sein?“ — „Von der fix gewordenen Idee der Gelehrten-eitelkeit ohne Zweifel. Das traurige Ereigniß war mir bekannt; aber ich wußte nicht, daß man den Tollgewordenen hier untergebracht hat.“ — „Wer ist er denn?“ — „O, ein berühmter Gelehrter, Dozent und Schriftsteller, welchen die Damen und Herren ohne Zweifel dem Namen nach alle kennen — Rafael Spruhz.“ — „Der Philosoph? — Der Philolog? — Der Historiker? — Der Nationalökonom? — Der Numismatiker? — Der Archäolog?“ fragten wir durcheinander. — „Eben derselbe.“

Wir sahen hin, als der Arme nach heftigster Bemühung es gerade dahin brachte, eine Sekunde lang auf dem Kopfe zu stehen. Er schlenkerte die langen Beine in der Luft und griff mit den magern Händen in den Boden, als wollte er sich fort-schieben.

Die Damen wandten sich erschüttert von dem kläglichen

Schauspiel ab und wir folgten ihnen. Als wir dann nach einer Weile im Schatten der Linde vor dem Dorfwirthshause zum „Täubli“ saßen, bemerkte der Justizrath, welcher gegen seine Gewohnheit ganz ergriffen und verstört ausah: „Daß ein solches Talent also endigen mußte! Aber es ist begreiflich, sehr begreiflich.“ — „Wie so?“ fragt' ich. — „Nun, ich meine, das Verrücktwerden des unglücklichen Mannes sei nur eine logische Konsequenz seines Dichtens und Trachtens gewesen.“ — „Sie kennen also seine Geschichte?“ — „Gewiß.“ — „O, die müssen Sie uns erzählen, bitte!“ sagte Amaryllis mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens. Der Justizrath blickte auf Nefeda, in welche ungeheuer verliebt zu sein er stark verdächtig war. Die schöne Frau nickte zustimmend, ihren Verehrer mit einem freundlichen Blick ihrer seelenvollen Blauaugen streifend. Er richtete, glücklich angeregt, seine untersekte, muskulöse Gestalt auf, der trübe Ton war aus seinem gebräunten Gesicht mit der Falkenschnabelnase und dem sarkastisch niedergekrümmten Mund wieder verschwunden und also hob er zu erzählen an.

2.

Habt ihr jemals, geneigte Hörerinnen und hochzuverehrende Gönner, habt ihr jemals bei Gelegenheit eines jener von Obriqkeitswegen veranstalteten „Volksfeste“, allwo die „Kreme“ an dem „krapülösen“ Gebaren der „Kanaille“ ihr Plaisir hat, — habt ihr bei einer solchen Gelegenheit eine glattgeschälte, wohleingeseifte Kletterstange gesehen und an selbiger einen armen Teufel von strebsamem Dorfjungen, der mit Aufbietung seiner ganzen Muskels- und Lungenkraft sich befließigt, an besagter Stange emporzuklimmen, um den auf der Spitze

befestigten, mit Kauschgold verlockend austaffirten Trödel zu ergattern? Wohl, falls ihr das gesehen, so kennt ihr auch in nuce die Laufbahn des weltberühmten Magisters in artibus und Ministers in partibus, der da heißt Rafael Spruhz.

Oder eigentlich Rochus Spruhz. Denn auf den Namen Rochus war er getauft, hatte aber aus beweglichen Gründen diese pumpernickel'sche Benamung mit der eines Erzengels vertauscht. Er war damals in Prima oder Sekunda, ich erinnere mich nicht mehr genau. Aber sicher ist, daß er eines Tages, nachdem er vor dem Spiegel die Modell-Stellung eines Ministers der Zukunft eingeübt hatte, in diesen Monolog ausbrach: —

„Was Welt Schmerz ist, weiß nur, wer Rochus Spruhz heißt. Eine Welt im Busen tragen und Rochus Spruhz heißen — infam! Spruhz der Große, der große Spruhz — wie abgeschmackt, absurd, niederträchtig das klingt! Kein Schwung, kein Rhythmus, keine Symbolik, keine Aesthetik darin! . . . Se. Excellenz der Herr Kultusminister Rochus Spruhz oder meinetwegen Freiherr von Spruhz haben in der heutigen Sitzung der Kammer mit gewohnter Geistesstärke, Genialität und Beredtsamkeit die Argumente der Opposition in ihr Nichts aufgelöst — so wird es eines schönen Tages in den Zeitungen heißen; aber der verdamnte Name wird und muß den Effekt schwächen . . . Wie wär's, wenn ich mich Spruhzius schriebe? hm, es klänge schon voller, runder, vornehmer. Allein die Latinisirung riecht nach Rococo und ich muß mich als Mann der Neuzeit manifestiren, wenigstens vorderhand, bis . . . na, sic itur ad astra, d. h. Popularität ist heutzutage eine Leiter, mittelst welcher man, so man's pffiffig anstellt, zu Ministerposten gelangt . . . Den abscheulichen Rochus jedoch, den wenigstens will ich mir abgewöhnen. Niemals hat ein großer Mann Rochus geheißt. Wollte — (mit einem Blick in den Spiegel) — wollt', ich könnte mir auch diese verhenkerte Stumpf- oder so zu sagen Spruhz-Nase abgewöhnen, welche

dem Herausbilden des Imponirenden, Großartigen und Majestätischen in meinen Zügen hinderlich ist. Aber hab' ich nicht neulich gelesen, daß der Schiller ebenfalls so 'ne ordinäre Nase gehabt und daß er derselben mittelst beharrlichen Ziehens und Zerrens während seines Aufenthalts in der Militär-Akademie nach und nach eine adlermäßige Form zu geben vermochte? Ruth, Rochus Spruhz . . . nein, zum Teufel mit dem Rochus!"

Wenn sich der Primaner oder Sekundaner Spruhz als künftiger Minister fühlte, so war ihm dieses Bewußtsein nicht etwa nur oberflächlich von Außen angebildet worden. Er hatte es auch nicht erst mit der Muttermilch eingesogen, nein, es war ihm schon im Mutterleibe an- und eingewachsen. Denn alle Welt weiß, daß seine Mutter, eine hochstrebende, auf väterlicher und mütterlicher Seite von Ober-Obern abstammende Frau, ihre vier Söhne mit der ganz bestimmten Absicht empfangen hatte, dem engeren Vaterlande vier Minister zu gebären. Es war auch ihre Tendenz gewesen, noch zwei weitere zu empfangen, um das halbe Duzend voll zu machen und sämtliche Ministerposten mit Sprühzen besetzen zu können. Aber der vorzeitige Tod ihres Eheherrn hatte die Erreichung dieses gemeinnützigen Zweckes leider vereitelt.

Der Stifter des Saint-Simonismus — wißt ihr? — ließ sich jeden Morgen durch einen Diener mit den Worten wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf; denn Sie haben große Dinge zu vollbringen.“ Aehnlich erging es unserem gefeierten Spruhz, als er noch ein Knabe und angehender Jüngling war. Allmorgendlich nämlich weckte ihn seine zärtliche Mutter mit dem mahnenden Zuruf: „Steh' auf, Roche; denn als künftiger Minister des Kultus darfst du nicht viele Zeit verschlafen.“

Gut also, die künftige Exzellenz stand früh auf, machte ihre Pensa fleißig, zog und zerrte täglich eine volle Stunde anlg an ihrer Nasenspitze und reduzirte den fatalen Rochum auf

ein mysteriöses R, aus welcher Raupe beim Abgang des jungen Mannes nach der Universität der Schmetterling Rafael sich entpuppte. Leider muß ich, schöne Hörerinnen und würdige Hörer, sagen, daß die Nasenmetamorphose nicht so glücklich vor sich ging wie die Namensmetamorphose. Rochus behielt auch als Rafael die unselige Spruhz-Nase, welche der Phyzionomie des werdenden großen Mannes den Ausdruck dezi-dirtesten und imposantesten Mopsigkeit verlieh.

Als bewußt empfangener und organisch wachsender Minister der Zukunft, sowie als geborenes Universalgenie, mußte natürlich der Student Rafael Spruhz alles Mögliche studiren und er war demnach schon als Jungbursch ein wahres Ungeheuer von Gelehrsamkeit. Er wurde Philolog, Philosoph, Jurist, Kritiker, Aesthetiker, Archäolog, Historiker, Naturwissenschaftler, Nationalökonom und Anderes mehr. Seine Kommilitonen, falls er sich mal zu ihnen herabließ, kriegten einen heiligen Respekt vor ihm, wenn er, der sämmtliche drei Bände von Hegel's Aesthetik am Schnürchen hatte, ihnen mit gewiegener Kunstkennerchaft auseinanderlegte, daß und warum er, Rafael Spruhz, viel klassischer gewachsen sei als der auf der Universitätsbibliothek stehende gypserne Apoll von Belvedere, und ihr Respekt steigerte sich zu maulaussperrender Ver- und Bewunderung, wenn Spruhz — sie nannten ihn verehrungsvoll Spruhzissimus — ihnen auf Zoll und Linie die Weite vom Gürtel der Venus angab oder ihnen genau, bis zum letzten Quadrans und Sextans vorrechnete, wie hoch dem armen Cäsar Klaudius die monatliche Parfümerierechnung seiner Frau Messalina zu stehen gekommen sei.

Weil jedoch zu jener Zeit mit negativer Theologie am meisten Aufsehen sich erregen ließ, weil sich an dem alten Herrgott nicht nur die Sporen des philosophischen, sondern zugleich auch die des politischen Liberalismus leicht verdienen ließen, so kultivirte unser universaler Spruhz — er machte in Nuße-

stunden auch unsterbliche Gedichte, malte herrlich in Del, pouffirte prächtig in Wachs und beschäftigte sich in Kompagnie mit Heinrich Laube angelegentlichst mit einer Reform der männlichen und weiblichen Tracht — eine Weile die negative Theologie eifrigst. Nachdem er aber am Schlusse seiner Studienjahre zur unfehlbaren „Sichselbsterfassung“ eines „negativen Pfaffen“ glücklich sich hinaufgegipfelt hatte, wandte er sothaner Theologie, welche keine glänzende Carrière bot, den Rücken und habilitirte sich in der philosophischen Fakultät.

Unser junger Dozent wurde bald als ein Lumen der Hochschule anerkannt, als ein Wachskerzenlicht — was sag' ich? — als eine Gasflamme unter den kümmerlichen Flämmchen von Dellampen und Unschlittkerzenstümpchen. Er wußte Manches, verstand es meisterlich, sich den Anschein zu geben, als wüßte er Alles, aber auch gar Alles, und spielte sehr gut, nämlich sich selbst. Mit seinem Ruf als Dozent wuchs sein Ruhm als Autor rasch und mächtig. Zwar behaupteten Spötter und Neider, Niemand ließe sich einfallen, die Bücher Spruhzissimi zu lesen, und ich muß beschämt bekennen, daß ich selber sie nicht gelesen habe; aber sie waren berühmt und da brauchten sie doch wahrhaftig nicht auch noch gelesen zu werden. Unser angegangener Professor verstand seine Zeit vortrefflich. Als er z. B. wahrnahm, welche Bedeutung die Lehre vom Unendlich-Kleinen in dem Bereiche der Naturkunde gewonnen, zögerte er nicht, diese Mikroskopie auch auf andere wissenschaftliche Gebiete überzutragen. So schrieb er unter Anderem sein weltberühmtes antiquarisch-medizinisch-ästhetisches Buch „Ueber den Zahnstocker der Alten“. Der Erfolg war ein glänzender: — die Akademie der Wissenschaften von Windblasenheim ernannte Spruhzen zu ihrem korrespondirenden, die von Trippstrill zu ihrem wirklichen Mitgliede. Zu gleicher Zeit avancirte er zum Ordinarius, von welchem aus es im Grunde nur noch ein Schritt zum Geheimen Hofrath und von dort ebenfalls nur noch einer zum Kultus-

minister. Mutter der Sprühze, deine Ahnung hat dich nicht getäuscht!

Nur weiter vorwärts, theurer Rafael, nur weiter weiter hinangeklimmt die glattgeschälte, wohlleingeseifte Kletterstange des Ruhms! Was von da droben, vom Kauschgold umknistert, verheißungsvoll dir zuwinkt, ist keineswegs ein „Köcher der Eitelkeit“, bewahre! . . . es ist vielmehr ein Ministerportefeuille, umwunden mit dem Großkordon des Kronordens von Liliputlingen . . . Aber, wie zu sehen, bedarf ein Mann wie Rafael Spruhz des mahnenden Zurufs gar nicht. „Est deus in nobis“ — ihn treibt der Gott in ihm. Wahrhaftig, der strebsame Kletterer hat schon die Hälfte der Stangenlänge hinter sich.

Jedennoch — wißt ihr? — wo viel Licht, ist auch viel Schatten, wo viel Ruhm, auch viel Neid. Am grünsten gefärbt, sagt man, sei selbiger in Universitätsstädten, was, sagen die Leute, von dem starken Grünspan-Niederschlag der gelehrten Atmosphäre herrühre. Fest steht, daß der Herr Professor Spruhz dem Neide nicht entging. Kollegialische Wespen hatten an dieser edlen Frucht deutscher Wissenschaft erstaunlich viel zu nagen. Insbesondere konnte die akademische Lästerschonik nicht müde werden, von der „Eitelkeit“ des berühmten Mannes zu singen und zu sagen. Der große Spruhz — zischelten die bösen Zungen — fühle sich zerrissen wie ein wunder Schuh, sei des Welt Schmerzes voll bis zum Bersten, sei Faust von den Absägen bis zur Hufspitze, wenn ein Monat verginge, ohne daß die Zeitungen von ihm sprächen. Er habe auch — litaneierte der Neid weiter — ein vollständiges System der Blague und Claque organisiert, um dieses Unglück abzuwenden, vornehmlich mit Hilfe hysterischer Weiber, welche, ohne je eine Zeile von ihm gelesen zu haben, seine Spruhznase als einen Wegweiser zum Himmel der Weisheit; Tugend und Orthographie ansähen. Und wenn Alledas wahr wäre, was weiter? Hat nicht jeder Mensch das Recht, Unglück abzuwenden, und den Trieb, nach Glückseligkeit

zu streben? O, du armer, wespnenbenagter Spruhz, falls die Wespen gesehen hätten, welche harmlos innige Freude dein großes Herz erfüllte, wenn dein Ruhm in den Zeitungen stand und wäre selbiger auch nur in der „Stadtflatsche“ gestanden, sie würden sich kindlich mit und an dir gefreut haben!

Eines schönen Tages — es ging gegen das Jahr 1848 zu — war in besagter „Stadtflatsche“ unter der Rubrik „Vaterländisches“ zu lesen: „Unser gefeierter, hochverehrter Spruhz, welcher zum Semesterschluß eine Abhandlung „Ueber das antike, romantische und moderne Korsett und dessen Verhältniß zur Natur, Kunst, Religion und Politik“ in der Aula vortragen wird — (Diese Abhandlung bildet dem Vernehmen nach einen Abschnitt aus dem neuen epochemachenden Werke, an welchem der berühmte Gelehrte gegenwärtig arbeitet) — unser gefeierter Spruhz also hat sich gestern die Hühneraugen schneiden lassen. Die Operation ist nach Umständen glücklich von statten gegangen.“

Der grüne Neid schlug so zu sagen ein Rad vor Freude beim Erscheinen dieses vaterländischen Artikels. Er hielt nämlich denselben für eine Satire auf die angebliche Spruhzische Eitelkeit. Aber ich kann dem Neid seine Schadenfreude versalzen, ich; denn ich weiß aus bester Quelle, daß der citirte Artikel, welcher die Ankündigung eines unsterblichen Werkes so geistvoll und bedeutsam mit der Notiz verband, daß große Männer nicht allein von den großen, sondern auch von den kleinen Leiden des Lebens (scil. von Hühneraugen) heimgesucht würden — keineswegs satirisch gemeint sein konnte, weil derselbe nicht unmittelbar, aber sehr mittelbar von dem gefeierten, hochverehrten Manne selbst ausgegangen war . . .

Hier angelangt, nahm der Erzähler einen guten Schluß dunkelrothen Malansers zu sich und fuhr, ohne darauf zu achten, daß der Herr Züchtling und der Herr Riefeler mehr und mehr

unbehaglich auf ihren Stühlen hin- und herrutschten, das Garn seiner Historie zu spinnen fort, wie folgt.

3.

Nun aber, gute alte Jungfer Alio, die du das trostlose Geschäft betreibst, alle dorf-, stadt-, land- und weltgeschichtlichen Dummheiten zu notiren, welche die Menschen von Uraufgang an bis auf den heutigen Tag herab gemacht haben, dich ruf' ich an! Denn, mit Verlaub, meine Novelle nimmt jeztunder eine sehr, ja eine sehr historische Wendung und muß, fürcht' ich, eglichen alten Umrath sanft aufrühren.

Wollt' ich so weitschweifig sein, wie ein gründlicher Deutscher Anstandshalber sein sollte, müßt' ich zuvörderst einen Lob- und Preispsalm auf die deutsche Tugend der Pietät anstimmen, auf jene schöne Pietät, welche zu Anfang des mehrfach bekannten „tollen Jahres“ an alle in der Kumpfkammer vaterländischer Erinnerung selig verschimmelten und verschollenen Antiquitäten und Kuriositäten, an alle ausgebälgtten Notabilitäten in Kirche und Staat, an alle mumisirten Renomméen in Kunst und Wissenschaft, an alle Versteinerungen des vorsündfluthlichen Liberalismus den Reim und Ruf ergehen ließ: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, o schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!“ . . . Na, sie haben des Vaterlands Größe und Glück wirklich zurückgebracht. Haben sie nicht? Kalkulire, sie haben.

Selbstverständlich konnte ein Professor, welcher das weltberühmte Buch über den Zahnstocher der Alten und das noch weltberühmtere über das antike, romantische und moderne Korsett geschrieben hatte, bei den Wahlen zum ersten Palaverment

deutscher Nation nicht übergangen werden. Wurde auch wirklich nicht übergangen. Da aber, als er seine Wahlurkunde empfangen hatte, da hättet ihr unsern gefeierten Spruhz sehen sollen! Wie er vor dem Spiegel stand, seiner zu haltenden reichstäglischen Jungfernrede Triumph vorweggenießend, in Haltung und Gebärde ganz Demosthenes, ganz Rikero, ganz Pitt, ganz Vergniaud — ah bah, nein, ganz Spruhz! Denn mit wem wohl wäre der große Mann zu vergleichen gewesen außer mit ihm selbst? So stand er da, so hob er das Haupt, so spreizte er die Beine, so reckte er mit majestätischer Schwenkung den Arm, als er im Voll- und Hochgefühl des Spruhzenthums die Worte sprach: „Auch ich bin ein Staatsmann!“

Wundervolle Zeit, wo auf den Kathedern Germaniens die Staatsmänner aufschossen wie Rüben! Zucker zwar hat man keinen daraus gewonnen, doch aber Wasser, viel Wasser. Männiglich weiß, daß schon Pindaros vor Zeiten das Wasser als das „Beste“ gepriesen hat; aber zehn Pindaroi fürwahr hätten nicht ausgereicht, nach Gebühr die Unmasse von Wasser zu preisen, welches unsere besten Männer Anno 1848 von Staatsmännischkeitswegen gel...äutert haben.

Es braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß der große Rafael Spruhz kaum das Pflaster von Frankfurt betreten hatte, als er sich auch schon beeilte, jener heiligen Schar von Reichsprofessoren, Reichsadvokaten, Reichspastören und Reichsjunkern sich anzureihen, — welche heilige Schar, obzwar ein nie genug zu brandmarkender und zu verabscheuender Spott sie als die heilige „Duselmannschaft“ bezeichnete, unter der Führung des nie genug zu preisenden Longinus Superciliosus um das Vaterland, wie weltbekannt, die kolossalsten, die pyramidalsten Verdienste sich erworben hat, wißt ihr? Dieweilen jedoch das glorreiche Rathen und Thaten dieser heiligen Schar in den „Annalibus Schöppenstädtenbüus“ des Ausführlichsten beschrieben ist, brauche ich mich weiter nicht darauf einzulassen.

Jetzt aber ist das Wunderliche, ja ohne nähere Kenntniß der Umstände geradezu Unbegreifliche zu melden, daß unser gefeierter Spruhz in dem erhabenen Kreise gründlichster, dusekmännischster Reichsverfassungsparagraphenerzeuger keine so hervorragende Stellung einnahm, wie sein Genius erwarten ließ. Er wurde nicht einmal Reichsminister. Die „rohe“ Linke, stets darauf aus, das Stralende zu schwärzen, erfachte sich der freventlichen Behauptung, der Genius von Rafael Spruhz sei, bei Licht betrachtet, gerade so ordinär wie seine Nase. Trotz alles Ziehens und Zerrens bleibe derselbe stumpf und mopfig, wie also auch das besagte Organ geblieben sei.

Das hieß den herrlichen Mann an der empfindlichsten Stelle anfassen. Mit einem Blick der Verachtung, nein, der Vernichtung auf die Verleumder zog er sich in die feste Burg seines edlen Selbstbewußtseins zurück, um hier zur Beschämung seiner Neider und Verfechter auf eine ungeheure That zu sinnen. Lange wollte ihm keine einfallen, was ganz mit natürlichen Dingen zunging. Denn wo wäre zu jener Zeit etwas Großes zu ersinnen gewesen, das nicht andere „beste“ Männer bereits gethan gehabt hätten? Rafael Spruhz sann und sann, bis heller Schweiß seine edle Denkerstirne bethaute. Endlich, ha! . . . Großer Gedanke! . . . Heureka!

Wenn alle andern Felder staatsmännisch-reformistischen Thatenthums bereits von Reichsprofessoren belegt und besetzt waren, eins noch war ledig, eins, von dessen Wichtigkeit eine „rohe“ und „unreife“ Linke keine Vorstellung hatte: — das Feld der Tracht-Reform oder Reform-Tracht. Hatte er sich doch früher schon gründlichst mit diesem Problem beschäftigt. Jetzt nahm er es wieder auf, all sein Meinen und Minnen, Dichten und Trachten darauf concentrirend. Mochten Andere den sterilen Boden der Paulskirche bewässern, mochten Andere das absolute Vakuum eines Reichsministerportefeuille mit sich herumtragen, er, der große Spruhz, hatte derweil den

archimedischen Punkt gefunden, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Natürlich ging er bei seinem Unternehmen mit dem ganzen Ernst, mit der vollen Gewissenhaftigkeit deutscher Wissenschaftlichkeit zu Werke. Ein oberflächlicher Franzos oder Italiäner würde ohne Zweifel frivol-exoterisch verfahren sein, d. h. er hätte als nächste Ziele seiner trachtreformistischen Thätigkeit etwa den Rock oder Hut ins Auge gefaßt. Nicht so unser Spruhz, der gründlich-esoterisch verfuhr, wie germanische Gemüthsvertiefung und Geistesvölle es verlangten.

Leider aber schien mit grünem Neidschein ob der parlamentarischen Laufbahn des über alle Maßen fürtrefflichen Mannes ein Unstern, der so, wie die Sachen lagen, zugleich ein Unstern für Deutschland war.

Bersenkt in seine Forschungen und Findungen, hatte nämlich unser gefeierter Spruhz keine Muße gehabt, darauf zu achten, daß deutscher Nation erstes Palaverment zu dieser Zeit allmählig in den Zustand der Klatterigkeit hineingerathen war, in einen Zustand, welcher selbst mit der „germanischen Tugend des Vertrauens“ gänzlich vollgestopfte „Staatsmänner“ einigermaßen stugig machte.

Habt ihr, meine hochzuverehrenden Zuhörer und sonstiges Publikum, habt ihr jemals Gelegenheit gehabt, einen talentvollen, tugendhaften, wohldressirten und so zu sagen wissenschaftlich gebildeten Pudel zu sehen, wie er sich mit loyalster Schweifwedelung seinem Herrn zu Füßen legt, von diesem aber mit einem derben Fußtritt begnadigt wird und daraufhin mit zurückgelegten Ohren und elegisch hängendem Schweife davon schleicht? Ohne Bild: — die Deputation von besten Männern, welche sich Anno 1849 von Frankfurt aufgemacht hatte, um Sr. Majestät dem Könige von Preußen die pappendeckelige Kaiserkrone zu überbringen, war von ihrem Aprilgang zurückgekehrt.

Gerade in diesen Tagen nun oder wenig später war unser gefeierter Spruhz mit seinen Vorbereitungen zu Ende gekommen und betrat die Paulskirche als ein zukunftschwangerer Zeus, welchem Pallas Athene in Gestalt eines ungeheuersten Antrags unter der Schädeldecke rumorte. In Gestalt nämlich des dringlichen Antrags, „die sofortige Schaffung und Einführung eines aus dem ureigenen Geist germanischer Race entsprungenen nationalen Hosenträgers zu berathen und zu beschließen“, — eines Hosenträgers, dessen Begriff er, der große Spruhz, gefunden, dessen Theorie er entwickelt, dessen Modell er konstruirt hatte.

Weh und ach! der Stoß, welcher die gründlichste aller Reformen herbeiführen sollte, ging ins Blaue oder vielmehr er ging gar nicht los. Denn als der große Spruhz siegesicher, triumphsgewiß auf die Rednerbühne zuschritt, bemerkte er zufällig, daß nur noch eine „rohe“ und „unreife“ Linke auf ihrem Plage war.

Du lieber Himmel, wo waren denn alle die Staatsmänner hingekommen? Fürwahr, nur ein völlig in sein nationales Hosenträgerthum versunkener Spruhz, nur ein gründlichster Gelehrter, der so ganz Eins geworden mit seinem Problem, daß sich auf der Hornhaut seines Auges das Universum nur noch in Gestalt eines Kolosses von Hosenträger spiegelte, nur er konnte das nicht wissen. Hatte ein nie genug zu preissender Longinus Superciliosus nicht eines Tages feierlichst erklärt, er würde sich, so es nöthig, mit seines Leibes ganzer Länge der Reaktion entgegenwerfen? Gewiß, er hatte das erklärt, und ebenso gewiß, er hatte Wort gehalten. Denn siehe, er war gegangen, mit allen seinen Getreuen, Getreueren und Getreuesten gegangen, um sich der allgemach bis nach Gotha vorgerückten Reaktion, wenn nicht in die Bajonette, so doch in die Arme zu werfen. Sela.

Unglücklicher Spruhz! Aber dreimal unglückliches Vaterland!

Wenn Göthe zufolge Byron's Dichtungen lauter verhaltene Parlamentsreden waren, so konnte sich Mylord und konnte sich die Welt diese Redenverhaltungen schon gefallen lassen. Leider ist aber das Resultat einer Parlamentsredevorhaltung nicht immer ein Childe Harold, ein Raimund oder ein Don Juan und liefert hiefür das Schicksal unseres gefeierten Spruhz einen ewig beklagenswerthen Beweis.

Seine welterschütternde und doch zugleich Deutschlands Zukunft „auf breitester Basis“ ein für alle Mal sicherstellende „Oratio pro corona“ verhalten zu müssen, das war mehr als Fleisch und Blut zu ertragen vermochten. Bisher hatte der über alle Maßen fürtreffliche Mann in den Stürmen der Zeit gestanden wie des Horatius bekannter Biedermaier. Jetzt aber brach er zusammen. Er wußte nicht, ob er sich als modernster Marius auf die Ruinen des Parlaments, d. h. auf die Chufu-Pyramide der stenographischen Protokolle setzen oder aber nach der Gegend zurückkehren sollte, wo seines Ratheders Zinnen ragten.

Endlich wählte er das Letztere, in seine Resignation als Patriot und in seine Würde als ordentlicher Professor sich hüllend . . . Eine Weile schien Alles gut zu gehen; aber wer dem großen Manne näher stand, konnte unschwer bemerken, wie stechend mitunter in seinem Auge der Schmerz aufzuckte, der Schmerz um das verlorene Paradies der inkommensurablen Hofenträgerreform. Selbigen Schmerz zu betäuben, Selbstvergeffenheit zu finden, lehrte der schwergeprüfte Gefeierte zu den Idealen seiner Jugend zurück und begann ein Buch „Ueber die Schminkbüchse der Lais“ zu schreiben. In einer Reihenfolge von 10,001 Paragraphen wollte er darin aus besagter Büchse heraus das ganze Griechenthum entwickeln, mit märchenhafter Gelehrsamkeit, aber zugleich auch mit einem Humor, welcher an komischer Höhe und an tragischer Tiefe den shakespeare'schen weit übershakespeare'siren sollte.

Oh, der Schicksalstücke, welche die deutsche Literatur um dieses klassische Werk betrogen hat! . . . Gerade nämlich, als unser gefeierter Spruhz den eben erwähnten neuen Aufsatz machte, die Spitze der mehrbesagten Kletterstange endlich zu erklimmen, glitschten Hände und Kniee des großen Mannes aus, er fiel und zwar auf den Kopf.

Das ist leider wörtlich zu verstehen. Denn als ihm eines Morgens seine Aufwärterin — der große Mann hatte nie geheiratet, um ganz der Wissenschaft leben zu können — den Kaffee brachte, was sah sie da? Den weltberühmten Spruhz sah sie da, der mitten im Zimmer auf dem Kopfe stand und verzweifelte Anstrengungen machte, auf dem Kopfe nicht nur zu stehen, sondern auch zu gehen.

In ihrem Entsetzen über dieses außerordentliche Gebaren eines ordentlichen Professors ließ die Aufwärterin das Kaffeezeug fallen. Der Milchtopf ging in Scherben und die heiße Milch spritzte Spruhzen ins Gesicht, was zur Folge hatte, daß der große Mann einstweilen von seiner absonderlichen Turnübung abstand.

„Herr Jesses! Aber, Herr Professor, was machet Sie denn da?“

„Bulgäres Geschöpf, als ob ein Mann meines Schlages es nicht endlich satt bekommen müßte, wie die andern ordinären Menschen auf den Füßen zu gehen!“ . . .

Als die Kunde von diesem spruhzischen Kopfwanderungsexperiment in der Stadt sich verbreitete, summite der kollegialische Wespenschwarm schadenfroh: „Ganz in der Ordnung das! War ja leicht vorherzusehen, daß es noch so kommen mußte.“

Ob und inwieweit die damals aufgekommene und allerhöchsten Ortes eifrig protegirte stahl-leo'sche Lehre von der „Umkehr“ die bejammernswerthe Katastrophe unseres gefeierten Spruhz mitverschuldet habe, ist historisch nicht festzustellen.

Aber daß die Sichselbstumkehrungsidee ihm zur fixen geworden, das ist leider nur allzu festgestellt.

Moral: — Soweit kann ein gelehrter und gefeierter Spruhz kommen, welcher seine natürliche Bestimmung, geheimer Hofrath zu werden, verfehlt hat und statt dessen ein öffentlicher Staatsmann geworden ist. Cavete!

Fürchtgott Ehregott Liebegott Mogler.

Eine Stereoskopie aus der innersten Mission.

The devil can cite scripture for his purpose.
An evil soul, producing holy witness,
Is like a villain with a smiling cheek;
A goodly apple rotten at the heart;
O, what a goodly outside falsehood hath!

Merchant of Venice, I, 3.

1.

Im anmuthigsten seiner lyrischen Gedichte hat der ruhelose Tasso, einen Poeten der griechischen Anthologie nachahmend, den Wunsch ausgesprochen, der gestirnte Himmel zu sein, damit er mit allen den tausend und wieder tausend Sternenaugen niederblicken könnte auf die Schönheit seiner Geliebten, welche aber, gelegentlich bemerkt, nicht die ältliche, nachmals durch Göthe in Marmor verjüngte Prinzessin von Este gewesen ist.

Nun wohl, Dichtern muß man dergleichen närrische Wünsche verzeihen, und vollends verliebten Dichtern! Wer aber weder ein Poet noch ein Verliebter ist, dürfte meiner Meinung sein, welche dahin geht, daß tausend und mehr Augen sehr überflüssige, wo nicht sehr unbequeme, ja geradezu unselige Dinge wären. Denn wer gelernt hat, hinter die Kulissen des unendlichen, alltäglich neu in Szene gehenden Spektakelstücks „Comœdia humana“ zu blicken, der weiß, daß man mittelst seiner zwei armen Augen schon genug und sehr viel mehr als genug Elend und Niedertracht wahrzunehmen vermag auf dieser „schönen, grünen“ Erde, die noch dazu, wenigstens in unserem Zustemilien-Klima, mindestens die Hälfte des Jahres über weder grün noch schön ist. Allsehend zu sein, müßte das schrecklichste Unglück

sein, welches einem Menschen zustoßen kann, und wenn der gesunde Menschenverstand nicht ein „verworfenenes Naturding“ wäre, womit die „Frommen“ Nichts zu schaffen haben, so müßte man sich billig verwundern, daß sie keinen Anstand nehmen, ihrem Gott in einem und demselben Athemzug die Attribute Allsichtigkeit und Allseligkeit beizulegen.

Doch wir haben es heute — Dank den Göttern sämtlicher Theologien! — nicht mit Theologischem zu thun, sondern vielmehr mit einer Gasse hinter den Kulissen des Theaters, allwo die traurige Komödie des menschlichen Daseins aufgeführt wird.

Die gemeinte Gasse hat zunächst die Form eines behäbigen Zimmers und sitzen darin an einem Tische sich gegenüber der alte Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler und sein einziger Sohn Fürchtegott Eheregott Liebegott Mogler*).

Ihr seht, schon die Namen von Vater und Sohn weisen auf eine „ausgewählte“ Familie und, fürwahr, die Namen lügen nicht.

Der alte Mogler hatte Was vor sich gebracht in dieser sündigen Welt: — 1) einen sehr großen Bauch, 2) ein hübsches Vermögen, 3) den Ruf eines geriebenen Geschäftsmannes, 4) den Geruch der Gottseligkeit, 5) drei Frauen, die er alle begraben und beerbt und deren letzte ihm seinen einzigen legitimen Sprößling gegeben hatte.

Vater und Sohn waren in tiefer Trauer, nämlich ihre Kleider. Sie kamen vom Begräbniß einer Schwägerin und Tante, nämlich der Schwester von des alten Mogler's dritter

*) Die Materialien zu der „erwecklichen“ Geschichte, welche ich hier erzähle, sind mir von durchaus verlässlicher Hand aus einem der 33 oder gar 37 deutschen Vaterländer zugekommen. Der Zufender verbürgt die Thatfachen. Den Schauplatz der Ereignisse aber hat er nicht angegeben. Einige Umstände lassen vermuthen, daß der Ort der Handlung eine der vier unfreien Städte gewesen; allein andere widersprechen wieder dieser Vermuthung.

Frau. Die Selige hatte ihren Neffen, den jungen Mogler, zu ihrem Universalerben eingesetzt und zwar, wie es in ihrem Testamente hieß, weil besagter Neffe „eine starke Säule am Tempel“ zu werden verspräche und den „leidigen Mammon“ sicherlich nur „zur Mehrung des Reiches Gottes“ gebrauchen würde.

Der alte Mogler goß sich aus der vor ihm stehenden Weinkanne ein frisches Glas voll, trank es bedächtig aus, faltete dann mit etwelcher Anstrengung seine fetten Hände über dem Bauchkloß, wirbelte, wie er in „erweckter“ Stimmung zu thun pflegte, langsam den Daumen seiner Rechten um den seiner Linken und sagte schläfrig: „Fürchtegott, die Hand des Herrn hat uns auch in dieser Sache wieder gnädiglich geführt. Die Kraft meines Gebets hat sich auch hier wieder herrlich erprobt, wie überhaupt auf meinem ganzen Lebensgange. Ich schrie inbrünstig zum Herrn, daß er den Sinn deiner seligen Tante lenken möchte, uns zum Vortheil, und siehe, er hat selbigen also gelenkt.“

„Hm, die Kraft deines Gebetes in Ehren, Vater; aber ich denke, ich habe zur Verstärkung derselben nicht wenig beigetragen, zur Stunde, wo ich, ich der Todfranke, in allerlei fremden Zungen redete und weissagete, weißt du?“

Und wie er so sprach, schaute der halbwüchßige Bursch mit den bleifarbenen Zügen über das Glas hinweg, an welchem er mit den garstigen Wurstlippen seines weitgeschlitzten, langgezähnten Mundes nippte, aus kleinen Schweinsaugen den Vater unbeschreiblich pfffig an. Dann leerte er das Glas in einem Zug, warf sich in seinen Stuhl zurück und brach in ein schmetterndes Lachen aus.

„Bsch, bsch, Zunge! Wie oft muß ich dich noch mahnen, dir dieses laute Lachen abzugewöhnen? Es will sich mit einem christlichen Lebenswandel durchaus nicht vertragen. Ueberhaupt, lieber Fürchtegott, vergiß nie, daß nur unermüdlische Vorsicht, Wachsamkeit und Selbstbeherrschung uns nicht straucheln lassen

auf unserem rauhen Wege durch dieses Jammerthal. Was spricht der Herr? „Seid klug wie die Schlangen“! spricht er. Du hast zur Lenkung des Sinnes deiner selig im Herrn entschlafenen Tante Etwelches beige tragen, ich geb' es zu; allein wie nahe auch warst du daran, Alles zu verderben durch den unbegreiflich unvorsichtigen Fehlgriß nach der Weinflasche“ . . .

„Der verdammte Doktor! Wer hieß ihn auch so schnell die Thüre des Nebenzimmers wieder aufmachen? Aber die Tante hatte Nichts gemerkt und das war die Hauptsache. Die gute Seele! Nicht wahr, Vater, morgen haben wir die Erbschaft? Es ist, wie ich bestimmt weiß, eine hübsche Summe baaren Geldes dabei. Die Tante hatte so eine Seelenfreude am Geldzählen. Mir macht es auch Spaß, großen Spaß. Die blanken, runden Dinger, um welche man Alles, aber auch gar Alles laufen kann in diesem Jammerthal, so durch die Finger laufen zu lassen und in wohlgeordnete Häufchen zu vertheilen . . . nein, ich sag', es gibt keinen schöneren Zeitvertreib!“ . . .

Während sich der hoffnungsvolle Sproß des alten Mogler im Vorgefühl des morgigen Geldzählens wiegt, wollen wir uns rasch die Szene vergegenwärtigen, auf welche in dem Gespräche zwischen Vater und Sohn angespielt worden. Sie war so zu sagen das Debüt, womit unser junger Mogler sein Gastspiel auf der Bühne dieses „Jammerthals“ eröffnete.

Die selig im Herrn entschlafene Tante Eulalia war eine hektische alte Jungfer gewesen, „fromm“ wie das ganze Haus Mogler und Komp., sehr fromm und demnach verliebter Natur, mehr als sich eigentlich für eine Jungfrau schicken will, insonderheit für eine alte. Es ging auch unter den Kindern dieser Welt eine Sage um, der Jungferschaft Eulalia's sei in jüngeren Jahren Etwas zugestoßen, und wollten besagte Kinder diesen Zufall aus früherer Zeit mit dem Umstand in Verbindung bringen, daß Fräulein Eulalia in der letzten Zeit ihres Lebens mit dem Gedanken umging, ihr Vermögen ganz oder wenigstens

zum größern Theil einer jungen Person zu vermachen, die als Magd in der Stadt diente und über deren Herkommen eine Art heiligen Dunkels schwebte. Dieser Vorsatz kam jedoch nicht zur Ausführung.

Eines Tags — es war zur Zeit, wo das „Reich Gottes“ durch tanzende Tische, klopfende Geister und brüllende Revivals ganz absonderlich hochbewegt war — wurde Jungfrau Eulalia eilends in das Haus ihres Schwagers beschieden, maßen der junge Fürchtegott Ehregott Liebegott, bereits bekannt als ein sehr gesegneter „Sekl'ing im Weinberg des Herrn“, abermalen „geistig angeweht“ sei. Und wirklich, so war es. Die Tante traf den lieben Neffen auf seinem Bette liegend, angeweht, angewindet . . . bah, nicht nur das, sondern wahrhaft angestürmt, angeorkant vom „Geist“. Kollte der Junge, populär zu reden, die Augen wie ein gestochener Bock, wand sich in Krämpfen, hatte Etwas wie Schaum vor dem Munde, stöhnte und ächzte apokalyptisch, schrie Wehe, dreimal Wehe. Ein recht „erwecklicher“ Anblick! War aber die Küchenmagd, welche ganz neu im Hause und von dessen Erwecklichkeiten noch nicht wußte, im ersten Schrecken fortgelaufen, einen Arzt zu holen. Als dieser kam, traf er den Patienten im vollen Zuge der Weissagung und Orakelung und war deren Strom auf das Gemüth der Tante Eulalia gerichtet. Diese sah sehr zerknirscht drein; aber der alte Mogler saß seitwärts an einem Tisch und hatte eine angebrochene Bordeauxflasche vor sich stehen, weil seiner Vaterangst eine Herzkärkung noththat.

Der Doktor hörte den „Angesaksten“ nur noch schreien: „Wehe dem, durch den da Aergerniß kommt!“ was für die fromme Tante eine ganz besondere Bedeutung haben mußte, denn sie schlug die mageren Hände vor das Gesicht und seufzte höchst beweglich. Der Arzt untersuchte hierauf den Kranken, zog dabei die Mundwinkel herab, wie eben die Profanen und Publ'kanen, die Materialisten und Attheisten ihre Mundwinkel

herabzuziehen pflegen, wenn sie einem von ihnen unverständenen Mysterium des „höheren Daseins“ gegenüberstehen, und ging dann, begleitet von Herrn Mogler und Fräulein Gulalia, ins aufstoßende Zimmer, um sein Recept zu schreiben. Dies gethan, stand er auf, ging mit den Worten: „Ich muß doch unsern Patienten noch einmal betrachten“ — rasch zur Thüre, öffnete diese und erblickte, was auch der alte Mogler erblickte, nämlich den „gesegneten Segling im Weinberg des Herrn“, welcher von seinem Lager gesprungen war, die Bordeauxflasche ergriffen und an den Mund gesetzt hatte, um dieselbe auszutrinken, — „zur Ehre Gottes“, vermuth' ich.

Der Arzt — ein Mann von Welt, welcher wußte, daß es räthlicher, in zehntausend Hornissennester als in ein Nest der Gottseligkeit zu stechen — zog die Thüre sogleich wieder zu, lächelte noch materialistischer und atheistischer als vorher, sagte aber Nichts und empfahl sich Kurz darauf erlag die fromme Jungfrau Gulalia ihrer Schwindsucht und ging ohne Zweifel direkt in den Himmel ein. In ihrem Testament ist von der oben erwähnten Magd nicht mit einer Sylbe die Rede gewesen: die Ermahnung des „angewehnten“ Fürchtegott Ehregott Liebegott war also nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Er selbst war der einzige Erbe seiner Tante.

2.

Gottfried Gottlieb Gottlob Mogler hatte auf seinem Geschäftswege durch dieses sündhafte Erdenjammerthal häufige Veranlassung gehabt, Prozesse zu führen, und hatten seinem heranwachsenden Sohne die Rechnungen der Advokaten gar oft gewaltiges Aergerniß erregt. Theils, um später die Mogler's

ischen Prozesse selber führen zu können, theils, weil er sich die Ansicht bildete, daß die Juristerei ein lukratives Geschäft sein müßte, entschloß sich der junge Fürchtegott Eheregott Liebegott, ein Rechtsgelehrter zu werden.

Indem er aber nach der Universität abging, um sich tüchtig zu machen für den Kampf mit den Dingen dieser Welt, vernachlässigte er darob keineswegs „das, was droben ist“. Gehörte er nicht mit zu den Stiftern des gottseligen Studentenvereins „Wingolf“? Ja, wohl gehörte er dazu. Und nicht nur das; denn aus bester Quelle, nämlich von ihm selber wissen wir, daß die erste Anregung zur Wingolferei von ihm ausgegangen. Er war als Student auch ein sehr häufiger und willkommener Gast im „Tempel“ der Universitätsstadt, d. h. in dem berühmten Konventikel, welchen der Winkeladvokat Klebrich in seinem Hause hielt. Dieser Klebrich besaß unter Anderem eine schwarz-äugige, zwar nicht mehr ganz junge, aber im alten Testament sehr beschlagene Tochter. Unser Wingolfinger verkehrte viel in dem erwecklichen Hause. Es hieß, er habe bei dem gottseligen Klebrich Privatstunden in der Wissenschaft der frommen Agitation und beim Fräulein Charitas Klebrich Lektionen in alttestamentlicher Geregese.

Ueber die letztere Auszweigung des der Juristerei und Wingolfingerei beflissenen jungen Moglers wurden in den heidnischen Korpskneipen viele unziemliche Witze gerissen, welche leider nicht einmal daun verstummten, als Fräulein Charitas das Unglück hatte, von der Wassersucht befallen zu werden. Nach etlicher Zeit schlug diese Wassersucht plötzlich in eine wunderbare Krisis um, nämlich in ein Wochenbett, was, da auch die Polizei ihre profane Hand in diese miraculöse Geschichte hineinzustecken beliebte, eine völlige Umwälzung im „Tempel“ zur Folge hatte. Unsere Quellen fließen jedoch an dieser Stelle so trübe, daß wir außer Standes sind, unsere Leser über die Sache völlig ins Klare zu setzen. Was wir

mit Bestimmtheit melden können, ist nur Zweierlei: — 1) daß der junge Mogler schleunigst eine andere Hochschule bezog, und 2) daß Herr Klebrich, der Vater Charitatis, eine Reise zum alten Mogler that, bei welcher Gelegenheit zwischen den beiden gottseligen Vätern sehr unliebsame Verhandlungen stattgefunden haben sollen.

Man hat nachher den alten Mogler sagen hören: „So viel Geld! Ein so unmenschliches Geld! Das gibt mir den Rest.“ . . . Und siehe, es gab ihm wirklich den Rest. Er wurde von da an noch viel tiefkönniger und „frommer“, als er vorher gewesen, und sein geheimer Seelenkummer schlug sich in Gestalt einer immer intensiver werdenden Weinröthe auf seiner Nase nieder. Eines Abends arbeitete er rastlos eifrig an der Vermehrung dieser Röthe und wurde demzufolge gerührt wie noch nie, d. h. vom Schlag.

Der untröstliche Sohn bestattete den Todten großartig und that das Gelübde, dem Andenken des Seligen zu Ehren sein Lebenlang eine ebenso erweckliche weiße Halsbinde zu tragen, wie Jener getragen hatte.

3.

Erwecklich nämlich war die Halsbinde unseres Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler, den wir als wohlbestallten Rechtsanwalt wiederfinden, erwecklich im höchsten Grade. War sie nicht weiß wie die weißesten Bäckchen, welche je ein Bonze umgebunden? War sie nicht steif wie irgendein römisches oder lutherisches Dogma? Rechne, sie war es. Ueberdies hatte Herr Mogler eine ganz eigene Art, die Enden seiner weißen steifen Halsbinde mystisch zu verknüten, so daß er sich schon mittelst dieser Schleife Wissenden als „Bruder im Herrn“ signalisirte.

Er war aber die Säule Boas am Tempel, er war auch die Säule Jachin. Er war der siebenarmige Leuchter im Heiligen und er war auch der Cherub im Allerheiligsten, welcher mit den Fittigen seines Ansehens und Einflusses die Bundeslade deckte. Summa: ein höchst respektabler, angesehener, einflußreicher, großer und heiliger Mann!

Das wird man nicht so ohne Weiteres und unser theurer Mogler hatte sich's gehörige Mühe kosten lassen. Wahrhaftig, das hatte er. Freilich war ihm hiebei auch das Glück günstig gewesen, indem es ihm verschiedene schöne Veranlassungen bot, seine „frommen Gaben“ werththätig spielen zu lassen

Es ist eine weltgeschichtliche Thatsache: — die Welt will betrogen sein. Will sie nicht? Kalkulire, sie will; d. h. Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler kalkulirte so und er that der Welt ihren Willen. War er doch ein viel zu guter Sohn, als daß er seines Vaters oft wiederholte Mahnung: „Seid klug wie die Schlangen!“ nicht zur Richtschnur seines Lebens gemacht hätte. War, wie gesagt, ein gemachter Mann, respektabel und „hochmögend“ wie die ci-devant Generalstaaten von Holland. Ging umher in seiner weißen, steifen, erwecklichen Halsbinde wie ein „Schlauch der Gottseligkeit“. Wo immer man selbigen anstach, quollen erbauliche Bibelsprüche und beschauliche Sentenzen heraus, daß es war ein Wohlgefallen und süßer Ruch vor dem Herrn.

Moglers Hauptstärke jedoch war die „Religionsgefahr“, will sagen die Aufspürung und Abwendung derselben. Niemals hat ein Hühnerhund eine wilde Ente soweit hin gewittert, wie unser Mogler Religionsgefahren witterte. Ihm zufolge war die Religion ein aus dünnstem Glase verfertigtes Ding, welches man gar nicht genug vor Schaden hüten könne. Er wußte, obzwar von Gottseligkeitswegen behauptend, daß alle „Profanskribenten“ ein „Gräuel vor dem Herrn“, doch sehr gut, wie richtig der Schiller gesagt: „Verstand ist stets bei Wenigen nur

gewesen“ —, und daß demnach die Verständigen, welche wußten, daß die Religion als das Eigenste und Innerste des Menschen weder gestohlen noch geraubt werden könne, in verschwindend kleiner Minderzahl seien. Deshalb machte er unbeschreiblich gern in Religionsgefahr. Stets lag er auf der Lauer und er hatte insbesondere bei zwei Gelegenheiten als Religionsretter erster Sorte sich hervorgethan.

War nämlich seiner Zeit in der Gemeinde die Haupt- und Staatsaktion der Anstellung eines Nachtwächters vorgekommen. Der neubestallte Würdeträger hatte in der ersten Nacht seiner Amtswartung, in der allerbesten Absicht und um seinen Mitbürgern seinen Amtseifer zu manifestiren, dem Stundenruf noch etliche Kunstbeilagen zugetheilt und so auch den bekannten alten Gesangbuchvers produziert:

„Es kostet viel, ein Christ zu sein;
Die Heiden leben billig:
Die Christen trinken Bier und Wein,
Die Heiden trinken Millich.“

Zum Unglück hatte diese nachtwächterliche Kunstproduktion vor dem Hause unseres eifrigen Moglers stattgefunden, der noch aufsaß, mit Geldzählen und sonstigen frommen Uebungen beschäftigt O, du unglückseliger Nachtwächter, wenn du hättest ahnen können, wie sehr dein Singsang das religionsretterliche Gemüth des gottseligen Mannes mit der erwecklichen Halsbinde erschüttern, empor-, entflammen mußte!

Am folgenden Morgen ging ein Zetermordio um unter den Mitgliedern des Tempels und da war in der ganzen Stadt kein alt Weib männlicher oder weiblicher Race, das nicht in allen Tonarten geseufzt, gestöhnt, gestöhlt, gerafft hätte: „Man will uns unsern Glauben rauben! Es ist eine große freimaurerisch-atheistische und kommunistische Verschwörung, welche Altar und Thron umkippen machen will Meine

„Regillion“ „laß' ich nicht! . . . Religionsgefahr! Religionsgefahr! Muh, muh! Mäh, mäh!“

Wer und was kann dem Furor religiosus widerstehen, insonderheit in unseren Tagen, wo der „flache Rationalismus“ und die „seichte Aufklärung“ durch die heilige Allianz des höheren Blödsinns und der Polizei so glücklich beseitigt worden sind? Der arme Teufel vom Nachtwächter bewies umsonst, sein alter Gesangbuchvers sei wirklich und wahrhaftig ein alter Gesangbuchvers. Der große Mogler behauptete, selbiger Vers sei vielmehr eine „Blasphemie“, ein „Attentat auf Religion und Sittlichkeit“, und natürlich bekam Herr Mogler Recht. Der Attentäter wurde ab- und überdies vier Wochen lang an den Schatten gesetzt.

Diese von dem frommen Mann siegreich durchgeführte Agitation war nur die Vorübung zu einer nach größerem Maßstabe angelegten, deren ganzer Verlauf den angehenden Heiligenschein um Moglers nicht gerade hübsches Haupt her zu einem vollendeten machte. Seit Vollbringung dieser Religionsrettung im großen Styl galt der Edle für den Fels, an welchem jeder Ansturm der Brandung des Unglaubens zerschellen mußte. Wo er und seine erweckliche Halsbinde sich zeigten, konnte man sicher sein, daß irgendein Schlag für das Reich Gottes und gegen das Reich Satans geführt werde.

Die gemeinte Sache war aber diese: — Ein junger negativer Theolog hatte ein epochemachendes Buch geschrieben . . . Ihr kennt doch, - hoff' ich, meine Verehrtesten, das berühmte Apokryphon —

„Von Sanct Huberti Bart,

Den man so lang zu Rom verwahrt' . . .“

nicht wahr? Nun wohl, dieser Bart war der Gegenstand des erwähnten Buches, worin mit ungeheuerstem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, mit alledem Rüstzeug philologisch-historischer Kritik der Beweis geführt wurde, besagter Bart sei

eigentlich gar kein Bart, sondern nur ein Phantasma, ein Mythos, das Produkt des mythenbildnerischen Volksgeistes. Das Werk machte seinen Verfasser berühmt und war das ganz in der Ordnung. Aber damit noch nicht genug. Damals nämlich war die Unterwerfung des Staats unter die Kirche noch keine so ausgemachte Sache, wie in unsrer lieben Konfordszeit, und grassirte daher da und dort, selbst in den Kreisen höherer Staatshörmorrhoidarii eine verwerfliche Hinneigung zu negativer Theologie. In Folge dessen wurde der Verfasser des weltberühmten Buches „De Sancti Huberti barba“ auf den akademischen Lehrstuhl der Barbologie berufen.

Jetzt aber hättet Ihr unsern vielgeliebten Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler sehen sollen! Wie der den Krebs des Glaubens anthat, den Helm der Moral aufsetzte und den Spieß des Eifers zur Hand nahm! Bald war in der ganzen Stadt und ihrem Gebiete kein Glockenstrick mehr zu finden, an welchem nicht ein Frommer gehangen hätte, will sagen sturmläutend. Ein erbaulicher Anblick, höchst erbaulich! Der Kreuzzug begann und hatte den bekannten Ausgang. Es kam soweit, daß Mogler und Komp. erklärten, sie würden „in Gottes Namen schießen“; ja, eine Lesart will sogar wissen, sie hätten wirklich „in Gottes Namen“ geschossen, was aber offenbar auf Verwechslung mit einem anderweitigen ähnlichen Vorgang beruht. Sicher ist nur, daß die Regierung nicht nur nach-, sondern auch abgab und durch eine aus moglerischen Elementen komponirte ersetzt wurde. Natürlich mußte der negative Theolog, am Fuße seines Katheders angelangt, wieder umkehren und selbstverständlich wird seither die Barbologie wieder ganz in der guten alten rechtgläubigen Manier traktirt.

4.

Es ist eine in dieser erwecklichen Geschichte leider nicht zu umgehende Thatsache, daß die Kinder dieser Welt, die Söhne Belials, an unserem theuren Fürchtegott Ehregott Liebegott Etliches auszusagen hatten. Sie entblödeten sich nicht, ja sie erfreckten sich geradenwegs, zu sagen, der hochverdiente Herr Mogler sei der infamste Henschler, welcher jemals die Augen verdreht habe. Er sei, sagten die Lasterer, ein Wüßling des gemeinsten Schlags, ein Bucherer der raffinirtesten und erbarmungslosesten Art; ein Mensch, der hinter der Maske der Religion die bodenloseste Verworfenheit berge; ein Schurke, der, während er sich den Anschein zu geben wisse, mit brennendem Eifer die Werke der inneren und äußeren Mission zu fördern, seiner innersten und eigensten Mission nachgehe, nämlich der Befriedigung schmachvoller Lüste und unersättlicher Habgier. So die Söhne Belials über unsern Heiligen. Aber wer hätte ihnen glauben mögen? Niemand, und das geschah ihnen ganz recht.

Es war auch keineswegs, wie die Profanen und Publikanen, die Freimaurer und sonstigen Gottesleugner behaupteten, schmutziger Geiz, sondern es war vielmehr der Zug frommer Wahlverwandschaft, was unseren Fürchtegott Ehregott Liebegott — als selbiger, wie er sich erwecklich ausdrückte, „von seinem Herrn Jesu Christ einen Puff bekam“, will sagen einen Antrieb, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, — bewogen hat, seine Augen auf die ehrsame Jungfrau und Mitschwester im Herrn Christophora Kneipdenpfennig zu richten, die an zwanzig Jahre älter war denn er und an Heiligkeit nur ihrem Bewerber, aber auch nur ihm nachstand. An Geld und Gut ging sie ihm vor und doch hatte der Herr seinen treuen Knecht so gesegnet, daß dieser schon vor seiner Heirat mit Grund ein sehr reicher Mann heißen konnte.

An der ehrsamten Jungfrau Christophora hatten die, „so da draußen“ und „fern vom Durchbruch zur Gnade“, ebenfalls Manches auszusagen, aber was lag daran? Nichts, rechne ich. Es ist wahr, Jungfrau Kneipdenpfennig war sparsam und haushälterisch. Aber warum sollte sie das nicht sein? Wir könnten uns noch weiter über ihren Charakter verbreiten, ziehen es aber vor, denselben durch folgendes Fakt brillant zu illustriren Unter den Besitzthümern Christophora's befand sich ein Landgut vor der Stadt, auf welchem neben anderem Vieh auch Ziegen gehalten wurden, zu dem Zwecke, alljährlich im Frühling und Sommer der schwachen Brust der Besitzerin mit ihrer Milch zu Hülfe zu kommen. Indessen hatte Jungfrau Kneipdenpfennig mit zu großem Erfolg Nationalökonomie studirt, als daß sie nicht hätte wünschen sollen, die Ziegen-möchten auch noch anderweitig nutzbar gemacht werden. Zu diesem Ende war von Zeit zu Zeit ein, wie zu gestehen ich nicht umhin kann, ziemlich anrüchiges Individuum nöthig, welches im gewöhnlichen Leben Bock heißt, übrigens seit dem Erscheinen von Zimmermann's Münchhausen, also seit 1839, auch in gemischter Gesellschaft präsentabel ist, vorausgesetzt, daß man aus Rücksicht für die diversen Fräulein „Emerentien“ den Bock ja nicht etwa Bock, sondern decenter Weise den „Gatten der Ziegen“ nenne. Nun wohl, das Kurze und das Lange dieses kneipdenpfennig'schen Idylls ist, daß Jungfrau Christophora eines schönen Tages ihrem Knecht einen entsprechenden Abzug an seinem Lohne machte, weil der besagte „Gatte der Ziegen“ seines Amtes nicht erfolgreich genug gewartet hatte.

Die bräutliche Jungfrau brachte in das Haus ihres gottseligen Bräutigams neben ihrem Vermögen auch einen Gegenstand mit, welcher daselbst etwas weniger willkommen zu sein schien als jenes. Nämlich ein heranwachsendes Mädchen, das einzige Kind von Christophora's einzigem Bruder, welcher an den Folgen eines unverschuldeten Baufierrotts gestorben war.

Die Waise verblieb jedoch vorerst nicht lange im moglerischen Hause. Denn unser Fürchtegott, praktisch und umsichtig in allen Dingen, war des Dafürhaltens, es sei räthlich, das Kind den Verführungen des Stadtlebens zu entziehen und dasselbe auf dem Lande bei einem rechtgläubigen Schulmeister oder Küster zu verköstigen, allwo es zur Arbeit und Gottseligkeit angehalten würde. Frau Mogler war ganz damit einverstanden.

Die gute Frau war überhaupt mit Allem einverstanden, was ihr erleuchteter und erweckter Eheherr wollte; sogar damit, daß sie möglichst bald stirbe. Und sie that wirklich so, durch welche Thatfache die profane Sage, Fürchtegott und Christophora hätten wie Hund und Kaze oder, wie die atheïstischen Spötter sich ausdrückten, wie ein junger Mucker und eine alte Muckerin mitssammen gelebt, hinlänglich widerlegt ist.

5.

Die Wittwertrauer, welche Herr Mogler seiner „sanft und selig im Herrn entschlafenen innigstgeliebten Ehelebsten“ widmete, war eine exemplarische. Die ganze Gemeinde der Heiligen, insbesondere die Schwesternschaft, erbaute sich so sehr daran, daß der betrübtte Wittwer nicht allein seine zehn Finger, sondern auch seine zehn Zehen nur auszustrecken gebraucht hätte, um an jedem dieser Finger und dieser Zehen ein zärtlichstes weibliches Herz sammt Zuhör zappeln zu sehen. Allein der fromme Fürchtegott hatte zuvörderst Dringenderes zu thun.

Die selige Christophora hinterließ ein Testament, welches sie auf eine zartfünnig-erweckliche Insinuation Seitens ihres Gemahls hin am ersten Tag ihrer Ehe aufgesetzt hatte. Zu seinen Gunsten, versteht sich. Später, als sie merkte, daß sie

von dieser sündigen Welt bald abscheiden mußte, hatte sie ihrem letzten Willen ein Kodicill beigelegt, kraft dessen sie ihrer Nichte Gertrud ein bedeutendes Legat vermachte. Weil sie jedoch bis zu ihrem letzten Athemzug standhaft an ihren nationalökonomischen Grundsätzen festhielt, hatte sie es aus Ehen vor den Sporteln unterlassen, ihrem also modificirten Testament eine gesetzliche Form geben zu lassen.

Dieses Versäumniß als Rechtskundiger nachzuholen bemühte sich, vermuth' ich, unser lieber Fürchtegott Ehregott Liebegott, als er, ganz aufgelöst in Schmerz und Klage, unmittelbar nach seiner Heimkehr von dem Begräbniß Christophora's das Testament hervorholte und sich damit in sein Arbeitszimmer einschloß.

Wunderbar, o Herr, sind deine Wege! Ja wohl, wunderbar, sehr wunderbar: denn siehe, nach Verfluß von etlichen Stunden war das dem Testament der seligen Frau Mogler angehängte Kodicill verschwunden, — rein weg, spurlos. Einzig und allein durch die Kraft moglerischen Gebetes, versteht sich. Wie man daran sollte zweifeln können zu einer Zeit, wo zu Toll, im gesegneten Schwabenland, eine Schwarze- und Graue-Staarwegbetungsanstalt etablirt ist und vortreffliche Geschäfte macht, ist nicht wohl abzusehen.

Zwar wollten die Kinder dieser Welt, die Rotten Belials und die Bande Lucifers, ja sie wollten wissen, der Herr Rechtsanwalt und Kirchenvorstand Mogler sei in bemeldeter Sache der Kraft seines Gebets mit Bimstein und Sauerfleesalz zu Hülfe gekommen. Aber man weiß ja, wie giftiglich die Zungen Derer, so da wandeln in der Finsterniß, geweket und geschärft und gespizet sind auf die Auserwählten.

Und dann: si duo faciunt idem, non est idem. Etwas Anderes ist es, wenn ein weltlichgesinnter Gauner, und etwas Anderes, wenn ein gottseliger Rechtsgelehrter Bimstein und Sauerfleesalz in Anwendung bringt. Im letzteren Falle handelt

es sich dabei natürlich um die Mehrung des Reiches Gottes und um die Minderung des Reiches Satans, überhaupt um „höhere Zwecke“, — es kann gar nicht anders sein, wißt ihr?

Als am 2. September 1659 Oliver Cromwell — der größte Mann seines Jahrhunderts und der bedeutendste Regent seines Landes, deßhalb auch noch heute von der englischen Aristokratie jeder Null aus den „noblen“ Häusern Plantagenet, Tudor, Stuart und Hannover bei Weitem nachgesetzt — ja, als am 2. September 1659 der heldische Bauer und Bräuer sich zum Sterben schickte, soll er, was freilich nicht eben ganz sicher verbürgt ist, seinen Kaplan Goodwin gefragt haben, ob Einer, der mal „in der Gnade“ gewesen, jemals wieder herausfallen könne Nein, gab Reverend Goodwin zur Antwort „Wohl, dann ist Alles gut; denn ich weiß gewiß, ein mal bin ich darin gewesen.“

Wenn nun schon der große Oliver, der nur ein mal im Stande der Gnade gewesen, beruhigten Gewissens dem Tode ins Auge sah, warum sollte der größere Mogler, der mindestens ein paar Duzend Male den „Gnadendurchbruch“ erlebt hatte, irgendwie und durch irgendwas, z. B. durch den Umstand, daß in einem Augenblick von „Zerstreuung“ Bimstein und Sauerfleesalz ihm näher als billig zur Hand gewesen, sich behindert sehen, dem Leben getrost ins Antlitz zu sehen? Der Gute sah sich auch keineswegs behindert, heims'ete die fette kneipdenpfennig'sche Erbschaft ein, gab bei dieser Gelegenheit hundert harte Thaler an ein berühmtes Missionsinstitut, welches die „armen blinden schwarzen“ Heiden in Afrika mit Christenthum und wollenen Socken versieht, und nahm mächtiglich zu an Reichthum, Wichtigkeit und heiligem Geruch, — Alles „zur größeren Ehre Gottes“, versteht sich.

6.

Eines Tages fuhr Herr Fürchtegott Ebregeott Liebegott auf's Land, eine sehr gottselige Rede memorirend, welche er draußen an die arme Gertrud zu halten beabsichtigte. Der Text derselben war, daß er, der Rechtsanwalt und Kirchenvorstand Mogler, komme, um dem Dorfküster, bei welchem die Richte der seligen Christophora untergebracht war, die letztverfallene Rate des Kostgeldes zu bezahlen, — überhaupt die letzte; denn die Moral der zu haltenden Homilie sollte sein, daß das junge Mädchen, welchem „nach Gottes Rath“ die selig im Herrn entschlafene Tante „leider Nichts hinterlassen“, fürderhin für sich selbst sorgen müßte.

Höchst bedauerlicher Weise wurde diese Rede, in welcher der große Mogler — ein „erlesenes Sprachrohr im Tempel“ — sich selber zu übertreffen gedachte, nicht gehalten . . . Und das ging so zu. Als Herr Fürchtegott im Hause des Küsters angekommen, fand er die sechszehnjährige, eben zu frischster Jungfräulichkeit herangeblühte Gertrud allein. Sie empfing ihn mit der unbefangenen Freundlichkeit eines Kindes und ging weg, ihre Pflegeeltern vom nahen Felde herbeizurufen. In der Stube allein gelassen, versank Herr Mogler für eine Weile in tiefe Meditation, geistliche natürlich. Dann sah er auf und spähend im Zimmer umher, wirbelte, wie sein frommer Vater zu thun gepflegt hatte, die Daumen seiner beiden Hände um einander und brach in die Flüsterworte aus: „Sie ist sehr schön geworden! Ueber die Maßen schön!“

Und wie er so sprach, war ein Funkeln in seinen Augen und ein Keuchen in seiner Brust und ein Schnauben in seiner Nase, — oh!

Arme Gertrud! Ja, du warst schön! Schön wie nur je eine Rosenknospe von Mädchen, deren keusche Reize der

Schmeichelhauch ihres sechszehnten Lenzes zuerst zur vollen Erscheinung bringt. Aber — ja, was aber? Oh, weiter Nichts als daß ich meine, Schönheit müßte von Rechts wegen mit zu den übrigen Privilegien der Vornehmen, Reichen und Glücklichen gehören. Man ist nicht ungestraft schön, wenn man arm und verlassen ist

Wurde also, sag' ich, die wohlmemorirte moglerische Rede nicht gehalten, sondern statt derselben eine improvisirte, deren Nuzanwendung war, daß Gertrud Abends mit Herrn Mogler nach der Stadt fuhr, wo sie im moglerischen Hause abstieg und verblieb.

Seht, sprachen triumphirend die Frommen, — seht, das ist der Mann, welchen die Höllner und Sünder einen Erbschleicher schalten und von dem sie sagten, er habe die Rechte seiner seligen Frau so oder so um ihr Erbe geprellt. Seht, so rächt sich der edle Knecht Gottes. Er hat das junge Mädchen zu sich genommen, in der Absicht, so der Herr das Herz Gertruds auf den rechten Weg lenkt, die Waise an Kindesstatt anzunehmen.

Nach Verlauf einiger Zeit gab es freilich in der Schwesternschaft der Gemeinde etwelches gottseliges Kopfschütteln über die „weltlichen Eitelkeiten“, welche — so sagten die Schwestern im Herrn — der Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott seiner jungen Pflegbefohlenen zuließ. Wirklich, es ließ sich nicht bestreiten, daß die schöne Gertrud in den neuesten und kostspieligsten Modetoiletten einherging — Jammer! Es war eine Thatsache, daß sie Tanzunterricht nahm — Schauder! Es war eine Gewißheit, daß sie nicht selten, aber oft das Theater besuchte — Jeter! Ja, es ging sogar eine dunkle Sage, daß regelmäßig, wann das junge Mädchen an der Brüstung der Loge im zweiten Range saß, im Hintergrunde selbiger Loge die mystische Schleife von Herrn Moglers erwecklicher Halsbinde erblickt worden sei.

Was hatte denn das zu bedeuten? War das noch derselbige Mogler, welcher vordem nicht müde geworden, gegen das Schau-

spielwesen zu eifern? Welcher mit dem Kirchenvater Chrysostomus die Theater „Wohnungen des Teufels, Schauplätze der Unsitlichkeit, Lehrsäle der Leppigkeit und Schwelgerei, Gymnasien der Ausschweifung, Katheder der Pest und babylonische Defen“ genannt hatte? Welcher mit dem Kirchenvater Cyprian ausgerufen hatte, die „Mimen lehren Unzucht und Ehebruch und manche züchtige Jungfrau, manche ehrbare Frau, die keusch ins Theater ging, habe dasselbe unkeusch verlassen“? . . . In Wahrheit, lieber Leser, es war trotz Alledem noch ganz derselbige Mogler . . . „Seid klug wie die Schlangen“! Muß, wer den Zweck will, nicht auch die Mittel wollen, nämlich die gerade zweckdienlichen? Gewiß! Nur Phantastiker können Nein sagen. War aber unser Fürchtegott Ehregott Liebegott schlechterdings kein Phantast, bewahre! War ein sehr „frommer“ Mann, welcher mit dem Zwecke auch die Mittel wollte und sie zu wählen und anzuwenden verstand, — selbst auf die Gefahr hin, einen Zipfel seiner erwecklichen Halsbinde im Hintergrunde einer Theaterloge sehen lassen zu müssen.

Brauche ich noch ausdrücklich zu sagen, daß Herr Mogler seinen Zweck vollständig erreichte? Konnte das ja, so bewandt, wie die Umstände waren, gar nicht ausbleiben . . .

Nachdem nicht sehr viele Monate verflossen waren, verschwand die schöne Gertrud von den Promenaden und aus dem Theater. Was war nur dem jungen Mädchen? Es sah so bleich, so verstört aus, recht kränklich. Es wurde von fieberhafter Unrast im Hause des großmüthigen Beschüßers von Zimmer zu Zimmer getrieben. Dann wieder mit dieser Unruhe ein tagelanges dumpfes Brüten wechselnd. Ganz so, als müßte das arme Ding wahnsinnig werden oder wäre das bereits. Bedenklich, sehr bedenklich!

Zu dieser Zeit fand in dem Zimmer des Hausherrn ein leidenschaftlicher Auftritt statt. Gertrud hielt, am Boden liegend und krampfhaft schluchzend, die Kniee ihres großmüthi-

gen Beschützers umflammt. Was ersuchte sie denn von dem frommen Manne? Jedenfalls Etwas, was ihr zu gewähren seine Gottseligkeit ihm nicht zuließ. Was der Edle für eine Mühe hatte, das, wie es schien, bis zur Verzweiflung aufgeregte Mädchen einigermaßen zu beschwichtigen, ist nicht zu sagen. Die Beschwichtigung hielt aber nicht vor.

Denn am Morgen darauf zog man unterhalb der Stadt den Leichnam der armen Gertrud aus dem Strom

„Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
Oh, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Fragt nicht: aus was für Saat
Aufging die rasche That,
Reimt' ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr —
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenchren“

Ja, fragt nicht! Es ist am besten so. Wer aber dennoch seine Neugierde nicht überwinden könnte und fragen wollte, der findet die Antwort in der 70. Stanze des 4. Canto von Byrons „Don Juan“ Bitt' um Entschuldigung, daß ich so zu sagen genöthigt bin, eine so fromme Geschichte mit einem so profanen Citat zu beschließen. Denn die Geschichte ist zu Ende, maßen es nur noch zu melden gibt, daß Herr Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler gerade acht Tage nach Gertrud's Bestattung in Anerkennung seiner „außerordentlichen Verdienste um Religion und Sittlichkeit“ in die oberste Kirchenbehörde berufen wurde. Soweit menschliche Berechnung reicht, liegt vor dem neuen Herrn Oberfirchentrath noch eine lange Laufbahn der Heiligkeit und der Ehren.

* * *

Aber — so hör' ich hier eine gebildete Leserin fragen, welcher diese Geschichte zufällig zur Hand gekommen — aber, mein Herr, wo bleibt denn die poetische Gerechtigkeit?

Die poetische Gerechtigkeit, meine Gnädigste? Je nun, die bleibt, rechne ich, da, wo sie hingehört, in der Poesie nämlich. In und mit der Wirklichkeit hat sie Nichts zu schaffen. In dieser unserer Wirklichkeit, wo das Sein Wenig oder Nichts, aber das Scheinen Alles zu bedeuten hat, wo Geld Macht und Erfolg Recht ist, in dieser unserer Wirklichkeit kommen die Mogler — die großen, wohlverstanden! — nicht etwa auf's Schaffot, auf die Galeeren oder ins Zuchthaus, bewahre! — wohl aber in Staats- und Kirchenrätthe. Und damit noch nicht genug. Denn unter Umständen werden sie auch Ambassadoren, Minister, Staatskanzler, Kaiser sogar So ist der Lauf der Welt!

Der todte Missionenmann und die falsche Braut.

Ein zwar unglaublicher, aber doch altemäßiger Beitrag zur Kulturgeschichte
der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.

Der verbesserte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu sagen, daß unser Jahrhundert Etwas gearbeitet, Etwas vor sich gebracht und das Kapital menschheitlichen Vorschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hans Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gassen! Wir haben keinen die Welt zerrüttenden Fank zwischen dem geistlichen und weltlichen Schwerte mehr, sondern liebselige Konfordate; keine Kezer schmorenden Scheiterhaufen mehr, sondern Begnadigungen zu Pulver und Blei; keine Folterkammern mehr, sondern pennsylvanisch-christliche Marterzellen auf Lebenszeit; keine Hexenprozesse mehr, sondern Hochverrathsprozeduren; keine Ritter mehr, sondern nur noch Junker. Wir haben sogar ein einiges Deutschland — in vielen Zeitungen und in noch mehr Weinstuben und Bierhäusern. In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise: die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glacéhandschuhen stecken. Freiheit und Gleichheit sind keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei setzt der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldhut fest auf's Ohr und in der alleinseligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.

In diesem Styl und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir Anderen jedoch wiegen uns unterdessen

bebaglich in dem Schaukelstuhl moderner und modernster Er rungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschritts konzert dann und wann durch einen grellen Mißton unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbst zufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechslung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angedeuteten Mißtöne verlauten lasse, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr dreißig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatfachen meiner Erzählung streng aktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

1.

Zu Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöstlichen Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdeter“, arbeitsamer, sparsamer Mann, Besitzer eines

kleinen „G'werbs“, d. h. eines kleinen Bauerngütlehens; daneben auch Instruktor bei der Infanterie oder „Dreckstampfer“. Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technicus „Dreckstampfen“ bezeichnete er selber die Ausübung seiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelried's oder, prosaisch zu sprechen, Milizrekruten marschiren und exerziren zu lehren. Ungeachtet dieser zeitweiligen Beschäftigung mit der edlen Kriegskunst hatte unser Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das spezifische Organ des Glaubens so wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofrätthe Rudolf Wagner in Göttingen und Andreas Wagner in München von Rechts wegen eine unbändige Freude daran hätten haben sollen. Auch des Simplicius Ehefrau besaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen“ Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir sehen werden, dem schrankenlosen Glaubenseifer ihres Egeherrn mitunter Opposition, — eine Opposition freilich, welche nicht etwa aus dem „heillosen, modernen Unglauben“, sondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantischen Glaubensstärke entsprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch später noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebtesten Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberst Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichste in der Eidgenossenschaft. Der Ruf dieses gewaltigen Fabrikherrn war gerade nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dies war sein so zu sagen offizieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etliche zwanzig Millionen hinterlassen hat. Der Volksphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche Reichthum keineswegs, sondern

sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in's Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volksphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzudichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen“, die ihm „unmensliches“ Geld „legten“.

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Heckemännchen“ oder „Galgenmännlein“ hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun“ nur mit Hülfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben muß. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet; welche der menschlichen Gestalt ähnelst. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen“ Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausschöflinge. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes und begießt sie einen Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuse ertränkt hat. Die nach Verfluß dieser Zeit wieder ausgegrabene Wurzel ist der menschlichen Gestalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet sie hierauf in einem mit Eisenkraut geheizten Ofen und verwahrt sie in einem Stück

Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Besitzer wird in jeder Weise an zeitlichem Wohlstand zunehmen. . . . Anders die Zubereitung der „Alunen“ in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfrosch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihülfe eines „Lagner“ (Zauberer, Hexenmeister) und unter Ceremonieen, deren wichtigste zu schmutzig ist, um beschrieben werden zu können, zum „Alun“ gemacht. Das Gesicht des Frosches bekommt durch diese Weihung starke Aehnlichkeit mit einem menschlichen. Der Besitzer setzt den Alun in einem wohlverschlossenen Behälter unter ein Glasgefäß, und hier „legt“ das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alun erblickt, hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Besitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewisser Bräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt bestimmt, von dem Bösen geholt werden will. . . .

Lächle nicht mitleidig=ungläubig, theurer Leser. Was ich dir da erzählte, ist ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, ist ein Stück „Volksmündigkeit“, von welcher du in Ständekammern und anderswo schon so viel vernommen hast. Ich fabulire dir Nichts vor. Es sind kaum zwei Monate her, seit an dem Orte, wo ich dieses schreibe, ein Ehescheidungsbegehren statthatte, dessen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen der beschriebenen Frosch=Alunen habe, welcher ihm täglich einen Fünfsfraunkenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schrauke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüßli angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemißhandelt und bößlich verlassen. Sie wolle von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Toggenburg“

einen „neuen Alun gemacht“ und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schafgrind verheiratet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schafgrind, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im Uebrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Gabbier gehörig gekügelt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerthe und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonspital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, sie hatte energische Züge und war glatt und wohlgenährt, ja sogar corpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf.“ Frau Schafgrind theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle Gimmelig und von Seite der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schafgrind, „vertischgeldet“. Weiter hat sich der gute Jakob, bei dieser Gelegenheit um die interessante Kranke nicht interessirt.

Es wäre gut für ihn gewesen, wenn auch er seinerseits

derselben kein tieferes Interesse eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen sein mag, Frau Sibylle hatte scharfsäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Instruktor wahrgenommen und sie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menschenkennerin im Allgemeinen und im Besonderen eine Kennerin der Männer, deren sie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte sie sich nämlich zum dritten Mal verheiratet mit dem Rebedäus Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, dasselbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit seiner Verheirathung mit Sibylle ein armer Teufel von Tagelöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten sich gegenseitig angeschwindelt, indem Jedes vorgegeben, es besitze Geld. Als nach der Hochzeit dieser Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine sehr unglückliche, und statt, wie früher, einander Etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenseitiger Härtlichkeiten mittelst Fingernägeln und Fäusten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den Kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave seines Weibes. Beide waren, — entschieden arbeitsfleh und genugsüchtig, — zur Zeit unserer Geschichte der Armenpflege der Gemeinde zur Last gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit Dem sich zu begnügen, was ihr auf Kosten der Gemeinde im Hause des Ezechiel Schafgrind gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthselhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt flug werden konnte, hatte sie sich manche Zubeße zu verschaffen gewußt, und als diese Quelle versiegen gegangen, sann ihr erfinderischer Geist auf die Eröffnung anderweitiger. Sie wollte nicht nur leben, sondern flott leben. Und warum nicht? War sie doch erst achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konservirte Frau mit noch sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften. Wenn

Shakespeare's Jähndrich Pistol zufolge die Welt eine Auster ist, warum sollte Frau Sibylle dieselbe nicht zu öffnen versuchen? Freilich besaß sie kein Schwert, wie besagter Pistol, dagegen aber eine höchst zweckmäßig geschliffene Zunge.

Zunächst übte sie diese an ihren Kostgebern, bei welchen sie sich in bedeutenden Respekt zu setzen mußte. Insbesondere dadurch, daß sie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorstände. In diesen Andeutungen spielte der Herr Oberst und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen“ Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti“ (Pathen), als den Herrn Oberst Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf seine Kosten beim Herrn Gemeindamann Hinz in Bern erzogen wurde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kasse“ gelegt habe. Weiter wurden mysteriöse Winke hingeworfen, aus welchen zu schließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie sei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich mußte sich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erstrecken. Aber gewisser „Verumständigungen“ halber konnte sich diese Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen“ nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es sich schon zeigen, was sie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde sie auch „in der Lage sein“, die Pflege und Freundschaft, der sie bei den Schafgrinds genieße, an diesen selbst und an ihren Verwandten „auf's Schönste“ zu vergelten. Nach diesen Präludien kamen Schlag auf Schlag bestimmte Versprechungen von bestimmten Geldsummen, prächtigen Kleidern, kostbaren Möbeln, Betten 2c.

Ezechiel Schafgrind und seine Frau glaubten und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig. Als Jakob Simplicius zur Fastnacht 1859 seine Schwester wieder besuchte,

war diese der ihrer Familie bevorstehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was Alles sie durch Vermittelung der liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberst zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte sich höchlich, biß aber an, „gläubete“ ebenfalls und ging heim, seiner Jakobäa von diesen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf sie ein „fürnehmes“ Gefährt vor dem Hause stehen, worüber sie „erschrak“. Man möchte sagen, über die arme Frau sei bei diesem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Dasein zerstörerisch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein schulmeisterlicher Logiker würde diese Ahnung in den Syllogismus auflösen: die Landleute sind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Mißtrauen anzusehen; eine Kutsche sieht herrenmäßig aus, folglich schwante der Frau Jakobäa beim Anblick der vor ihrem Hause haltenden Kutsche nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgericht zur Sprache kam, psychologisch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo sie bei ihrem Jakob unerwartete Gäste fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schafgrind nebst der lebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mit-
sammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Absicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schafgrind sprudelte nach Begrüßung der

Schwägerin in heiligem Freuden-eifer nur so heraus, daß der Herr Oberst Mildherz Willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb“, der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse“. Das war schon Etwas. Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderbar, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „kaibisch schön“, ja, ja . . . aber . . . „Was meinst, Frau?“ Worauf Jakobäa kopfschüttelnd: „Ich glaub's nicht.“

Die unglaubliche Thomaßin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie mußte in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß“ zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor sive Dreckstampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil sei. Der Herr Oberst Mildherz, ihrer Tochter . . . ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen . . . kurzum, der Herr Oberst werde ohne Weiteres mit besagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut gepflegt werde. Sie sage Nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid“, so thue sie.

Giel deffenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pip-perlipap und Bierestiel', 's ist neime'nüd mit dem G'schenk und G'werb! Der Millionema ist ja der ärgst' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der sich selber 's Essen nit mag gönnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüßli großes Geld z'schenke?“

Arme Jakobäa, deine parlamentarische Opposition hatte

das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen Lüge und die „germanische Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Sekte nämlich Frau Gimmelig ihre sibyllinische Zunge in Bewegung, mindestens so süß wie Zucker und nicht viel langsamer als das hin- und herschießende Schiffelein eines mechanischen Webstuhls, und wurde von dieser Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderstehlich, erbarmungslos. Da sei, eidli hym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberst sei „persönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen sei er auch „Präsident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage besagter Gesellschaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und dessen würdig sind“, zu vertheilen. Erst vor Kurzem hätten die Freimaurer zu solchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher sonst als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli hym Eid! Was da so ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu sagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweise ablegen müsse man, insonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig sei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei solcher Beredtsamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Jackel des Glaubens auf. Um so mehr, da Schwester und Schwager Schafgründ die Orakelsprüche der Frau Sibylle vollkommen bestätigten und zwar mit einer Begeisterung, welche Jakobum überzeugten, die Beiden müßten die ihnen in Aussicht gestellten „Geschenke“ bereits empfangen haben. Und warum sollte er diese Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu sagen! — die Schafgründs selber überzeugt, die ihnen Seitens der Frau Gimmelig gemachten Versprechungen seien bereits erfüllt. Angesichts dieser aktenmäßig feststehenden Thatsache dürften selbst die Jeremiaffe der wiener und berliner Kirchen=

zeitungen zugeben, daß in Israel noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden sei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerstand gegen die Bestrafung ihres Mannes durch die „Schlangengosche“ — wie sie Frau Gimmelig's beredtes Mundstück rücksichtslos-drastisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Dem Jakob ging der zu erwartende, „mindestens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Mühlrad im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das ausersiehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum Scheeren hin. Warum sollte jene zögern, die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermals angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die Maßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am Wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willst,“ dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Mildherz an der „Marktgasse“ der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius ge-

schrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Bohlthäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wolle für 70,000 Franken forgen“, welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa 60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für sich, sondern für „höhere Zwecke“. Frau Jakobäa erklärte rundweg, sie könne sich auf so Etwas nicht einlassen. Da kam aber der Jakob nach Hause und nun nahm die Sache eine günstigere Wendung. Die Siebenzigtausendfranken-Epistel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, statt Geld zu bekommen, vor der Hand welches geben sollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, so ist Alles Nichts. Sie müssen dadurch dem Herrn Oberst beweisen, daß Sie freigebig sind. Wer das nicht ist, von dem zieht der Präsident der Freimaurer alsbald seine Hand ab.“ — „Aber wozu ist denn das Geld, was ich hergeben soll, bestimmt?“ — „Das darf ich nicht sagen.“

Mit diesem Bescheide begnügt sich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, sagt er so beiläufig Etwas von einem ihm auszustellenden Schuldschein. Sie aber schnell und hochherab: „Das darf nicht sein, sonst ist Alles umsonst! das Geld muß nur so „„sonst““ anvertraut sein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menschen Etwas sagen.“

Sprach's, die „Schlangengosche“, und verschwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ sie nur vier Tage verstreichen, bis sie wiederum in Taunnenbach erschien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeschägten Herrn“ Simplicius ausgerüstet, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken „ehr-

erbietigst“ dankte, seinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „schönes Heimwesen“ versprach — Simplicius sollte sich ein ihm zusagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptstadt aussuchen — schließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli“ oder „mehr“ verlangte.

Wer konnte einem solchen „Präsidenten der Wohlthäter“ Etwas abschlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um sich in der Nachbarschaft derselben ein „Heimwesen“ auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel „von wegen dem Baumgarten“. Bei Gelegenheit dieser Auskundschaftung zeigte Frau Sibylle unserem Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt habe. Schwager und Schwester Schafgrind, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten eifrigst dieses und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er solle nur Geld hergeben, so viel er aufstreiben könne: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, gab sie um so bereitwilliger, als Frau Gimmelig sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Diese liege dermalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven“ Mannes verwendet werden, so eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld“.

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es sei mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden“, weil „Frau Schafgrind das Geld gesehen hat“. Jakobus durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuspringen,

und übergab daher seiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes“ Geld gewesen und müsse daher „anderes“ geschafft werden. Diese Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, sagte die süße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberst habe das bewußte Heimwesen in aller Stille schon für den wackern Jakob angekauft; aber dieser solle beileibe ja noch keine Sylbe von der Sache verlauten lassen.

Gehorsam schwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin von Seiten des Herrn Oberst noch gütigst mittheilte, dieser wünsche, daß Jakob sein Amt als Rekrutendriller aufgebe, weil er ja doch „die Anstrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckstampfen fñrder auch gar nicht nöthig habe.“ Der gute Mann kam dem aus so zarter Rücksicht für seine Gesundheit geflossenen Wunsche getreulich nach, indem er bei der ersten Gelegenheit seinem Vorgesetzten technisch-drahtisch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen“

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorschritt von Szene zu Szene so lächerlich absurd sich gestaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher sich durch eine so abgeschmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Bohnsitz des Herrn Wildherz war kaum eine halbe Tagereise von dem unseres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präsidenten der Wohlthäter“ Aufschluß sich zu erbitten? Aber freilich, er stand so willenlos unter dem Einfluß der Betrügerin, daß er schlechterdings nicht wagte, ohne Wissen und Willen derselben irgend Etwas zu sagen oder zu thun. Sie ihrerseits sorgte schon dafür, den Verstrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu lassen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tanzscherr, Vermischtes.

nenbach kam Frau Gimmelig wieder, that sehr ängstlich und sagte, der Herr Oberst selbst sei schwer erkrankt. Die Herstellung desselben erfordere „viel und lauter reines Geld“, sowie einen „Bierling Zwetschgen, keine mehr und keine weniger“. Jakob schaffte Zwetschgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwischenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und so weiter. Die sibyllinischen Forderungen wuchsen lawinenmäßig. Um aber den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variierte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte sie dem Jakob den Besuch seines hohen Wohlthäters an, bald „böferte“, bald „besserte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der ersten Hälfte des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schicke, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „O, welche Freude! O, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Als bald hat der franke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „O, du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört dreisten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Mildherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. In Anfang Augusts starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Bligesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus

zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheint“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte und an Jakob Simplicius, Exdreckstamper zu Tannenbach, also schrieb: „O, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch Etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein.“ Frau Sibylle ließ es beim Schreiben nicht bewenden, sie sandte noch die Frau Schafgrind als Trostbötin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag und der Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geist sei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe und 3) weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehen“.

Und siehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Laß dir, theurer Leser, darob nicht etwa den Verstand stillstehen. Es ist schon genug, daß er Jakob so stillgestanden, — ach, und wie!

Gläubete also, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anstrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erst die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zusammen und schickte die Gelder dahin, wohin er schon so viele geschickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Bescheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botschaft, daß am nächsten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geschenkt werden“, und etliche Tage später die noch frohere, „der Herr Oberst sei wirklich wieder vom

Todeschlaf erwacht; es bedürfe jedoch zu seiner völligen Wiederherstellung noch ephlichen Geldes“.

Und siehe, Jakobus gläubete und mühet sich in seinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn sein Wille war stark, aber sein Kredit war futsch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Raft noch Ruhe mehr. Nach schlaflosen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Versuchen, Geld beizuschaffen. Sein Wahn hatte mäßig die Gestalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er sich „schwer versündige“, wenn er den Herrn Oberst nicht rette, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerseits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererseits durch die Unmöglichkeit, diese Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unablässiger Seelenangst umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für sie schon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müssen, so wurde die Qual ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motiv der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmenschlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen“ zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Mildeherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichtum? Von den „Alunen“, wie Jedermann wußte. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen werden. Er mußte gewiß „Etwas unterschreiben“ oder, gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben“, ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit“ — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf beständen, wenn sie sich

mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn der Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase plagen.

5.

Falls dem absoluten Blödsinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, so würde ich sagen, daß mit Vorstehendem die tragische Seite dieser Geschichte erledigt sei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komischen, die ich unsern stoffhungrigen Komödienschreibern hiemit zu geeigneter Berücksichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, seitdem die simplicischen Gelder flüssig geworden, nicht mehr bei Schafgrinds, sondern zuerst in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde“ derselben. Sie hatte sich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, sie sei eine „Rennthierin“. Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu sich genommen, aber er war nur ihr erster Bedienter, dessen sie sich bei ihren Schwindeleien als eines

Schreibers bediente. Er mußte ihr unbedingt zu Willen sein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „sonst hätte sie ihn verzehrt“. Es waltete in diesem Weibe ein dämonischer Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu stiften; auch ein gewisser Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügellose Sinnlichkeit. Aus dieser entsprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, frank zu sein. Ihr Mann mußte fortwährend nach Aerzten reuen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Diesen behielt sie und machte ihn zum Helden eines Lustspiels, welches sie in Szene setzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine sehr wohlhabende Frau sehen mußte, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie schilderte ihm ihre Vermögensumstände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindamman Hing in Bern erzogen werde. (Die zärtliche Mutter hatte also vergessen, daß diese ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberst Wildherz sei der Pathe des jungen Mädchens und habe demselben bereits kolossale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängst zu Basel gedoktert worden — über einen so millionärisch freigebigen Pathen die Augen sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Legende wieder zum Vorschein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der schönen Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doctor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der firtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinseigmachenden Millionenglaubens unserer Zeit kegerisch sich

verhärten? Mit nichts, und gewiß um so weniger, als ihm dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, Dreißig-Millionen-Babette solle den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derselbe sie, die arme franke Mutter, so geschickt und treusleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Mediziner wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieser Aussicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune“ etwas schwindelig. Hunderttausende, was sag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „sinnverwirrend und herzbethörend“ vor den Augen herum. Nachdem er sich wiederum einigermaßen gefaßt und erkannt hatte, daß ihm alles Ernstes eine Dreißig-Millionen-Braut so zu sagen auf dem Teller präsentirt werde, griff er als praktischer Schweizer frisch zu. Immer frischer dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Gesah das zu Anfang Septembers, wo unser praktischer Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger“ und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gestunt sei, von wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn, und wie sehnlich sie wünsche, diesen Dank ihm auch persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbad bei Herisan vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerstehen? Unter Vermittlung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, drückte unser junger Mediziner seine wohlstylisirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbad nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reiste in Gesellschaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold-

Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hing seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß Einem eine solche „Familienangelegenheit“ wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einer bezaubernden Epistel, welche er bei seiner Nachhausekunft vorfand und worin die Guldene schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden Sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte.“ In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Brieffschreiberin, daß sie eigentlich den „theuersten Herrn Doktor“ noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gefinnung. Ihre Babette Drollinger.“

Die süße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerspringen geladene Armstrong-Kanone, berstend schier vor Zukunftsglückseligkeitshochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen“, hat ein gewisser Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigsten. Mein der Arznei- und Verheirathungskunst Besessener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen solchen zu haben, so lange man jung und dumm? Diesem Bruderherz oder Herzbruder schoß er die Hoffnungsladung seiner Seele ins Gesicht. „Hör' mal, du, im engsten Vertrauen“ — „Natürlich, kannst dich drauf verlassen“. — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million.“ — „Was? Bist wohl leßköpfig!“ — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen.“

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten“ in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrag von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer spätern Gelegenheit fragte der also Honorirte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?“ — „Wie viele? hm, ich will sagen drei.“ — „Lange nicht genug gerathen! Mußt eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun.“ — „Herrschaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidalisch!“ — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommst du auch 100,000 Franken.“ Man sieht, unser glückseliger Millionen-Bräuterich war ein recht generöser Bursche. Schade, verteuftelt schade, daß solche generöse Bursche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „sehr gelungenen Kerl“, wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

6.

Im September 1859 fuhr eines schönen Morgens unser Herr Doktor in Gesellschaft seiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eisenbahnwagen erster Klasse nach der Bundeshauptstadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reisezahlmeister zu machen, eine goldschwere Börse von seiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung seiner Hoff-

nungen entgegen. Die süße Babette hatte ihn zu einer Zusammenkunft in das Gasthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über diesem zweiten Zusammenkunftsprojekt ein eigener Unstern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Ersehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnsucht wird zum Fieber, seine Geduld ist zu Ende. Er dringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verschaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botschaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hause lassen, weil ein Herr Soundso aus Nistheim da sei, welcher Absichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünstigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteuflert quer? . . . Ich weiß nicht bestimmt, ob unser Kandidat des Millionarismus bei dieser passenden Gelegenheit sich daran erinnerte, daß ein sicherer Shakspeare mal gesagt hat:

Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn —

aber was ich bestimmt sagen kann, ist, daß die geneigte Leserin dieser Historie nicht den entferntesten Grund hat, für ihre Nerven bange zu sein. Unser Herr Doktor war viel zu geschickt, den Horribilifribrisag spielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragischen Wuthblicke, keine Herausforderung, kein Degen-schleifen, kein Pistolenladen. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob von dannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthaus zur Krone in Thun an? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, sondern — o, du glückseliger Mediziner! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war affkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse citiren:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag'!
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht, indessen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Habakuk mit seiner Babette anklinge!

So geschah's auch und es war eine „gemüthliche“, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte, der hoffnungsvolle Jüngling habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen Herzen bewerkstelligte sich, wie in unserer Zeit so Vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unser Herr Doktor folgenden Tages mit seiner Erwählten eine Landpartie. „Da“, — so gab er nachmals zu den Akten — „da

wurden wir einig, denn sie hatte mich gerne und ich sie. Es war Alles bald abgemacht.“

Doch noch nicht so ganz Alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, sie müsse nach Spindelnheim, dem Wohnsitz des hochseligen Herrn Oberst Mildherz, und zwar „in Erbschaftsangelegenheiten“, werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was,“ sagt Frau Sibylle, „es handelt sich ja nur um 15,000 Franken. Was willst du dich wegen des Bettels verinkommodiren!“ Babette ist jedoch anderer Ansicht, und obwohl ihr Bräutigam sie ungerne abreisen sieht, so erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgschaft seines Glücks. Mutter und Tochter reisen ab, nachdem bestimmt worden, daß mein Herr Doktor sie im Hotel Ritschard in Interlaken erwarten sollte.

Dort erscheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, sagt sie, die Tochter „Geschäfte halber“ noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt seine Sehnsucht unter den prächtigen Rußbäumen von Interlaken spazieren und ist im Kuriaal Gefrorenes, um seines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß sie — oh, die verhenkerte „Erbschaftsangelegenheit!“ — sehr bald wieder abreisen.

Zum Troste des jungen Mannes bleibt seine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf splendidem Fuße zu reisen kostet aber, wie wohlbekannt, nicht wenig Geld und demzufolge geschah es, daß die Reiskasse der Reisegesellschaft Sibylle und Habakuk — sie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieser Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Herstellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch

genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Arau zurück, wo sie „Geschäfte hat“, und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes sofort seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens steht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor stutzt, fragt, drängt, inquireirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus, und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß . . . Sie hat sich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelfechtere! der Hölle! Aermster aller Zukunftsmissionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblick deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müßte denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruch so kolossaler Hoffnungen Nichts, gar Nichts zu retten wüßte.

In drohendem Tone wendet sich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellt ihn zu einer Zusammenkunft in Arau. Dort sagen sich die Beiden verschiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Mediziner stellt schließlich Madame das Ultimatum: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?“ — Er: „Zehntausend Franken.“ — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so, wegen so eines Lumpengelds! Sie sollen den Bettel haben.“ Und großartig setzt sie sich hin und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besizes dieser kostbaren Urkunde, eilt unser Gentleman heim und manifestirt,

daß er ein fühlendes Herz in der Brust trage. Denn siehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollständig, sondern verlobt sich auf's Neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, sobald er das Reisegeld, d. h. die bewußten 10,000 Franken, eingespart haben werde.

In dieser unserer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer schon verschiedene Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieser unserer Welt, sag' ich, haben leider gerade die edelsten Aufschwünge und großmüthigsten Absichten häufig widerwärtigste Hindernisse zu befahren. Zwar führte unser weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle seine Gmilionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und stellte sie der dortigen Gesellschaft als sein „liebes Frauelei“ vor. Allein nach der Heimkehr von Baden schlug sein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Bestandlosigkeit alles Irdischen im Allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeständigkeit im Besonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weise vorzuwerfen pflegen, sondern rein nur aus nationalökonomischen Gründen. Die Schuldverschreibung der Frau Gimmelig konnte schlechterdings nicht realisirt werden, weil besagte Dame derweil von Polizei- und Gerichtswegen sehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Distinktion eingethürmt und angeklagt worden war. Dieses „untoward event“ verleidete unserem Mediziner seine Europamüdigkeit und zugleich seine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idyllische Dasein im „fernen Westen“ hatte fortsetzen wollen.

Ach und Krach, das Idyll hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeschichte hob an. Als unser hoffnungsvollster aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um

vor demselben die Denkwürdigkeiten seiner Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber Nichts, er mußte heran. Vermster aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getrösten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapsode deiner Berner-Oberlands-Odysee im Schwurgerichtssaale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beschaulich gewirkt haben.

Hiemit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette“ Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Zebedäus Gimmelig für achtzehn Monate und die sinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Russisches.

1854.

Geschrieben bei Gelegenheit des Erscheinens von Michail Lermontoff's „Poetischem Nachlaß“, in den Verhältnissen der Urschrift übersetzt von Fr. Bodenstein (2 Bde. 1832), und von Alexander Puschkin's „Poetischen Werken“, aus dem Russischen übersetzt von Fr. Bodenstein (3 Bde. 1834.)

*image
not
available*

eines tüchtigen Respekts nicht erwehren. Unsere Landsleute freilich lieben es, die Gänsehaut ihres Respekts vor Rußland mit der Watte voltaire'scher Wiße zu bedecken. Wir für unsere Person sind offener und sagen: Rußland ist wirklich geeignet, Respekt einzulösen. Aber das heißt ja der Macht, dem Despotismus schmeicheln? Behüte, es heißt nur die Dinge nehmen, wie sie sind. Können wir für die Fatalität, daß eben die Macht oder, wenn man will, der Despotismus die Welt beherrscht? Doch gräme dich nicht, mein Vaterland! Deine Sophisten neuester Sorte haben auch auf den Fall hin, daß binnen Kurzem oder Langem vom Westen oder vom Osten her der Schicksalswahrpruch: *Finis Germaniae!* gegen dich gefällt würde, schon für süßen Trost gesorgt. Sie sagen, politische Selbstständigkeit und Macht sei rohes, naturalistisches Zeug, sei eigentlich gar Nichts. Die Deutschen hätten Anderes zu thun, als um so Werthloses sich zu bekümmern. Ihnen sei von der Weltgeschichte die Aufgabe gestellt, die Kulturarbeit aufzugeben, den humanen Menschen, die freie Persönlichkeit zu entwickeln und darzustellen. Was sollte demnach Deutschland von einer völligen Russifizierung zu befürchten haben? Seiner weltgeschichtlichen Bestimmung, die freie Persönlichkeit zu entwickeln, so, wie sie von seinen frömmsten und edelsten Männern verstanden wird, könnte es ja auch wohl unter der Knute gedeihlichst nachleben. Außerdem bezögen wir den Kaviar billiger und die Kreuzzeitung wird uns der Czar, wenn wir ihn recht schön darum bitten, ohne allzu große Bedencklichkeit lassen. Freie Persönlichkeit à la Tschinownik moscovite, Kaviar und Kreuzzeitung — was brauchen wir mehr?

Vielleicht entrüstet sich der tugendhafte Leser über unser unzeitiges Scherzen. Aber wir scherzen ja gar nicht. Wir erlauben uns nur, zu glauben, daß die Laufbahn des Czarenthums keineswegs schon vollendet sei, und wenn ein großmächtiger deutscher Fürst Anno 1852 ein Toastgebet auf den Czaren

mit den Worten schloß: „Gott erhalte ihn noch lange dem Erbtheil, welchen er ihm zum Erbtheil bestimmt hat!“ — so kann es unserem beschränkten Unterthanenverstände nur zum Vortheile gereichen, daß er eine solche Autorität für sich anzuführen vermag.

Die Deutschen handeln gewiß ihrer Natur gemäß, wenn sie sich auf literarischem Wege auf dieses von einem „frommen“ Königmund ihnen verheißene Schicksal vorbereiten. Ist es nicht so zu sagen providentiell, daß gerade jetzt in Bodestedt die russischen Dichter einen so vortrefflichen Uebersetzer fanden? Wir, was an uns ist, möchten auch ein kleines Schärfelein zu der erwähnten literarischen Vorbereitungsarbeit liefern und möchten aus diesem, wie man nicht wird läugnen können, im Allerhöchsten Sinne patriotischen Gesichtspunkt unsere nachstehende Betrachtung angesehen wissen. Sollten wir, was wir kaum befürchten, da und dort auf einen Leser stoßen, welcher unermöglich ist, sich zu diesem Allerhöchsten Standpunkt des Deutschthums zu erheben, und demzufolge geneigt wäre, unser Unternehmen zu mißbilligen, so sagen wir ihm, daß wir kraft unserer freien Persönlichkeit so frei und kosmopolitisch sind, das Schöne schön zu finden, wo immer wir es treffen, und wäre es auch in einem Futteral von Fuchtsleder

Die hochzuverehrenden Herren, in deren Reihe wir uns heute zu stellen wagen, die russisch=deutschen Hofpublizisten, haben sich in neuerer Zeit bemüht gefunden, das berühmte Testament Peter's des Großen entschieden in das Gebiet des Mythos zu verweisen. Warum sich diese Mühe geben? Wer in den drei Dugenden deutscher Länder möchte so illoyal sein, zu wäghen, der Czar werde zur Eroberung der Türkei durch ein anderes Motiv getrieben als durch den pursten religiösen Eifer? Und wenn es in jenem Falsum von Testament heißt: „Man (Rußland) muß sich mit Gewalt oder List in die Händel aller europäischen Länder, besonders Deutschlands

mischen“ — welcher deutsche Biedermaier, fragen wir, wird sich einfallen lassen, zu glauben, es sei hier von anderen als von religiösen Händeln die Rede? Nun aber wissen wir, was uns die Theologie gekostet hat, seit der Stunde, wo der heilige Bonifazius unserer Altvordern waldursprünglichen Glauben vermittelt seiner resoluten Art kritisirte. Viel, sehr viel. Wie köstlich also die Aussicht, daß alle die Misère unserer theologischen Zänkereien und Stänkereien binnen nicht gar zu langer Frist unter dem orthodoxyen Unterrock der Panagia verschwinden wird. Wir fürchten aber in diesen heiligen Regionen noch nicht genug orientirt zu sein, um es wagen zu können, uns weiter in dieselben zu vertiefen. Wir wollten ja von Literatur sprechen und fiel uns dabei folgerichtig der Czar Peter und sein Testament ein, denn wie es vor diesem Czar kein Rußland gab, sondern eben auch nur diverse russische Vaterländer, so auch keine russische Literatur. Nicht daß der große Peter nach Art eines großen deutschen Königsdichters Sonette auf die Busen seiner Geliebten verfertigt hätte, bewahre! Er war in Eroticis weniger poetisch als praktisch und hat unseres Wissens überhaupt weder Sonette noch andere Gedichte geschrieben. Aber sofern es ohne Civilisation keine Literatur giebt — von der altrussischen Volkspoesie sehen wir ab — sofern Peter der Große die russische Civilisation kommandirte, kann man ihn auch den Urheber der russischen Literatur nennen. Vielleicht ließe sich ihm auch der Titel und Rang eines Poeten vindiciren, angenommen nämlich, sein Testament sei doch nicht so ganz ein Mythos. Dies Vermächtniß müßte ihn um so mehr zu einem Bates, zu einem Dichter im Sinne der Alten machen, als von diesem poetischen Entwurf seither schon so manche Zeile realisirt worden ist. Wir meinen auch, Peter's poetische Begabung habe sich im Haus Romanow bis auf den heutigen Tag fortgeerbt, denn sämtliche Czaren bemühten und bemühen sich angelegentlichst, das im angeblichen peter'schen Testament vorgedichtete Drama Alt

für Akt in Szene gehen zu lassen. Es ist diese Thatsache zugleich ein niederschmetterndes Argument gegen jene närrischen Genealogisten, welche sich nicht entblödeten, zu behaupten, die Genealogie hätte sich in jenem erlauchten Hause bisweilen in absonderlichen Seitensprüngen bewegt. So „liebt die Welt, das Stralende zu schwärzen.“

Also kommandirt wurde die russische Literatur. Das läßt sich, — wie auch geschehen — noch anders ausdrücken, indem man sagt, die russische Literatur sei kein einheimisches, landursprüngliches Gewächs, sondern ein exotisches, aus der Fremde herübergepflanztes. Vielleicht könnte man sie geradezu eine Treibhauspflanze nennen, doch wir wollen in Rücksicht auf die Stellung unserer Kinder und Enkel möglichst wenig unhöflich sein. Es könnte ja einem künftigen Ohm oder Gödsche doch einfallen, aus vorliegendem harmlosen Aufsatz zu Ungunsten unserer Nachkommenschaft einen Hochverrathsprozeß herauszutisteln. Wir wissen nur zu gut, was unsere biderben Landsleute in dieser Branche zu leisten vermögen — „Infandum, regina, jubes renovare dolorem“

Daß mit dem großen Terroristen Peter die alte Volksdichtung mit ihren schwermüthig ergreifenden Weisen aufhört und die russische Kunstpoesie anhebt; — daß die Schriftsprache, welcher sich die letztere bedient, aus den drei altrussischen Dialecten, dem moskowitischen oder großrussischen, dem kleinrussischen und dem weißrussischen, mit Vorherrschen des ersteren zusammengeschweißt wurde, ist bekannt. Es ist eine reiche, melodische Sprache, ohne Frage ein für den Poeten sehr brauchbares Material. Unsere Prinzen und Prinzessinnen kennen die Magie ihrer Schmeichellaute hinlänglich, und was ihren soliden Goldklang angeht, so ist derselbe über jeden Zweifel erhaben. Da jedoch dem Vernehmen nach die beiden großen Professoren Stahl und Leo demnächst ein unsterbliches Werk über den Vorzug der russischen Sprache vor der deutschen veröffentlichen

werden, so enthalten wir uns billig, näher auf dieses sprachliche Gebiet einzutreten.

Die Russen sind ein Volk, welches Glück hat. Kaum hatten sie einen Peter, welcher ihnen eine Civilisation herkommandirte, so erhielten sie auch in Lomonossoff einen Mann, der ihnen eine Literatur zurechtmachte, aus den Abfällen der französischen und deutschen, welche die stupende Gelehrsamkeit und der eiserne Fleiß des Genannten aus der Fremde mit heimbrachte. Lomonossoff war ein rechter Bartruffe, droben am weißen Meer in einer Fischerhütte geboren, aber, ausgestattet mit dem slavischen Aueignungstalent in höchster Potenz, kultivirte er sich erstaunlich schnell. Eine deutsche Universität, ich glaube Marburg, wurde für ihn zur Schnellbleiche. Heimgelehrt, entwickelte er eine rastlose literarische Thätigkeit. Er gab seinem Lande die erste Grammatik, er war Metriker, Drator, Geschichtschreiber, Epiker, Tragödienmacher, Chemiker, Astronom, Mineralog, Meteorolog, Physiker und Odenfabrikant. Nebenbei auch noch ein sehr starker Zecher, dessen Seele schon im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens auf den Fluten des Brantweins ins Jenseits hinüberschwamm (1765). Man kann also nicht sagen, daß er ob der Nachahmung französischer und deutscher Poeten von damals seiner Nationalität gänzlich vergessen habe. Oder wäre etwa auch das Brantweintrinken nur eine Folge seiner Nachahmung des deutschen Oden dichters Günther gewesen? Jedenfalls muß sein Verdienst um die russische Kultur als ein sehr bedeutendes anerkannt werden. Etwas später wurde für die russische Lyrik — die dramatische und epische Dichtung hat sich in Rußland lange nur auf dem Niveau von Schulerercitien bewegt — hauptsächlich die Odenrhetorik Jean Baptiste Rousseau's Muster. Aber zur Zeit Katharina's der Zweiten kam in die fremde Form ein national-moskowitisches Element. Der Geist des Czarenthums, der mongolisch-sinnische Eroberungsdrang, schwellte die Verse

Dershawin's, des literarischen Chorführers dieser Periode.

Man weiß, daß die deutsche Prinzessin Katharina sich so schnell zu russifiziren verstand, wie es eben nur einer deutschen Prinzessin gegeben sein mag. Sie war ganz die Frau dazu, das Werk Peter's — nicht etwa ihres Mannes, der in Folge eines kleinen Mißverständnisses erst vergiftet, dann zerstampft und endlich geserviettet worden — sondern Peter's des Großen fortzuführen. Sie verstand das Czarenthum, sie war eine echte Czarin. Wenn unter ihrer Vorgängerin Elisabeth der Reichskanzler Bestuscheff in Beziehung auf Rußlands Theilnahme am siebenjährigen Kriege geäußert hatte: „Der natürliche Zustand von Rußland ist der Krieg; seine Verwaltung; seine Finanzen, sein Handel, seine Civilisation, kurz Alles muß sich so fügen, daß es Krieg führen kann“ — — so machte Katharina diese Maxime zu einem Hauptmotiv ihrer Politik, wobei sie es jedoch so einzurichten wußte, daß nicht so fast sie selber Krieg zu führen brauchte, als daß vielmehr Andere zu Gunsten Rußlands Krieg führten. Ueberblickt man die Regierungsgeschichte dieser „greatest of all sovereigns and whores“, könnte man leicht zu dem Glauben kommen, daß zu ihrer Zeit das Testament Peter's mit seinem Schlußsatz: „Man muß den Krieg unter den europäischen Großmächten entzünden, die einen gegen die andern der Reihe nach unterstützen und die Schwäche aller benützend alle unterjochen“ noch kein Mythos gewesen sei. Katharina war eine geschiedte Frau. Wie mag sie, die Korrespondentin Voltaire's und Diderot's, im Stillen gelächelt haben, wenn sie ihres Hofdichters Dershawin's pompos-kalte „Ode an Gott“ las? Dieses steifleinene Nachwerk führt man gewöhnlich an, wenn man in Deutschland von Dershawin spricht. Aber die nationale Bedeutung dieses Poeten beruht auf Oden ganz anderer Art, auf seinen Kriegs- und Siegesliedern an Suworow und andere russische Generale. In diesen athmet die Idee des Czarenthums mit Macht. „Oh,

du mit dem Blicke vergleichbares Volk — ruft er in seiner Ode auf die Erstürmung von Warschau den Russen zu — du verstehst, überall fest und einmüthig, den Tod und die Mühen zu verachten! Nur dem Einen Czar unterworfen, wirfst du mit ihm allein durch die Waffen den Glauben zu verbreiten vermögen Wozu sind die Traktate? O Rußland, mache nur einen Schritt vorwärts und die ganze Welt ist dein!“ Das ist russische Poesie. Der Unterrock der Panagia als Standarte des moskowitzischen Mongolenthums ausgehängt, da haben wir die Quintessenz des Gedankens, welcher den Czarismus spornet. „Meine Kirche macht mir keine Schwierigkeiten“, sagte Czar Alexander in Erfurt zu Napoleon — „meine Kirche das bin ich“. — Ein bedeutsames Wort! Möchten die, welche Rußland schwach wähen, sich die Mühe geben, die Bedeutung dieses Wortes zu ergründen.

In Dershawin lebte das volle Machtbewußtsein Rußlands. Die Begriffe von Recht und Unrecht waren seiner Poesie fremd oder vielmehr er kannte nur ein Recht, das der Eroberung. Darum konnte er von dem erstürmten Warschau sagen: „Da liegt sie, die Verrätherin“ — Widerstand gegen das Czarenthum ist Verrath. — „Mit niedergeschlagenen Augen blickt sie um sich her; Gewissensbisse nagen an ihrer Brust, daß sie die zärtliche Seele Katharina's verwundet, weil sie einem verkehrten Rath Gehör gebend das Schild der Czarin von sich gestoßen hat. Der russische Adler ist über die bössartige Hyder hergefallen, kommt, ihr Löwen, und versuchet sie ihm zu entreißen!“ Zuweilen stimmt aber der russische Hofdichter einen Ton an, der fast wie Satire klingt. „Unerhörte Sache!“ ruft er in einem seiner Lobgedichte auf Katharina aus. „Du erlaubst deinem Volk zu denken! Also kann man schon straflos die Tafel verlassen, ohne dein Lebehoch getrunken zu haben? Man kann einen Schreibfehler beim Namen der Monarchin begehen, ohne des Majestätsverbrechens angeklagt zu werden? Wer

unversehens des Czaren Bildniß fallen läßt, wird nicht mehr zum Galgen geführt? Jetzt soll es keine Freude mehr sein, sich wie ein Bär auf die Unterthanen zu stürzen und ihre Leiber zu zerreißen? Keine Gewohnheit mehr, Wundärzte Solchen zum Aderlassen zu schicken, die an keinem Hitzfieber leiden?" Das ist jedoch keine Satire, keine Ironie. Es ist ein ganz ernstgemeintes Lob auf den erleuchteten Despotismus Katharina's, welche ja bekanntlich der Panagia zum Troß die Kultur gen Osten tragen wollte. Sie wußte recht gut, daß es das Czarenthum einstweilen nicht gefährden konnte, wenn sie der höheren Gesellschaft gestattete, mit den Ideen des Jahrhunderts zu spielen, und sie selbst wollte doch auch eine andere Unterhaltung haben als die Litaneien der orthodoxen Kirche. In ihren späteren Jahren freilich, als die Ideen der Zeit durch den Mund der französischen Revolution etwas ungebärdig sprachen, gab die Czarin das Handwerk der Aufklärerei auf. Aber dessenungeachtet spannen sich von den Tagen Katharina's bis auf die Alexander's in Rußland Kulturbestrebungen herab, welche durch Männer wie Novikoff gefördert und insbesondere von den damals in Moskau und Petersburg sehr zahlreichen Freimaurerlogen in den höheren Klassen der Gesellschaft verbreitet wurden.

Alexander der Erste schien anfangs, wie bekannt, dem erleuchteten Despotismus Katharina's zu weiterer Entwicklung verhelfen zu wollen. Er machte den Versuch, das Czarenthum mit etwelchem Liberalismus zu verquicken, ermüdete aber bald an diesem unnatürlichen Experiment und ging dann, durch scheinheiligen Quietismus und Mysticismus hindurch, wieder zum streng czarischen Prinzip zurück. Unter seiner Regierung hatte die russische Literatur bereits eine respectable Stellung gewonnen, d. h. sie war hoffähig geworden. Innerhalb der Schranken des Denkens und Fühlens, welche ihr das Czarenthum ein für alle Mal gezogen, durfte sie sich sogar ziemlich frei bewegen.

Ihre Kette war ihr schon von Katharina in liberaler Weise verlängert worden. Sie durfte nicht nur mit satirischer Hand den französischen Firniß der russischen Civilisation abtragen und das naturwüchsig-e Bärenfell darunter aufzeigen, sondern auch da und dort einem gar zu krassen offiziellen Mißbrauch nach den Waden schnappen. Zeuge dessen sind die zwei berühmten Lustspiele, Kapnist's „Chikanen“ und Wisin's „Nedorosl“. Auch Kryloff's in bester Laune geschriebenen Fabeln können hieher gezogen werden. Unter Alexander schrieb Karamsin seine Geschichte des russischen Reichs, ein Werk, das zur Hebung des russischen Nationalbewußtseins kaum weniger beigetragen hat als der Ausgang des Krieges von 1812. Karamsin hat sich wohl gehütet, seine Erzählung bis auf die Geschichte des Hauses Romanow fortzusetzen, und so durfte er der Wahrheit die Ehre geben. Der bedeutendste Theil seines Werkes ist die Geschichte der Regierung Iwan's des Schrecklichen. Wir möchten die berliner Russen ersuchen, diese Erzählung drucken — etwa unter dem Titel „Spiegel des Czarenthums“ — und durch Vermittlung der Preußenvereine und der inneren Mission unter die Völker vertheilen zu lassen. Es ist nur billig, daß die letzteren bei guter Zeit mit den Helden des „heiligen Rußlands“ bekannt werden. In Berücksichtigung dessen können wir uns nicht enthalten, den Herren, an welche wir gedachten Wunsch adressirt, ein Bißchen vorzugreifen.

Iwan, der vierte Czar dieses Namens, hat zuerst dem Czarismus seinen typischen Charakter gegeben (1533—84). In seinen „guten“ Tagen mehrte er das Reich durch die Eroberung von Kasan und Astrachan. Als ihm die Bojaren dazu Glück wünschten, brummte er statt zu antworten in den Bart, jetzt fürchte er den Adel nicht mehr, weil er ihn zu Nichts mehr brauchen könne. Dieses Selbstgespräch war die Vorrede zu jenen Ausmerzungen oder Durchwurfelungen des Volks (Opaly),

vermittelst welcher Iwan den czarischen Absolutismus begründete, der bis dahin durch den hohen Adel beschränkt gewesen war. Mit der tiefsten Heuchelei die raffinirteste Grausamkeit verbindend ging der Czar an's Werk. Zuerst fiel die Bojarenfamilie Adaschew, deren Haupt der vertraute Minister Iwan's gewesen. Sie wurde förmlich „ausgetilgt“. Dann ging es über die Familien Oholenski, Repnin, Wolkonski, Kurakin und andere her. Gelegentlich machte sich der Czar das Vergnügen, den einen oder anderen Bojaren höchst eigenhändig abzuthun. Eine seiner Gewohnheiten war, im Zwiagespräch dem, mit welchem er sprach, die scharfe Spitze seines schweren Stabes von Elfenbein auf den Fuß zu setzen und sich so stark darauf zu lehnen, daß der Unglückliche an den Fußboden genagelt wurde. Sein Mienenspiel ergözte den Czaren, aber wehe dem Opfer dieser noblen Passion, wenn es sich einen Laut des Schmerzes entfahren ließ. Der Czar war aber auch Schriftsteller. Der Fürst Kurbski, ein tapferer und verdienter General, hatte es nicht passend gefunden, sich „ausmerzen“ zu lassen, sondern war nach Polen geflohen. Da schrieb ihm Iwan: „Im Namen Gottes, durch den die Könige herrschen. O armer Kurbski, warum willst du deine Seele zu Grunde richten, indem du deinen elenden Leib durch die Flucht zu retten trachtest? Wäre es dir nicht besser, auf Befehl deines Herrn zu sterben und hierdurch den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was ist denn das Leben, was sind menschliche Würden und Reichthümer? Doch nur Vergänglichkeit und Schatten. Glücklich ist der, welcher durch den Tod das Heil der Seele erkaufen kann“ . . . Iwan war ein fixer Theolog. Der Fürst Kurbski hatte ihm mit dem Gericht Gottes gedroht. Der Czar antwortete ihm: „Du willst mir vor dem Gericht Christi in der andern Welt Furcht einjagen? Also glaubst du wohl, daß seine Gewalt nicht auch diese Welt regiert? Ich muß dich warnen, daß du nicht in den Irrthum der Manichäer verfällst. Du sagst, daß

die durch mich Hingerichteten den Thron Gottes umringen. Diese Ansicht riecht sehr nach Ketzerei, denn Niemand, sagt der Apostel Paulus, kann Gott schauen" Mickiewicz, welcher diesen Brief in seinen Vorlesungen über slavische Zustände mittheilt, macht dazu die Bemerkung, Czar Iwan habe zuerst das Muster gegeben, sich ironisch auszudrücken, denn bis zu seiner Zeit hätte dieser Styl in der slavischen Literatur gänzlich gemangelt Die erste Durchwurfelung hatte über 300 Mitglieder der Bojarenschaft das Leben gekostet, trotzdem aber befällt Verzweiflung den Adel und das Volk, als der Czar plötzlich den Entschluß zu erkennen gibt, die Regierung niederzulegen. Eine Deputation wird an ihn abgeordnet, die ihn auf den Knien beschwört: „Strafe uns, o Herr, verschone Keinen, nur verlaß uns nicht!“ Diese thierische Zuneigung, meint der eben citirte slavische Autor, sei auf die Moskowiter von den Mongolen übergegangen, die sich um ihre Führer scharen, wie eine Tabune wilder Rosse um den Führer-Hengst. Bekanntlich folgt diesem „Patriarchen“ die ganze Heerde blindlings, und sobald er fällt, weiß sie nicht, wie und wohin sich zu wenden, und zerstreut sich bewußtlos. Nach Durchführung der zweiten Opaly ist das Czarenthum schon fertig: über Leib und Leben, Gut und Blut, Weiber und Töchter, über Alles, Alles ist der Czar nun unumschränkter Herr. Er errichtet jetzt eine Leibgarde, die Streligen (Strzelcy), d. i. Jäger, so genannt, weil das Volk ihr Wild sein sollte. Wie diese Mordbande hauste, mag man bei Karamsin nachlesen. Nach einiger Zeit macht Iwan dreihundert dieser Banditen zu Mönchen, sich selbst zu ihrem Abt. Den größten Theil des Tages verbrachte er in der Serkiew (Kirche) mit Glockenläuten und Psalmenfingen. Er liebte es auch, von der Kirche seine Blutbefehle ausgehen zu lassen.

Mit solcher Frommheit wechselte bestialische Völlerei. Hatte der Czar keinen Appetit, so lief er vom Tische in die Gefäng-

nisse, um die an den Gefangenen in Vollzug gesetzten Martern mitanzusehen. Das erregte ihm die Galle und er ging dann, um mit großer Eglust zu speisen. Auf die zweite Durchwurfsung folgte eine dritte, auf diese eine vierte, die gräßlichste von allen. Alles, was dem Czaren auf seinen Wegen begegnete, Menschen oder Thiere gleichviel, wurde niedergemacht. Die Bevölkerungen ganzer Städte und Provinzen wurden massenhaft „ausgemerzt“. So erging es den Einwohnern von Nowogrod, die man ohne allen Grund beschuldigte, ein Einverständnis mit Polen zu unterhalten. Der Zug des Czaren nach der dem Verderben geweihten Stadt war ganz mongolisch. Alle auf dem Wege gelegenen Ortschaften wurden verbrannt, die Einwohner niedergehauen. Durch Ausstoßung des tatarischen Wortes: Halla! gab der Czar in Nowogrod das Signal zu einer allgemeinen Schlächterei. Die Chroniken erzählen, daß Iwan nach der Zerstörung des unglücklichen Nowogrod auf Pskow gerückt sei. Nahe dabei habe er auf einem Hügel Halt gemacht, die Stadt unverwandt angeblickt und dabei die untere Kinnlade bewegt, als „fräße er sie auf“. Von diesen Zügen wieder nach Moskau heimgekehrt, ordnete der „graue“ Czar, wie er in den alten russischen Volksliedern heißt, die fünfte Ausmerzang an. Die Opfer derselben wurden lebendig geschunden, in eigens zu diesem Zweck erbauten Defen gebraten, vermittelst Stricken auseinander gesägt. Seinem Neffen Wladimir befahl der Czar, Gift zu trinken. Da reichte die Gattin des Verurtheilten ihrem Manne, nachdem sie selber getrunken, und ihren sämtlichen Kindern den Giftbecher. Die ganze Familie starb vor den Augen Iwan's, welcher sich an ihren Todeszuckungen ergökte. Das gemeine Volk hegte er mit dazu abgerichteten Bären. Während der sechsten Opaly tödtete er mit eigener Hand seinen ältesten Sohn, jagte seine achte Gemahlin aus seinem mit Rebsweibern angefüllten Serail und gerieth auf den Einfall, sich mittelst einer Gesandtschaft um die

Hand der alten Königin Elisabeth von England zu bewerben. Elisabeth fand es nicht gerathen, ihre „Jungfräulichkeit“ dem Czaren anzuvertrauen, sondern empfahl ihm ihre Verwandte, die Gräfin Hastings, welche Zwan jedoch auf den Bericht seines Gesandten hin zu „mager“ fand. Zuletzt ließ der Czar seine Dpryszken (Henkershelfer) durch die Soldaten austilgen und starb dann sehr zufrieden in seinem Bette (1584). Keine Hand hatte sich gegen ihn erhoben. Auf die Folter gespannte Bojaren beteten während tagelanger Marter für das Heil des Czaren! Als er todt war, beweinte ihn die ganze Nation, beweinte ihn aufrichtig! Als die Kunde seines Todes erscholl, lief das Volk in den Straßen herum, vor Verzweiflung heulend, selbst die Familien der unzähligen Opfer seiner unerhörten Grausamkeit waren untröstlich und legten tiefe Trauer an! . . . Wir überlassen es dem Leser, die Moral dieses Stückes russischer Geschichte zu finden, und kehren zu unserem eigentlichen Geschäfte zurück . . .

Die russische Literatur blieb auch unter Alexander eine nachahmende, aber die Typen der Nachahmung wurden gewechselt. Frankreich verlor seinen literarischen Einfluß auf Rußland; Deutschland, England, theilweise auch Italien boten jetzt die poetischen Muster dar. Zwei Poeten vornehmlich waren es, welche dem russischen Geschmack diese Wendung gaben, Schukowsky und Batuschkoff, Beide mit großem formalen Takt ausgestattet. Auf ihrer Form beruht wesentlich ihr Werth. Schukowsky setzte durch gute Uebersetzungen die russische Literatur mit der deutschen in Beziehung, Batuschkoff schmeidigte und glättete die russische Sprache durch gelungene Nachahmung italienischer Dichter und ein Dritter, Kosloff, lenkte durch Nachbildung englischer Muster die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Welt Scott's und Byron's.

Der triumphirende Ausgang der Kriege Rußlands gegen Napoleon hatte in die russische Gesellschaft eine Bewegung

gebracht, welche nach zwei Richtungen hinströmte. Auf der einen Seite äußerte die gebieterische Machtstellung, welche sich Rußland auf dem Kontinent ganz unzweifelhaft errungen hatte, ihre unausbleibliche Rückwirkung auf die Gemüther der Russen. Man fing an, die Idee der mongolisch-moskowitischen Autokratie mit vollem Bewußtsein als den eigentlichen Kern der russischen Nationalität zu erfassen und anzunehmen. Folgerichtig mußte dann die Bestimmung Rußlands die sein, dieser Idee in immer weiteren Kreisen zur Realisirung zu verhelfen. Das war und ist noch der Gedanke des Czarenthums und keineswegs hegt ihn die Regierung allein, sondern er wird von der ungeheuren Majorität der Bevölkerung getragen, so zwar, daß in den Massen die czarische Despotie ein religiöses Dogma ist und in den höheren Klassen das deprimirende Gefühl der allgemeinen Sklaverei an der Ueberzeugung, Rußland sei zur Universalherrschaft berufen, sich wieder aufrichtet. Es hat zu allen Zeiten der menschlichen Niederträchtigkeit wohlgethan, die eigene Knechtschaft und Schmach auch auf Andere ausgedehnt zu sehen. Der kontinentale Liberalismus, bornirt wie er ist, hat dieses offenkundige Geheimniß der czarischen Macht nie zu begreifen vermocht und er verblendet sich auch jetzt noch gegen die Thatsache, daß es dem mongolisch-moskowitischen Czarenthum gelungen, sich zur Nationalsache zu machen, sich mit dem „heiligen Rußland“ zu identifiziren. Gerade darum sind die Füße des Kolosses keineswegs so „thönern“, wie uns gedankenlose Optikern glauben machen wollten.

Auf der andern Seite kann allerdings nicht geleugnet werden, daß der Samen, welchen die revolutionären Ideen des 18. Jahrhunderts ausgestreut hatten, auch in Rußland aufgegangen. Das Zeitalter Katharina's wirkte nach, und was Alexander in seinen letzten Regierungsjahren für die Ausrottung der liberalen Vorstellungen geschehen ließ, was Nikolaus vom Anfang seines Regiments an mit brutalster Unerbittlichkeit für den unbedingten

Absolutismus that, das Alles konnte eine gebildetere Jugend nicht hindern, das revolutionäre Fluidum der neuen Zeit einzuathmen. Gegen die Einbringung dieser Kontrebande half weder die ängstlichste Gränzabspernung noch die erbarmungsloseste Censur, halfen weder Güterkonfiskationen noch das Spießruthenlaufen, weder das Degradiren zum gemeinen Soldaten noch die Knete noch die Bergwerke Sibiriens. Wie sich der freie Gedanke, gepflegt in den geheimen Gesellschaften zur Zeit Alexanders, vergeblich abmühte, zur politischen That zu werden, das hat die bei der Thronbesteigung des Nikolaus zum Ausbruch gekommene und gescheiterte Verschwörung der russischen Liberalen kläglich dargethan*). Aber die empfänglicheren Geister hatten den Anstoß einmal gespürt und er hat nicht aufgehört, fortzuwirken. Vorerst mußten jedoch alle revolutionären Pläne Einzelner an dem czarischen Bewußtsein der Massen nicht nur scheitern; sondern dieses Bewußtsein reagirte in seinen Bekämpfern selbst ganz augenscheinlich. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, zu zeigen, daß sogar die vorgeschrittensten Russen dem gewaltigen Bann des Czarismus niemals lange sich zu entziehen vermochten.

Hier dieser Bann, dort die unstillbare Reizung, Rußland

*) „Was werden wir — fragte vor dem Ausbruch des Komplotts vom 26. December einer der Verschworenen seine Genossen — was werden wir auf der Gasse rufen? Was werden wir dem Volke sagen, um uns demselben verständlich zu machen? Werden wir rufen: Es lebe die Freiheit! Wir Russen haben kein Wort dafür; unser Swaboda bedeutet vielmehr die Zeit des Ausruhens, den Augenblick des Zeitvertreibs und weniger das, was die Freiheit in den westlichen Ländern ist. Sollen wir rufen: Es lebe die Konstitution! Wer wird verstehen, was Konstitution ist?“ Ich denke, das charakterisirt sehr gut das Verhältniß des russischen Volksbewußtseins zu den liberalen Ideen. Die Verschwörer riefen wirklich auf den Straßen: Es lebe die Konstitution! Volk und Soldaten glaubten aber, das sei der Name der Frau des Großfürsten Konstantin.

mit den Ideen, welche die westeuropäische Gesellschaft bewegen, in Beziehung zu setzen, haben in der russischen Literatur der letzten dreißig Jahre seltsame Phänomene hervorgerufen. Die dichterische Jugend Rußlands mußte, schwankend zwischen der Sehnsucht nach Freiheit und dem unaustilgbaren Respekt vor der durch das Czarenthum repräsentirten Weltstellung ihres Landes, höchst empfänglich sein für die literarische Stimmung, welche Byronismus zu nennen man übereingekommen ist. Man erinnere sich nur, daß auch Byron trotz seines Freiheitsdurstes, trotz seiner gegen die Regierung Castlereagh's geschleuderten Sarkasmen, trotz seiner Verhöhnung der Sitten seines Landes dennoch stolz darauf war, ein Engländer zu sein, und daß er diesem Nationalstolz zu wiederholten Malen in seinen Werken glühenden Ausdruck gegeben . . . man erinnere sich daran und dann wird man es begreiflicher finden, daß die russischen Byronisten allem Unbehagen an den politischen und sozialen Zuständen ihres Landes zum Trotz dennoch nie aufhörten, Russen zu sein. Bloß die deutschen Welterschmerzler sind albern und charakterlos genug, ihrer Nationalität zu vergessen, um gar Nichts zu sein. Das Nationalgefühl ist aber auch für den Dichter als solcher ein ewiger Gesundbrunnen und so sehen wir, daß der Byronismus, während er bei uns nur die armseelige Posse des jungen Deutschlands zuwegegebracht, in Rußland wenigstens zwei wirkliche Dichter erzog.

Jedermann erräth, daß wir von Puschkín und Lermontoff sprechen wollen.

Alexander Puschkín, zu Petersburg 1799 geboren, begann unter Alexander seine poetische Laufbahn als Revolutionär. Seine Erstlingsgedichte wurden nicht gedruckt, es waren Auslassungen des Unmuths eines Sklaven, welcher knirschend seine Ketten schüttelt, oder Ausschreitungen einer in den Orgien der petersburger Gesellschaft gepflegten skeptischen Frivolität. Puschkín's „Ode an den Dolsch“, sowie seine „Gabrielide“ betitelt

Travestie des Mysteriums der unbefleckten Empfängniß Mariä, kursirten handschriftlich in ganz Rußland. Czar Alexander, über seine eigenen liberalen Launen längst hinaus, fand den Liberalismus des jungen Poeten nicht nach seinem Geschmack und verbannte Puschkin in das Innere des Reichs. Seine Wanderzüge, welche sich bis an die Gestade des schwarzen Meeres erstreckten, gaben ihm Gelegenheit, über das eigene Talent klar zu werden und zugleich durch Kenntnißnahme von den Sitten, Leiden, Zuständen und Stimmungen des Volkes mehr in das Wesen desselben einzudringen. Dabei waren die Werke Byron's seine Begleiter. In seinen frühesten Sachen, die er um diese Zeit dichtete, ist sein Verhältniß zu dem englischen Dichter noch deutlich das eines Nachahmers. So in den beiden poetischen Erzählungen „der Gefangene im Kaukasus“ und „die Zigeuner“, wo der Byronismus mehr nur äußerlich auf neue Lokalitäten übertragen als durch originale Anschauungen ersetzt ist. Aber wenn auch Puschkin mit Vorliebe an der Form der poetischen Erzählung, wie sie durch den Dichterlord so außerordentlich populär geworden, festhielt, so trug er in dieselbe doch von Schritt zu Schritt mehr von seinem eigensten Wesen, wie von dem der russischen Nationalität hinein. Es kam immer mehr Gesundheit und Realität in seine Dichtungen. Wo er als Lyriker sich äußerte, gab er nur der inneren Stimme Worte, wo er erzählte, wußte er die Bildungen seiner prächtigen Malerei ohne alle Künstelei mit dem Duft einer zarten Melancholie zu überhauchen. Sehr schön tritt uns diese Mischung von Leidenschaft und Resignation entgegen in der poetischen Erzählung „der Springquell von Bachtischarai“, welche in der Krim spielt, in dem

. Schönheitsreichen Wunderland,
 Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
 Des Segens und der Freude Bild.
 Das Wellgeräusch am kühlen Strand,

Die Hügelreib'n, die dunkeln Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Saphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wanderer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wasser glänzend grün sich bäumen
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

Eine weitere poetische Erzählung, „das Räuberbrüderpaar“, ist frisch aus dem russischen Volksleben gegriffen und wirft düstere Streiflichter auf barbarische Zustände. Eine dritte dagegen, „Graf Nulin“, erzählt mit sprudelnder Laune, wie ein eben frisch aus Paris nach Rußland heimgekehrter Modegeck von einer Landedelfrau statt des zudringlich begehrten Minnesolds eine derbe Ohrfeige erhält. Mit bitterem Sarkasmus fügt der Dichter noch hinzu:

Die ganze Nachbarschaft erfuhr
Das Abenteuer dieser Nacht;
Doch wer darob zumeist gelacht
Mit ihr? — Ihr kommt nicht auf die Spur.
Warum nicht? Katharina's Gatte?
O nein! . . .
Ein nachbarlicher Gutsherr machte
Zum bösen Spiele gute Miene,
Ein Mann von dreiundzwanzig Jahren,
Er war es, der am meisten lachte
Mit unsrer Heldin Katharine,
Als sie allein selbender waren . . .
Da kann man doch als etwas Wahres
Mit gutem Fug und Rechte sagen,
Daß Frauentreu in unsern Tagen
Nichts Sel'nes ist, nichts Wunderbares.

Einen wohlthuendern Eindruck machen die nach alten Volksmärchen gedichteten Geschichten vom „Ezar Saltan“ und „von der Ezarentochter und den sieben Rittern“. Der Dichter ist hier mit bewunderungswürdiger Naivetät in die Fußstapfen der altflavischen Rhapsoden getreten und hat uns das patriarchalische Rußland der Sage sehr anschaulich und anmuthig gezeichnet. Der historischen Zeit Rußlands gehört die Romanze „Poltawa“ in drei Gesängen an. Die Hauptfigur dieser wohlgerundeten Dichtung ist jener Kosakenhetman Masewpa, welchen auch Byron zum Helden einer seiner schönsten poetischen Erzählungen macht. In dieser erscheint er aber in ganz anderer Situation als bei Puschkine, und auch abgesehen davon, ist Poltawa ganz und gar nicht byronisch. Das Gedicht legt in der episch-malerischen Weise der metrischen Romane Walter Scott's einen vaterländischen Stoff klar und schön auseinander. Die Katastrophe ist die auch geschichtlich so verhängnißvolle Schlacht zwischen Karl dem Zwölften und Peter dem Großen....

Im Feld stößt bald das Heer des Ezaren
Zusammen mit den Schwedenscharen,
Die Erde bebt, es blüht und kracht,
Laut donnert die Poltawaschlacht.
Das Feldgeschütz, die Bajonette
Und Lanzen würgen um die Wette.
Im Feuer, wo gleich Hagelschauern
Die Kugeln prasseln, sind die Glieder,
Zerschmettert an lebend'gen Mauern,
Im Flug ersetzt durch andre wieder,
Die auch alsbald am Boden liegen,
Wo Leichen sich auf Leichen thürmen.
Die leichten Reiterschwärme fliegen
Wie Wolken über's Feld hin, stürmen
Wild aufeinander im Gedränge
Und Kugeln schwirren, Säbel klirren
Im mörderischen Handgemenge.
Die Bombe wühlt sich in den Sand

Und plagt, daß vom Zerstörungsbrand
Rings Roß und Reiter niederbrechen.
Das Fußvolk und die Reiterherden
Wetteisern wuthentbrannt im Morden.
Ein grimmes Hauen, Schlagen, Stechen, —
Die Kugeln prasseln hageldicht, —
Der Schwede wie der Russe sicht
Verzweiflungswild den blut'gen Kampf.
Kanonentonner, Lärm, Gestampf,
Gewieher, Stöhnen, Trommelschall
Und Tod und Hölle überall

Wir meinen, das ist ein modernes Schlachtgemälde, welches sich sehen lassen darf.

Dem Verderben, welches nach der Thronbesteigung des Czaren Nikolaus über die Verschwörer vom 26. December 1825 hereinbrach, entging ihr Gesinnungsgenosse Puschkine auf eine Art und Weise, welche etwas sehr Romantisches hat. Sobald er die Nachricht von Alexanders Tod erhielt, machte er sich von seinem Landgut auf den Weg nach Petersburg, um an den zu erwartenden Ereignissen Theil zu nehmen. Da lief ihm ein Hase über den Weg, ein nach dem russischen Volksglauben sehr ungünstiges Vorzeichen. Er fuhr weiter, bis ihm ein altes Weib begegnete, ebenfalls ein schlechtes Omen. Sein Kutscher wurde auch so stutzig, daß er seinen Herrn bat, umzukehren. Puschkine befahl ihm, weiter zu fahren. Aber kurz darauf begegnet dem Wagen ein Pope. Das ist das schlimmste aller Vorzeichen für einen Reisenden. Der Kutscher wirft die Peitsche weg und fleht seinen Herrn kniefällig an, die Reise nicht weiter zu verfolgen. Der Dichter folgt ihm. Wäre er am 26. Decbr. in der Hauptstadt gewesen, so hätte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach das Loos seiner Freunde, Tod am Galgen oder in den sibirischen Bergwerken, getroffen. Aber ist es nicht allerliebste, daß die Phantasie des russischen Volkes an seiner Kirche dadurch sich rächt, daß die Begegnung eines Pfaffen für das aller-

unglücklichste Vorzeichen gilt? Es gibt doch viel unbewußte Ironie in der Welt.

Dennoch verfiel Puschkine seinem Schicksal. Nikolaus berief ihn aus der Verbannung zurück und ernannte ihn zum Kammerjunker. Der Dichter fühlte nicht minder als seine Freunde, daß diese Gnade nur eine Demüthigung sei. Sein Stolz empörte sich dagegen und er ging nicht zu Hofe. Allein jetzt wurde er bedrängt, daß er zwischen dem gestifteten Hoffleid oder einer abermaligen Verweisung zu wählen habe. Nicht minder Lebemann als Dichter, wollte Puschkine die Genüsse der Hauptstadt nicht zum zweiten Mal mit dem Leben in der Steppe vertauschen. Der Czarismus feierte einen Triumph über die bedeutendste dichterische Persönlichkeit, welche bis dahin in Rußland aufgetreten. Der Czar empfing den Dichter sehr gnädig, trieb ihn zum Produziren und sagte ihm: „Wenn du die Censur befürchtest, so will ich selbst dein Censor sein.“ Fällt uns hier nicht unwillkürlich eine ganz ähnliche Szene aus unserer eigenen Literaturgeschichte ein? Auch der Herzog Karl von Württemberg erbot sich gegen Schiller, höchstselbst dessen Censor zu machen. Der deutsche Dichter entzog sich bekanntlich dieser Gnade durch die Flucht aus seinem „engeren“ Vaterlande. Er wollte die Adlerschwingen seines Idealismus nicht durch eine fürstliche Hand stützen oder brechen lassen. Aber Puschkine hatte bei seiner Begegnung mit Nikolaus schon keine Ideale mehr. Er ging mit der Nüchternheit russischer Unterthänigkeit von seinem gnädigen Caren. „Ach“, äußerte er gegen ausländische Freunde — „wie gerne wollte ich ihn hassen! Doch was soll ich anfangen? Warum soll ich ihn hassen?“ Klageklänge, welche deutlich genug verrathen, daß das freie Selbst des Dichters von der Majestät des Carenthums sich erdrückt fühlte. Es gab auch in Rußland Leute, welche über diese neue Stellung Puschkines bedenklich den Kopf schüttelten, denn kein Despotismus ist mächtig genug, aus

allen Herzen die Scham auszutilgen. Puschkin fühlte mit tiefer Erbitterung den Bleidruck, welchen der Verdacht der Apostasie auf sein Haupt übte. Er stürzte sich in seiner Zerrfallenheit mit sich selbst in rauschende Orgien, er rächte sich durch beißende Epigramme an dem Mißmuth seiner Freunde, er griff sogar, wie nach einem Rettungsanker in seiner Hülfslosigkeit, zum czarischen Russenthum. Ja, er warf sich zum offiziellen Poeten des Czarismus auf! Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution schleuderte er „den Verleumdern Rußlands“, d. h. der Presse und den Tribünen Westeuropa's ein ganz czarisches Gedicht entgegen. Schweigt, rief er darin den Westeuropäern zu, was droht ihr dem heiligen Rußland?...

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That —
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldsoldat
Vermag auf's Neue nicht sein Bajonett zu schwingen?
Denkt ihr, des Czaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegern?
Hat der Russe verlernt, zu kämpfen und zu siegen?

Sind unsrer Wenig? Oder von Perm bis Tauris Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt
Bis wo sich China's Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleich wie ein Stahl- und Eisenwald?

Drum, eitle Schwäger, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland,
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt.

Klingt das nicht ganz wie die wiedererwachte Stimme Derschawins? Echt russisch, echt czarisch! Aber Puschkin sollte nicht vom Schauplaze verschwinden, ohne ein Werk zu hinterlassen, welches seines Genius würdiger war als solche Trompetenstöße des Czarismus. In der Produktion Beruhigung suchend,

erprobte er ſein Talent an Manchem, dichtete das hiſtoriſche Trauerſpiel „Boris Godunoff“, ſchrieb eine hübsche Novelle, in welcher der Rebelle Pugatſcheff auftritt, ſammelte Materialien zu einem vaterländiſchen Geſchichtswerk und machte Verſe, um ſie im Werthe von fünf Rubeln die Zeile auf der Pharobank einzufetzen. Eine leichtfertige Frau, wie ſie Puſchkin hatte, war auch nicht ſehr geeignet, dem Leben des Dichters wieder einen beſſeren Halt zu geben. Aber immer wieder lehrte er von anderweitigen Verſuchen und aus allen den unerquicklichen Zerſtreuungen des petersburger Lebens zur Fortführung ſeines Hauptwerks, des „Eugen Onägin“, zurück. Der Onägin iſt ſeiner äußerlichen Form nach ein Roman in Verſen, abgetheilt in acht Bücher. Die Vorrede bildet ein Geſpräch des Dichters mit ſeinem Buchhändler, wobei Puſchkin das Göthe's Fauſt voranſtehende „Vorſpiel auf dem Theater“ vorgewebt haben mag. Der Buchhändler fordert ein neues Werk von dem Poeten, welcher ſich wehmuthsvoll der Zeit erinnert . . .

Als ſorgenfrei, dem Vogel gleich,
Ich von Begeiſt'ung nur getrieben,
An Hoffnungen ſo überreich,
Noch nicht für ſchönen Lohn geſchrieben.

Man hat den Onägin einen Sprößling von Byrons Don Juan genannt. Sehr mit Unrecht. Mit mehr Grund könnte man ihn den ruſſiſchen Childe Harold nennen. Aber das Wort ruſſiſch muß ſehr betont werden, denn das Gedicht iſt durch und durch national. Es iſt ein unvergleichliches Gemälde der modernen ruſſiſchen Societät, ein vollendetes Kunſtwerk. Die Fabel iſt überaus einfach. Zwei junge Männer, der blaſirte Weltmenſch Eugen Onägin und der träumeriſche Poet Wladimir Lensky, dann zwei junge Landmädchen, Tatjane und Olga, zwei Schweſtern, die erſtere jenem, die andere dieſem wahlverwandt, alle vier um ihr Lebensglück betrogen, vor der Zeit

geknickt oder in befriedigungslosen Verhältnissen eine unerspriessliche Existenz hinschleppend — das sind die Hauptpersonen der Geschichte. Lensky sowohl als Onägin sind Puschkin selber, jener der jugendliche, dieser der Puschkin nach 1825. Beide sind aber auch russische Typen, nationale Charakterbilder, Wladimir der jugendlich aufstrebende Idealist, Eugen der von dem ehernen Himmel des Czarenthums, welcher Rußland überwölbt, frühzeitig zu einem zwecklosen Dasein der Langeweile niedergedrückte Enttäuschte, Uebersättigte. „Zwischen diesen beiden Typen, bemerkt A. Herzen, zwischen Lensky's Grabe und der Langeweile Onägin's zieht sich der tiefe, schlammige Fluß des civilisirten Rußlands mit seinen Aristokraten, Bureaukraten, Offizieren, Schreibern, Gensdarmen, Spionen, mit seinen Kaisern, Großfürsten, dieser ungestalteten, kothigen und stummen Masse voll Niederträchtigkeit, Servilität, Grausamkeit, Neid, Völlerei, Seelenlosigkeit, der Alles mit sich fortreißt, Alles begräbt.“ Voll Frische und Ungezwungenheit, wechselnd zwischen Scherz und Ernst, tiefem Gefühl und ausgelassenem Muthwillen, die schroffsten Uebergänge von der Komik zur Tragik und umgekehrt spielend bewältigend, rollt die Erzählung dahin.

Die Höhe ihrer Meisterhaftigkeit erreicht sie in der bekannten, unvergleichlich plastischen Schilderung des Duells, in welchem Onägin den Poeten Wladimir erschießt. Wer diese Strophen schreiben konnte, mußte ein Dichter sein. Und Puschkin hat in der Darstellung des mörderischen Zweikampfes bekanntlich den eigenen Ausgang prophetisch vorhergesagt. Wie die Helden und Heldinnen seines Gedichts, so erlag der Dichter selber dem Despotismus der Mode, welche es zur Abwechslung inmitten ihrer Possen manchmal auch nach einem Stück Tragik gelüstet. Abscheuliche Intriken, in welche Puschkins Frau keineswegs ganz schuldlos verflochten war, führten ein Duell herbei, in welchem die Kugel eines französischen Industrieritters

im Januar 1837 dem Dichter die Todeswunde ſchlug. Vielleicht hatte Mickiewicz recht, wenn er urtheilte, Puſchkin ſei für ſeinen Ruhm zur rechten Zeit geſtorben; denn er habe, „was ſich nur irgend im Herzen der civilisirten ſlavischen Geſellſchaft vorſand, die politiſchen Begriffe der edleren ruſſiſchen Jugend, die leidenschaftlichen, durch Byron verbreiteten Schwärmereien, die Rückerinnerungen altſlavischer Zeiten, dies Alles ſchon zu Tage gefördert und in ſchöne Dichtung gehüllt vor die Augen des Publikums geſtellt. Jetzt ward es nöthig, einen Schritt weiter zu gehen, und hiezu gebrach ihm die Kraft.“

Mitten aus der Trauer und Empörung heraus, in welche Puſchkins Tod ſeine Verehrer verſetzte, richtete Michail Ver-
montoff ein glühendes Gedicht an den Kaiſer aller Rußen . . .

Mein Czar! ich werfe mich vor deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gib, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter!
Rache den Dichter, ſtrafe die Schlechtigkeit,
Schleudre den Bliß aus deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von deiner ſühnenden Gerechtigkeit! . . .

Sonderbarer Schwärmer! Als ob dem Czaren nicht ein Gefallen geſchehen, daß ihn die Kugel des Monsieur d'Anthès von einem unbequemen Poeten befreit hatte. Der Czarismus braucht keinen Dichter. Dieſe fatalen Poeten haben doch immer noch eine Ader von Unabhängigkeitsſinn und Selbſtgefühl in ſich — alſo weg damit! Vermontoff trat zwar mit ſeinem Rachebegehren in echtruſſiſcher Form hervor. Er wandte ſich damit an den Czaren, der ja allein Alles iſt und Alles kann, die göttliche Subſtanz des Ruſſenthums. Der dichterische Bittſteller dokumentirte damit ganz ſchlagend, daß, wie wir oben bemerkt, die ruſſiſche Poeſie auch in ihren erwählteſten Trägern dem Czarenthum ihren Tribut entrichten muß. Aber

Lermontoff's Racheſchrei war eine Zumuthung. Darf der Gott ſich Zumuthungen gefallen laſſen? Mit nichten! Und dann kamen in dem Gedicht ſehr verfängliche Dinge vor. So z. B. ſagte Lermontoff von dem Mörder Buſchkin's:

Das Volk war ihm ein Gegenſtand des Hohneſ,
Er ſuchte keine Guñſt als die des Thrones

Was! War das nicht Hochverrath? Weſſen Guñſt als die des Thrones ſollte denn in Rußland geſucht werden dürfen? Das Volk! Ei, ja doch! Das Volk, der Staat, die Kirche, die Intelligenz, die Macht, Alles bin Ich — lautet die Formel des Czarismus. Die Antwort des Czaren war die, daß der junge Dichter aus der Garde in ein Regiment am Kaukaſus verwieſen wurde, damit ihn die Kugeln der Tſcherkeſſen zum Nachdenken über ſeine Impertinenz brächten.

Aber daß er aus dem Morast der petersburger Geſellſchaft in eine Natur voll Wildheit und Größe hinausgeſchleudert wurde, war ein großes Glück für Lermontoff. Der Kaukaſus hat ihn nicht von dem ſchrecklichen Antagonismus von Ideal und Wirklichkeit, von glühend ſtrebſamem Enthuſiaſmus und bitterer Hoffnungsloſigkeit, in welchem ſich ſein Leben verzehrte, geheilt, er hat die Gegenſätze von dem, was er fühlte und dachte, und dem, was er auf Rußland blickend ſah, nicht ausgeglichen, aber er hat ihn zum Dichter gemacht und zum — Mann. Er überragte an Charaktergröße Buſchkin weit. Es fiel ihm nie mehr ein, ſich dem Czaren „vor die Füße zu werfen.“ Seine Poeſie iſt das freieſte, ſelbſtſtändigſte, männlichſte Wort, welches Rußland bis jezt geſprochen hat. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie wenig Lermontoff's Verbitterung ſeine geniale Kraft zu beeinträchtigen vermag. In Jünglingsjahren ſchon überſchlich ihn ein gränzenloſer Lebensüberdruß. Das Leben, rief er aus...

Das Leben iſt, wenn man's bei kaltem Verſtande beſieht,
Eine elende Poſſe voll Jammer und Dummheit.

Und doch, mit welchem heiligen Ernst und Eifer erfaßt er seine Aufgabe als Dichter! Man erinnere sich, daß die deutschen Reimer der Gegenwart die Dichtung zum Spielzeug für Backfische und alte Betschwestern entwürdigt haben, und stelle dann dieser läppischen „Buchbinderpoesie“ folgendes Gedicht von Lermontoff gegenüber, welches überschrieben ist „der Dichter“.

In bunter, goldner Pier glänzt meines Dolches Stahl;
Die feste Klinge kann nicht rosten,
Sie ist gefeilt durch ein geheimnißvolles Maß,
Die Erbschaft heißen Kampfs im Osten.

Er diente ohne Lohn dem Reiter manches Jahr
Im Heimatland wie in der Fremde,
Hat manche Brust durchbohrt, ein Retter in Gefahr,
Durchstoßen manches Panzerhemde.

Er theilte Lust und Leid dienstfert'ger als ein Sklav,
Schnell rächt' er jegliches Beleid'gen;
Wo ohne goldnen Zierrath scharf seine Klinge traf,
Walt es zu rächen, zu vertheid'gen.

Am Terek ward er des Kosaken Bentetheil,
Der seinen Herrn zu Boden fällte,
Drauf unter andern Waffen zum Kaufe lag er feil
In des Armeniers Waarenzelte.

Beraubt der alten Scheide, gleichwie der starken Hand,
Des Helden, der ihn einst getragen,
Hängt er als goldnes Spielzeug jezt ruhmlos an der Wand,
Um keine Wunden mehr zu schlagen.

Es nimmt sich keine Hand geschäftig seiner an,
Zu pflegen ihn, zu reinigen —
Niemand liest im Gebet die Aufschrift des Koran
Zum Ruhm Allah's, des Einigen. —

Gleichst du nicht diesem Dolch, markloser Zeitpoet!
Der du ungöttlich niedern Hanges
Um schnödes Geld vertauscht die Macht und Majestät
Des weltbegeisterten Gesanges?

Wie schlugen einst der Sänger klangmächt'ge Worte ein,
Entzündend zu der Glut des Kampfes!
Das Volk bedurfte ihrer wie des Pokals beim Wein,
Wie beim Gebet des Dampferdampfes.

Sie schwebten über ihm gleichwie der Geist des Herrn,
Und zum Gebet, gleichwie zum Sturme
Der Schlacht, entflaminten sie die Völker nah und fern,
Wie Glockenklang vom hohen Thurme.

Die stolze Einfachheit verlegt der Poesie! —
Heut will man schales Reimgeblinke;
Wie eine alte Schöne verlangt die Welt, daß sie
Die Künzeln übertüncht mit Schminke.

Verpotteter Prophet! erwachst du noch einmal
Zur Rache in der Zeitumnachtung?
Oder in goldner Scheide verdirbt der blanke Stabl,
Bedeckt vom Roste der Verachtung?

Der Mittelpunkt von Lermontoff's Dichten ist seine eigene drangvolle Subjektivität, das rastlose empörenderische Aufbäumen seines freien Selbst gegen die Wucht eines ungeheuren Despotismus, das Ringen eines einsamen Geistes gegen den nivellirenden Druck allgemeiner Sklaverei. So wird ihm sein Ich zu einer Fessel, die er klirrend durch seine Dichtungen nachschleift. Ganz wie bei Byron. Aber es darf gefragt werden, ob die Verzweiflung des freien Russen gegenüber dem Czarenthum nicht eine wahrere, berechtigtere war, als die des englischen Lords gegenüber den Zuständen und der Geschichte seines Landes. Sodann hat sich Lermontoff wenigstens in einer seiner Hervorbringungen zu einer Freiheit und Macht objektiver Gestaltung erhoben, wie es Byron nie vermochte, in dem rein volksthümlichen, ganz und gar nationalen Lied von dem Czaren Iwan Wassiljewitsch, seinem jungen Leibwächter Kiribjewitsch und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikow. Dieses kleine Epos gibt Geist und Form altslawischer Volkspoesie mit einer Treue,

Raivetät und künstlerischen Sicherheit wieder, die nicht ihres Gleichen haben. Für den, der, unbeirrt von den Zeitstimmungen, für das Unvergängliche, Ewige in der Poesie einen offenen Sinn behalten hat, ist dieses Gedicht ein Hochgenuß. Ganz entgegengesetzt diesem edlen Gesang in Stimmung und Form sind das hübsch gerundete, satirische Gemälde aus dem civilisirten Rußland, betitelt „die Rentmeisterin“, und das fragmentarische, von Sarkasmen triefende „Märchen für Kinder“. Beides Uferpflanzen jenes schlammigen Flusses, von welchem oben bei Buschkin die Rede war.

Lermontoff hatte den Kaukasus schon einmal besucht, bevor er als Verbannter ihn wiedersah. Das herrliche Bergland hat, wie schon bemerkt, auf seine Poesie ganz unzweifelhaft sehr bedeutend eingewirkt. Hier fühlte sich der Dichter wenigstens verhältnißmäßig frei, hier fand er die Anregung und das Material zu seinen poetischen Erzählungen „der Ischerkessenknabe“, „Gadschi Abrek“, „der Dämon“, „Ismail Bey“. Die letztere ist die umfassendste, aber von der Censur leider schrecklich verstümmelt. Es ist eine Geschichte, so wild und schön wie das Land, in welchem sie spielt, so kühn und leidenschaftlich wie die Bewohner desselben. Herrlich, wie in dieser, sind auch in den übrigen Kaukasus-Romanzen die Naturschilderungen. Nicht nur die äußeren Formen der Landschaft, sondern auch ihren Geist weiß Lermontoff wieder zu geben. Mit kühnen Strichen zeichnet er die naturwüchsige Kraft der Kaukaster in Liebe und Haß. Im Dämon, der nach einer georgischen Legende gearbeitet ist, sprüht das volle Höllenfeuer der Wollust, im Gadschi Abrek waltet vernichtend das unerbittliche Gesetz der Blutrache. Leila's Gatte hatte den Bruder Gadschi's menschlerisch erschlagen. Gadschi trifft mit Leila zusammen, ihre Schönheit rührt ihn tief, aber Blut will Blut. Er tödtet sie, doch sein Pferd sträubt sich schauernd, den Mörder mit der schrecklichen Trophäe fortzutragen

Die Klinge blüht, er faßt den Schopf —
 Ein Hieb: vom Rumpfe fliegt der Kopf —
 Hadschi hält ihn mit blut'ger Hand,
 Wischt mit dem langen Haargeschlinge
 Das Blut ab von der breiten Klinge,
 Hüßt ihn dann in sein Filzgewand
 Und schwingt sich wieder auf sein Pferd
 Mit seiner leblos blut'gen Last.
 Doch wunderfame Furcht erfaßt
 Das treue Thier und sträubend wehrt
 Es sich der Bürde, fletscht die Zähne,
 Ragt am Gebisse, sträubt die Mähne,
 Scharrt wild die Erde mit dem Huf,
 Hört wiehernd nicht des Reiters Ruf,
 Bäumt sich und will nicht von der Stelle,
 Nicht Wort noch Zügel bringt's zur Ruh
 Dann — ungelenkt, mit Pfeileschnelle,
 Fliegt es davon, den Bergen zu.

Am bekanntesten von allen Dichtungen Lermontoffs ist in Deutschland der Tscherkessenknabe geworden. Die Fabel ist ganz einfach. Ein junger Bewohner des Kaukasus wird als Gefangener in ein russisches Kloster gebracht. Die Sehnsucht nach Freiheit verzehrt ihn. Er entflieht, wird verschmachtet in der Steppe gefunden, zurückgeführt, erzählt einem Mönche die Abenteuer seiner Flucht und stirbt. Ein Gemälde voll ergreifender Traurigkeit, das Zugrundegehen eines Naturkinde's an der Sklaverei. Von höchster plastischer Energie ist die Schilderung des Kampfes, welchen der entflohenen Knabe mit einem Tiger besteht

Auf meine Brust wild warf er sich,
 Doch zweimal drehend bohrte ich
 In seines Rachens Schlund mein Waff'n —
 Er brüllte furchtbar und begann
 Die letzten Kräfte aufzuraffen,
 Und wir, umschlungen gleich zwei Schlangen

Und fester als ein Freundespaar,
 Zusammen stürzten nieder dann, —
 Doch auf der Erd' im Dunkel rangen
 Wir grimmig fort. Und ich auch war
 Furchtbar in jenem Augenblicke,
 Dem wilden Wüsthener gleich;
 Ich glühte, winselte wie er,
 Als stamm' ich selber aus dem Reich
 Der Tiger und der Wölfe her.
 Es schien, als hätt' ich alle Spur
 Der Menschensprache lang verloren —
 Ein wild Geschrei der Brust entfuhr,
 Als hätte ich von Kindheit nur
 An solch Geheul gewöhnt die Ohren.
 Doch meinem Feinde schwand die Kraft,
 Er wälzt sich wüthend hin und her,
 Er athmete noch einmal schwer,
 Umkrallte mich zum letzten Mal
 Und seines starren Auges Stral
 Flammt drohend noch und grauenhaft —
 Dann schloß es sich zum ew'gen Schlaf. . . .
 Doch Angesicht zu Angesicht
 Dem stolzen Feind der Tod ihn traf,
 Wie es im Kampfe des Streiters Pflicht.

Liest man die tieffschmerzlichen und doch resignirten Aus-
 strömungen des Tscherkessenknaben, so fühlt man bei aller Treue
 der Lokalfärbung, daß der Dichter dem Sohn des Kaukasus die
 Stimme des eigenen Herzens geliehen. Das vergebliche An-
 kämpfen einer genialen Persönlichkeit gegen eine eisern despoti-
 sche Staatsidee, das ist es, was uns in den Gedichten Vermon-
 toffs so tragisch ergreift. Er sagt:

Gott gab mir eine Zunge, aber als
 Ich reden wollte, ging's mir an den Hals.
 Es ist ein eigen Ding in meinem Land
 Und wunderbarer Brauch im Schwunge hier:
 Der Kluge braucht zur Dummheit den Verstand,
 Zum Schweigen seine Zunge hier.

Ist damit nicht scharf bezeichnet, was der Czarismus aus den Menschen macht? Lermontoff stellt durchgehends sein Menschenrecht der Thatsache des Despotismus entgegen, aber er weiß sehr wohl, daß das im Grunde ein eitles Bemühen. Die Hoffnung kennt er nicht, nennt wiederholt sein Kämpfen ein unfruchtbares und macht sich hinsichtlich der Zukunft keine Illusionen. Daher die bittere Ironie, womit er in seinem „Testament“ äußert:

Wenn aber Jemand — wer's auch sei —
 Verlangt nach meiner Kunde,
 Sag' ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
 Daß an der schweren Wunde
 Ich starb für meinen Czaren,
 Was sehr den Tod verführe, —
 Daß schlecht die Aerzte waren
 Und ich die Heimat grüße.

Die Heimat! Ja, die liebte Lermontoff. Rußland war ihm theuer, doch seine Vaterlandsliebe war nicht von dem Gedanken des Czarismus getragen, wie wir das oben bei Puschkin sahen, sondern sie war ein rein menschliches Gefühl. Das schöne Gedicht, worin er diesem humanen Gefühle Worte gibt, ist zugleich eine bedeutsame Protestation gegen die czarische Staatsidee

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
 Doch Liebe eigner Art, die zu bemeistern
 Nicht mehr vermag der prüfende Verstand —
 Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
 Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
 Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
 Ich liebe nicht die stolze Zuversicht,
 Die sich auf Bajonette stützt, auch nicht
 Den Heil'geuschein des Ruhms aus alten Tagen,
 Davon die Lieder melden und die Sagen.

Doch liebe ich — weiß selbst nicht recht warum —
 Der endlos wüsten Steppen kaltes Schreigen,

Wenn weſt die Salme ſich zur Erde neigen
 Und Nichts erſchallt als Zwiſchern und Gefumm.
 Gern hör' ich auch der Wälder mächtig Rauſchen,
 Mag gern dem Wellgetöſ der Ströme lauſchen,
 Wenn ſie im Frühling eiſesfrei umher
 Die Lande überſchwebmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
 Den Weg zu ſuchen durch das nächt'ge Dunkel,
 Wo Keiner Antwort gibt auf meine Fragen
 Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
 Den Steppelbrand der Felder ſeh' ich gerne,
 Die weißen Birken an der Flüſſe Borden,
 Die Karavanenzüge aus der Ferne
 Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude, die nicht Alle kennen,
 Seh' ich im Herbst die Korngefüllten Tennen,
 Das Bauernhaus mit ſtrohbedecktem Dache,
 Gefchnitten Läden vor dem Fenſterſache.
 Und Sonntags gern in träumeriſcher Ruh
 Seh' ich dem Lärm betrunken Bauern zu,
 Wenn ſtampfend ſie im Tanz die Schritte meſſen,
 In Luſt und Lärm der Woche Dual vergeſſen.

So ſpricht kein Mitglied einer der vierzehn Rangklaffen
 des czarischen Tſchin, kein vom Revolutionär zum Kammerjunker
 Gedeimüthigter, ſo ſpricht ein Menſch! Eben das Intereſſe
 am Reinmenſchlichen, welches Lermontoff überall darlegt, hebt
 ihn über Puſchkin weg, welcher am und im Czarenthum
 unterging.

Lermontoffs Tod war der ſeines Vorgängers und es iſt
 ſeltſam, daß wie dieſer im Dnägin ſeinen Ausgang poetiſch
 vorhergeſagt, ſo auch jener in ſeinem trefflichen Roman „der Held
 unſerer Tage“ ſein Ende und die daſſelbe begleitenden Umſtände
 faſt wörtlich genau vorgezeichnet hatte. Das iſt doch ein merk-
 würdiges, zweimal in kurzer Zeit vorgekommenes Spiel des
 Zufalls oder, wenn man will, der dichterischen Ahnung. Lerm-

montoff, ein grundsätzlicher Gegner des Duells, fiel im Kaukasus am 27. Juli 1841 im Pistolenduell mit einem Herrn von Martynoff. „Die Geschichte unserer Literatur, sagt ein russischer Autor, ist eine Martyrologie — (das ist übrigens jede Literaturgeschichte mehr oder weniger). Diejenigen selbst, welche von der Regierung verschont bleiben, sterben, kaum erblüht, unter diesem Himmel von Erz. Puschkin wurde in seinem 38. Jahre, Lermontoff in seinem 30. getödtet, Gribajedoff in Teheran ermordet, Rylejeff in der Blüthe seines Alters vom Kaiser Nikolaus hingerichtet, Baratusky starb aus Verzweiflung, Wenewitinoff wurde im 22. Jahre seines Lebens von der Gesellschaft umgebracht, Kolzoff, 32 Jahre alt, durch seine Familie zu Tode gepudelt, Belinsky im 35. Jahre durch Hunger getödtet, Bestuscheff (Marlinsky) ging, erst nach Sibirien geschleppt, als gemeiner Soldat vorzeitig im Kaukasus zu Grunde“.

Wenige Tage vor seinem Tode schrieb Lermontoff noch das erhabene Gedicht „der Prophet“, eine ergreifende Variation des oft behandelten Themas: Der Genius und die Gesellschaft. Unter den letzten Aufzeichnungen von seiner Hand findet sich die Bemerkung: „Rußlands Blick ist ganz auf die Zukunft gerichtet. Es geht eine Sage: Jerußlan Lasarewitsch saß zwanzig Jahre einsam und schlief einen festen Schlaf, aber in seinem einundzwanzigsten Jahre erwachte er und er stand auf, und als er fürbaß ging, siehe, da begegneten ihm siebenunddreißig Könige und siebenzig Ritter und er schlug dieselben und setzte sich zum Herrscher über sie So ist Rußland.“ Seltsam, daß dieser Poet, den man der Gleichgültigkeit gegen sein Vaterland geziehen, weil, wie er sagt

Mir nicht Musik erscheint Geklirr der Ketten

Und mich nicht lockt der Glanz von Bajonetten . . .

dieser Poet, der gegenüber dem Czarenthum die Idee der Freiheit vertrat, in seinen letzten Stunden mit der historischen Mission Rußlands sich beschäftigte. Im wissenschaftlichen Verein

zu Berlin hat am 4. Febr. 1854 ein unterthäniger Vorträger von der „glücklichen Mannigfaltigkeit der deutschen Fürstenhöfe“ gesprochen. Ob wohl diese glückliche Mannigfaltigkeit eine Garantie bietet gegen die durch die eisernen Reifen des Czarismus zusammengehaltene Einheit Rußlands? —

Späterer Zusatz (1863). Der Krimkrieg hat den stupiden Despotismus des Nikolaus im Innern Rußlands und seine brutale Herrschaft über Deutschland gebrochen. Er hat den Czaren selber zerbrochen, zu dessen Füßen noch wenige Jahre zuvor die beiden deutschen „Großmächte“ in Olmütz und Warschau barsche Befehle eingeholt hatten. Der lastende Bann und Zauber des Czarismus ist gelöst und der ihn brach, Napoleon der Dritte, hat sich dadurch thurmhoch über alle zeitgenössischen Mächte geschwungen, die englische Oligarchie nicht ausgenommen, deren Aberdeen und Konsorten ja in der Hauptsache ihren „erhabenen Freund“, den Czaren, ruhig hätten gewähren lassen. Nach den Motiven des Dezembermannes hat man dabei nicht zu fragen. Genug, er hat denselben Nikolaus gedemüthigt, welchen die Niedertracht seiner deutschen und englischen Anbeter glücklich bis zum Allmachtsbewußtsein eines Nebukadnezar hinaufgeschraubt hatte.

Mag nun auch in gewissen Kreisen von Berlin, Wien und anderen deutschen Residenzen die Czaromanie noch immer enge Gehirnhöhlen anfüllen, der czarische Alp lastet nicht mehr auf Europa. Noch mehr, sogar auf Rußland selbst liegt nicht mehr die Bollwucht des Scheusals. Das große Werk der Aufhebung bäuerlicher Leibeigenschaft, also der Beseitigung des Grundübels, woran das Land krankte, ist ernstlich in Angriff genommen und mit der Durchführung desselben tritt das russische Volk in eine neue Kulturepoche. Daß aber dieser Vorschritt von unberechenbarer Tragweite versucht werden konnte, sogar mußte, gibt Zeugniß, wie sehr sich Nikolaus täuschte, wenn er

wähnte, unter der Eisedecke der Tyrannei, womit er das Reich überzogen hatte, jeden Entwicklungsgedanken erstickt zu haben.

In Wahrheit, unter der Eisedecke ging die Gedankenarbeit in einem Umfange vor sich, von welchem der stupide Despot keine Ahnung hatte. Selbst so gewaltige Symptome dieser Arbeit, wie die berühmten Komödien von Gribojedoff („Gore ot umä,“ zu Deutsch etwa: Wehe dem Wissenden!) und Gogol (der „Revisor“) — Streit-Komödien, von deren unermesslicher Wirkung man sich außerhalb Rußlands gar keine rechte Vorstellung machen kann — brachten den Czaren-Korporal nur zum Lachen, nicht zum Nachdenken. Möglich und wahrscheinlich auch, daß ihn die geräuschvollen Stimmen seiner getreuen Knechte, der Slavomanen und Panславisten Chomjakoff, Pagodin und Schewireff, in seinem Nebukadnezarismus noch bestärkten. Aber neben diesen mehr oder weniger offiziellen Sprachrohren kaiserlichen Russenthums ist eine jüngere Schule von Denkern und Dichtern, Kritikern und Historikern herangewachsen, unter denen Granofsky, Belinsky, Herzen, Czernishevsky und Dobroluboff die Vorderreihe einnehmen. Diese erleuchteten, mit europäischer Bildung, insbesondere mit deutscher, getränkten Patrioten und ihre Mitstreiter haben im Czarenreich eine wirkliche und wahrhafte Vorschrittspartei gestiftet und die große Arbeit der Europäisirung ihres Landes mit Kraft und Beharrlichkeit unternommen. Möge das Werk vorschreiten! Denn warum sollte das russische Volk nicht ebenso gut wie die anderen Völker zur Freiheit und Menschlichkeit berufen sein?

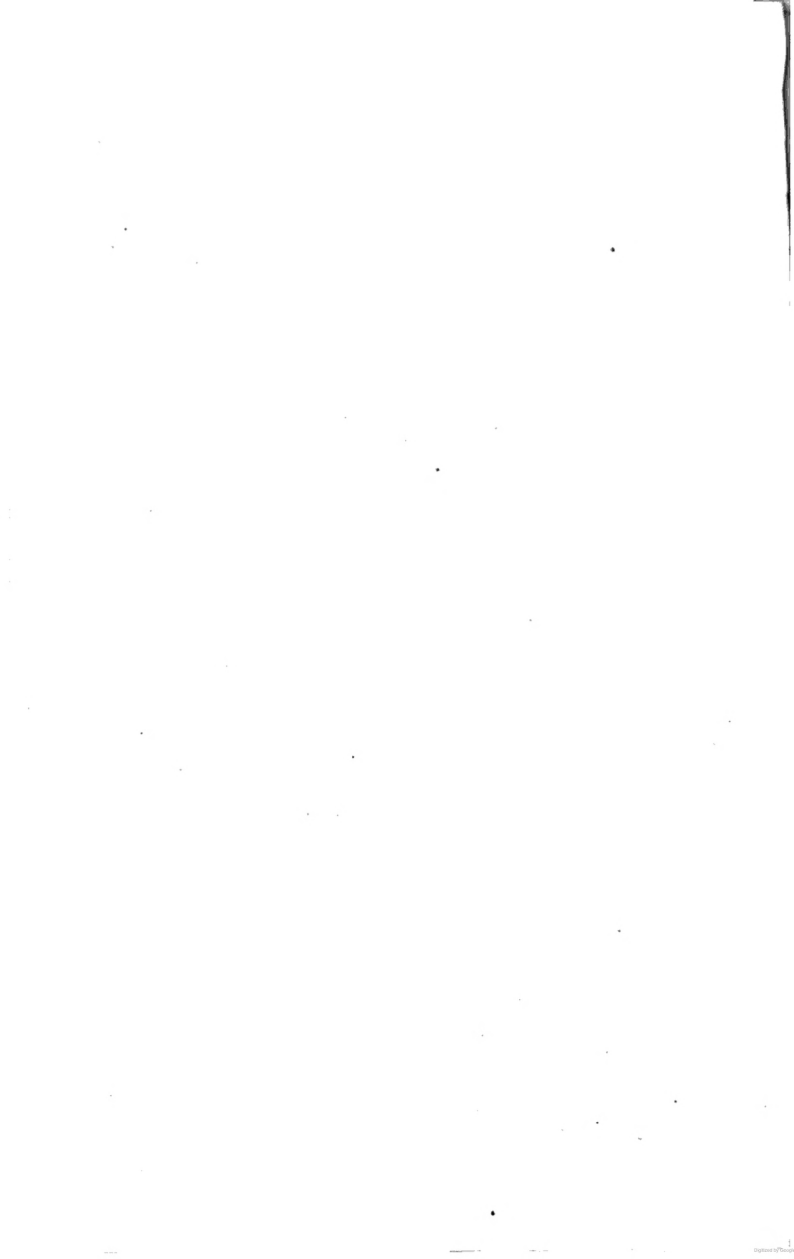
Ein Fragment aus der Schweiz.

„Die Schweiz muß man gewähren lassen. Sie ist der betrunkene Helot der Anarchie, welchen die Vorsehung eigens dazu bestellt hat, den übrigen Völkern als abschreckendes Exempel gezeigt zu werden.“

Czar Nikolaus im Oktober 1850 zu Warschau.

Um, ich wollte, es fielen der Vorsehung eines schönen Tages ein, die übrigen Völker Europa's, insonderheit das deutsche, gleichfalls und zwar baldigst zu solchen betrunkenen Heloten und abschreckenden Exempeln zu machen.

Dr. Sauerampfer im November 1850 zu Scheltlingen.



... „Ach Gott“, sagte wehmüthig der preußische Deffentliche — wir hatten nämlich auch einen hannoverschen, nahe an die Excellenz streifenden oder schon gestreiften Geheimen — „ach Gott, was waren die alten Peruaner für geschiedte Leute! Ich fange an zu glauben, der Sonnenkult sei ohne Frage die rationellste aller Religionen.“

Diese preußische Wehmuth hatte ihren guten Grund. Denn bekanntlich gab der Sommer von 1862 nasse und stürmische Veranlassung genug, über die Vorzüge unseres „gemäßigten“ Klima's nachzudenken. Wenn man pflichtmäßig in der Morgenfrühe seine verschiedenen Gläser abscheulichen Wassers zu sich genommen hatte und bei Wind und Regen in Ueberschuhen, im Winterpaletot und mit dem Regenschirme bewaffnet im Badhotelgarten umherstapfte, während noch dazu vom Zeltdach vor dem Konversationssaal her die Badmusik auf Veranstaltung eines frommen Herrn aus Genf eine trübselig dünne Chormelodie verlauten ließ, — ja, da konnte sogar ein preußischer Regierungsrath von der Firma Binde und Komp. sich „gedrängt“ fühlen, aus dem regentriefenden christlichen Jammerthal ins sonnenhelle griechische oder gar ins peruanische Heidenthum sehnsüchtig hinüber zu schauen. Aber der Gute that es nicht ungestraft. Denn spitz warf ihm der Herr Kollege aus Hannover das Wort zu:

„Man merkt doch euch Herren aus Berlin die „neue Aera“ auf Schritt und Tritt an. Unter dem christlichen Regiment Ihres großen Manteuffel's hätten Sie sich kaum so heidnisch ausgelassen.“

Da Preußen über diese Trivialität Hannovers mit Fug die Brauen runzelte und zu einer Entgegnung im Sinne deutschbrüderlicher Liebe ansetzte, sagt' ich beschwichtigend: „Uns Himmels willen, meine Herren, nur nicht schon in dieser fröstlichen Morgenstunde eine Variation des berühmten Thema's von der deutschen Einheit und Eintracht. Gehen wir lieber frühstücken.“

Und wir gingen, unsern Kummer im Frühstückskaffee zu ertränken und die Kluft zwischen Preußen und Hannover mit Butterschnitten auszufüllen. Aber, ach, die deutsche Einheit ist das berühmte Faß der Danaiden oder der nicht minder berühmte „tückische“ Felsblock des Sisyphus oder auch, prosaischer zu reden, die ewige Verlegenheit eines Schuldenmachers, der, um ein Loch zu verstopfen, immer zwei neue aufreißen muß. Denn kaum war zwischen Preußen und Hannover ein leidlicher Friede von Villafranca hergestellt, d. h. ein Friede, der so lange währte wie das Frühstück, so mußte die Breite des Tisches, an welchem wir saßen, die zwischen Süd- und Norddeutschland klaffende Kluft vorstellen. Saßen nämlich drüben der Deffentliche und der Geheime sammt dem Fest-Philister — eine neuentdeckte, sporadisch in England, Frankreich, Italien und Skandinavien vorkommende, massenhaft aber in Deutschland und in der Schweiz grassirende Spezies von ungefederten Zweifüßlern — hüben, mir zur Seite, der schweizerische „Fürsprecher“ (Rechtsanwalt) und ein Ober-Ober von der Darm elyptischen Gestaden. Ein wunderliches Individuum, dieser darmbeßliche Ober-Ober! So eine echte und gerechte Aktenmumie, aber eine Mumie, welche im Verlaufe etlicher Wochen aus ihren dalwig'schen Wickelbinden allmählig sich herausgeschält hatte. War in den ersten

Tagen seines Hierseins so schon umhergeschlichen, als hätt' er sich durch das „Gewimmel“ der Hauptstraße einer darmheffischen Residenz zu drücken, bei jedem Schritt ängstlich rückwärts schielend, ob nicht etwa der schreckliche Dalwigk in Person hinter ihm herkäme, ihn anschnarrend: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, ohne Uniform herumzulaufen?“ Sei es nun der Einfluß unseres Heilquells, sei es die Wirkung republikanischer Bergluft, genug, das alte Herrchen war aus einem Ober-Obernach und nach ein Mensch geworden, dessen Aeußerungen den Beweis lieferten, daß unter deutschen Staatsdienerlivreen mitunter Gesinnungen stecken, wovon die Blüthe vaterländischer Staatsmännerschaft wohl kaum eine Ahnung hat. Dabei war er scharf wie Pfeffer, wenn sich Norddeutschland gegen Süddeutschland Etwas herausnahm. Geriethen aber der hannoversche Staatsmann und der darmheffische Bureaukrat einander in die dünnen Haare, so legte sich der preussische Diplomat mit Freierhand=Politik dazwischen, indem er mit der Geistesgegenwart und Energie, welche die Welt an den Diplomaten der fünften Großmacht kennt, das Gespräch abzulenken verstand. Am besten gelang ihm das, wenn der Festphilister zugegen war, der mit seinen Berichten vom frankfurter Schützenfeste stets bereit stand.

„Ach, meine Herren, Frankfurt! Wer nicht dort war, hat eigentlich gar nicht gelebt. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich sagen kann: „Auch ich war in Arkadien geboren“. Oh, diese Flut deutscher Hochgefühle, in welcher man zu Frankfurt ordentlich schwamm. Vom Strande der Adria bis wo der Märker Eisen reckt, auch Schleswig-Holstein meerumschlungen, versteht sich — Alles und Alles deutsche Brüder! Ohne alle Rücksicht darauf, ob Professor Bappelmüller für Preußen und Bernstorff oder Doktor Bappelmüller für Oestreich und Rechberg oder Hofrath Bappelmüller für die würzburger Mittelstaaten und die Allgemeine Zeitung schwärme — Alles ein deutscher Kuchen und Gladen! Herrlich, sag' ich Ihnen, über alle Begriffe pompös!

Weltumwälzend, so zu sagen. Kein Wunder, daß wir uns in lapidarischer Sprache einer fanatisirten Melancholie überließen. Diese Germania als Janaschel, will sagen umgekehrt . . . diese nackten Tyrolerkniee, diese küssenden Mädchen, dieser Schützenwein, diese mekischen Schmerzenskinder und wildauer'schen Ordensreden, dieser deutsche Kaiser als Koburger der Zukunft, dieser . . .“

Des Mannes Stimme schnappte in die Fistel über und er dampfte vor Enthusiasmus.

„Es fehlt nur noch“, flüsterte mir Darmhessen ins Ohr, „daß der Kerl einen patriotischen Purzelbaum über die Tafel hin schlägt. Man weiß doch, beim Jupiter, nicht recht, ob man lachen oder weinen soll, wenn Einen so ein patriotischer Schafskopf begeistert anblöft.“

Die Mundwinkel des Oeffentlichen und des Geheimen waren sarkastisch gekniffen. Der Fürsprecher bemerkte freundlich: „Der frankfurter Schützenwein muß in der That sehr stark gewesen sein“. Worauf Darmhessen: „Um so heftiger wird auch der Ragenjammer sein. Sagen Sie mir doch, lieber deutscher, obzwar in Arkadien geborener Bruder, welchen praktischen Gewinn soll denn Ihrer Meinung nach Deutschland aus der frankfurter Festherrlichkeit ziehen?“

„Welchen praktischen Gewinn?“ entgegnete der Fest-Philister, dem es in unserer Nähe augenscheinlich etwas schwül und unheimlich wurde. „Die Frage ist leicht zu beantworten. Haben uns ja, Herr Fürsprecher, Ihre Landsleute zu Frankfurt oft genug gesagt, daß die Schützenfeste die Einheit der Schweiz und die Errichtung der neuen Bundesverfassung bewerkstelligt hätten.“

„Hm“, meinte der Fürsprecher, „das ist denn doch sehr cum grano salis zu nehmen. Die großen Schützenfeste waren nur eines der Mittel, dessen sich unsere Vorschrittspartei zur Verwirklichung des Bundesreformprojekts bediente. Daß dieses Hülfsmittel ein sehr wirksames gewesen, ist richtig. Aber dabei

darf man nicht übersehen, daß bei unserem Schützenwesen von vornherein der Kern der Wehrkraft des Landes theilhaftig war, während, wie man hört, in Deutschland für die Fernhaltung des Wehrstandes, der Soldaten, ängstlich gesorgt ist.“

„Hoffentlich!“ sagte Hannover hoch herab. „Das ging’ uns noch ab, daß auch die Armeen in den Schwindel hineingezogen würden.“

Der Fest-Philister rutschte unbehaglich auf seinem Stuhle hin und her. Er hätte auf den geheimrätthlich-grobianischen Klotz gern einen patriotischen Keil gesetzt; aber etwas Anderes ist es, zu Frankfurt in der Festhütte Hurrah und Hoch mitzuschreien, und etwas Anderes, einer Excellenz ins Angesicht zu widersprechen.

„Sie nennen also, Herr Geheimrath, den Gedanken der Einheit Deutschlands, einer Einheit, die sich von Tag zu Tag ebenso sehr, ja noch mehr als eine materielle denn als eine ideelle Nothwendigkeit herausstellt, Schwindel?“ fragt’ ich.

„Nicht doch, das wollt’ ich nicht sagen, sondern nur, daß eben unsere militärischen Verhältnisse und die der Schweiz sehr verschieden seien.“

„Ganz richtig“, bemerkte der Fürsprecher mit höflicher Ruhe. „Wir haben nicht nöthig, die eine Hälfte des Volkes jahrein jahraus in den Waffen zu halten, um die andere zu bewachen.“

Hannover wollte auffahren, allein Preußen sagte beschwichtigend: „Auch das ist wohl sehr cum grano salis zu nehmen. Leugnen läßt sich freilich nicht, daß die Militärlasten der kontinentalen Monarchieen ins Ungeheuerliche gewachsen sind. Rechnet man zu den Auslagen an baarem Gelde noch die enormen Einbußen an Arbeitskraft hinzu, welche aus dem System der stehenden Armeen sich ergeben, so ist das Facit ein wahrhaft erschreckendes.“

„Aber man wird uns doch nicht zumuthen wollen, an die

Stelle unserer stehenden Heere Milizen nach schweizerischer Art zu setzen?" fragte der Geheime.

"Und warum denn nicht?" erwiderte ich. "Hat denn das Vernünftige, Praktische, Zweckmäßige für gewisse Kreise etwas so absolut Abstoßendes? Mit dem Wahn, die Völker seien um dynastischer Interessen, Thorheiten und Leidenschaften willen da, wird auch das System der stehenden Heere fallen."

"Ein Zukunftstraum!"

"Der aber bei uns in der Schweiz verwirklicht ist."

"Ja, aber wie? Sie werden doch nicht behaupten wollen, Herr Fürsprecher, daß Ihre Milizen einem stehenden Heere Stand halten könnten und würden?"

"Allerdings behaupt' ich das, und zwar gestützt auf das Urtheil von Sachverständigen. Auf Antrieb und mit Beihülfe unserer neuen Bundesverfassung, die ja überhaupt in allen Richtungen des öffentlichen Lebens der Schweiz so segensreich eingegriffen hat, ist das gesammte Militärwesen reformirt und einer scharfen Kontrolle von Bundes wegen unterstellt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Einrichtungen und Leistungen unseres Wehrwesens, so viel auch noch daran zu bessern sein mag, von ausländischen Offizieren rühmen zu hören, welche unbefangen genug waren, neben dem Tadel von Einzellnem dem Ganzen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zuzugeben, daß die Schweiz, vorausgesetzt, sie würde nicht mit erdrückender Uebermacht angegriffen, heutzutage zum tüchtigsten Widerstande befähigt sei, und zwar die Sache von der rein militärisch-technischen Seite angesehen."

"Ich kann das aus dem Munde eines Fachmanns bestätigen", sagte Darmhessen. "Erst vor etlichen Wochen hör' ich zu Thun einen österreichischen Genieoffizier, welcher dort den Uebungen eidgenössischer Truppen angewohnt hatte, sagen, wenn man die Kürze der Exerzirzeit in Anschlag bringe, so seien die Leistungen der Infanterie und Artillerie wahrhaft bewunderns-

werth, und er begreife nicht, wie es zugehe, die Leute in so kurzer Frist so weit zu bringen.“

„Das ist leicht begreiflich. Wenn man mal in Oestreich, in Preußen und anderen der Vaterländer, wo die „Nation von Denkern und Kritikern“ haust, so weit gekommen sein wird, wirkliche Volksschulen mit einem geachteten und anständig besoldeten Lehrerstand zu haben, Volksschulen, die von der Pfafferei emanzipirt sind und sich ein höheres Ziel stecken als die Jugend zu beschränkten Unterthanverständigen zu erziehen, dann wird man auch nicht mehr nöthig haben, zu fordern, daß die deutschen Bauernbursche zwei oder gar drei Jahre lang gedrillt werden müßten, um zu lernen, was die schweizerischen binnen wenigen Wochen oder höchstens Monaten lernen. Auch kommt es dem schweizerischen Heerwesen nicht wenig zu Gute, daß die Schüler der höheren Lehranstalten überall militärisch organisiert sind und im Infanterie- und Artillerie-Dienst exercirt werden. Aus diesen Knabentruppen („Kadetten“) gehen weitaus die meisten Offiziere und Unteroffiziere hervor, welche demnach in den Waffendienst ihrer männlichen Jahre bereits militärische Kenntniße oder wenigstens Fertigkeiten mitbringen, von welchen die deutsche Knaben- und Jünglingschaft kaum eine Vorstellung hat.“

„Das mag so sein“, meinte der Geheime, „und was das Volksschulwesen der Schweiz angeht, so mag es, falls man sich einmal vorübergehend auf den demokratischen Standpunkt stellen will, keinen unangenehmen Eindruck machen, zu sehen, daß hier zu Lande in der Regel das Schulhaus das schönste Gebäude im Dorfe ist. Indessen hört' ich doch auch schon Leute von Urtheil sagen, daß dieses vielgerühmte Volksschulwesen die gehegten Erwartungen bei Weitem nicht erfüllt hätte.“

„Natürlich, weil diese Erwartungen vielfach und vielerorten allzu überstiegene waren, um überhaupt erfüllt werden zu können“, entgegnete der Fürsprecher. „Auch ist wohl zu beachten; daß das Geschrei, die Volksschule habe den von ihr gehegten

Erwartungen nicht entsprochen, zumeist von Leuten ausgegangen, welche der Schulreform von Anfang an feindlich gesinnt waren. Denn wir haben ja auch bei uns in der Schweiz immer noch nicht Wenige, welche von Herzen mit deutschen Ministern, Jüngern und Pfaffen in der Ansicht übereinstimmen, die Bildung des „gemeinen Mannes“ dürfe schlechterdings nicht weiter gehen als bis zur Unkulturstufe des beschränkten Unterthanenverständes. Die überwiegende Mehrzahl aller Schichten unserer Bevölkerung hat jedoch allmählig eine lebhaftere Theilnahme für die Volksschulsache gewonnen und, was das Erziehungswesen überhaupt anlangt, so darf, rechne ich, ein Schweizer ohne Selbstüberhebung die Ueberzeugung aussprechen, daß es mit dem Glück und der Zufriedenheit der Völker Europa's besser bestellt wäre als es bestellt ist, wenn dafür überall so viel oder auch nur annähernd so viel geschehen würde, wie bei uns geschieht. Die Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Mittel der verschiedenen Kantone bedingt natürlich auch einen mannigfach abgestuften Gradunterschied in der Güte der Einrichtungen und der Leistungen des Erziehungswesens. Aber überall ist doch auch den Kindern der Ärmsten Gelegenheit gegeben, zu Menschen herangeschult zu werden, und allenthalben ist dem Talent und der Strebsamkeit auch des dürftigsten Jünglings die Möglichkeit einer Bildungslaufbahn eröffnet, welche ihn zu den höchsten Würden und Ehren emporführen kann, die unsere Republik zu verleihen hat. Durchmustern Sie nur die Reihen unserer Staatsmänner und Sie werden sich von der Wahrheit dieses Sages leicht überzeugen. Man sagt uns Schweizern nach, und ich geb' es zu, nicht ganz mit Unrecht, daß wir Geld und Gut, daß wir den materiellen Besitz übermäßig schätzen. Aber, meine Herren, ich denke, es legt denn doch ein kräftiges Zeugniß ab für das Vorhandensein auch einer ideellen Seite in unserem Nationalcharakter, wenn in den Budgets unserer Kantone als der weitaus größte Ausgabeposten das Schulwesen erscheint, während für

dasselbe in großen und stolzen Monarchieen nur eine erbärmliche Bagatelle ausgeworfen ist. Gewiß darf ich das meinem Lande zum höchsten Ruhme anrechnen.“

„Gewiß dürfen Sie das“, stimmte Darmhessen bei. „Wir Andern freilich müssen unser Geld für Wichtigeres ausgeben. Millionen z. B. dafür, daß unsere Jugend in den Stand gesetzt werde, ihre beste Zeit und Kraft in den Kasernen zu verlungern oder zu verschildwachen, um Dinge und Leute zu bewachen, welche zu stehlen keinem Menschen jemals einfallen wird. Alle Achtung vor dem Bildungstrieb und dem Gemeinfinn der Schweizer! Ich habe neulich in Zürich das seiner Vollendung zuschreitende Prachtgebäude des Polytechnikums besichtigt, und wenn ich bedachte, daß eine Republik von nur 250,000 Bewohnern diesen Millionenbau auf eigene Kosten ohne Steuererhöhung oder Schuldenmacherei auführt, um denselben der Eidgenossenschaft zum Geschenke zu machen, so kriegt' ich vor den Institutionen eines Landes Respekt, dessen Wohlstand solche Blüthen treibt.“

„Mein Amt“, sagte Preußen, „hat mich mit Schulsachen in mehrjährige Beziehungen gebracht und ich habe mir bei wiederholten Besuchen in der Schweiz angelegen sein lassen, die hiesigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen; stehe auch nicht an, zu bekennen, daß die Volkserziehung hier zu Lande viel weiter vorgeschritten ist als bei uns. Aber meinen Sie nicht, Herr Fürsprecher, der auch von Ihnen berührten Ungleichheit in den Kräften und Leistungen der schweizerischen Schulen würde abgeholfen und überhaupt eine Menge von Zeit, Geld und Mühwaltung erspart, wenn die Eidgenossenschaft, wie sie das Wehr-, Münz-, Post- und Zollwesen centralisirte, so auch von Bundes wegen eine Centralisation des Erziehungswesens vornähme?“

„Die Frage ist eine berechtigte und Vieles spricht für ihre Bejahung. Ich für mich glaube auch, daß sich die Centralisation

des Unterrichtswesens im Verlaufe der Zeit mehr und mehr als ein unabweisliches Bedürfnis herausstellen wird. Wie außerordentlich schwierig und heikel jedoch die Sache ist, aus konfessionellen, sprachlichen und anderen Gründen, das hat die unlängst wieder aufgeworfene Frage der Errichtung einer eidgenössischen Hochschule deutlich genug gezeigt.“

„Nun, was die eidgenössische Hochschule betrifft“, schob ich ein, „so ist sie einstweilen ad acta gelegt.“

„Aber nicht für lange, verlassen Sie sich darauf! Denn es haben sich dieser Frage Männer angenommen, die gewohnt sind, durchzuführen, was sie unternehmen. Die zürcher Politiker, welche natürlich ihrer Stadt die Bundesuniversität verschaffen möchten, haben sehr klug gethan, die Behandlung der Frage für einige Jahre zu vertagen. Erstens weil sie überhaupt noch nicht spruchreif ist und zweitens weil zuvor noch manche im gegenwärtigen Augenblick Zürich ungünstige Stimme umgestimmt werden muß. Aber errichtet wird die eidgenössische Hochschule werden, das unterliegt keinem Zweifel, und zwar, mögen sich die Haare aller deutschen Universitätsperücken darob vor Schrecken himmelan sträuben, keineswegs auf der Basis mittelalterlich-romantischen Universitätsplunders. Die Organisation des eidgenössischen Polytechnikums wird wohl auch für die der eidgenössischen Hochschule maßgebend sein. Man wird übrigens bei Lösung dieser Frage, wie in Bundesfachen überhaupt, nur mit äußerster Behutsamkeit vorschreiten können. Denn wenn es unzweifelhaft ist, daß die centralisirende Richtung mehr und mehr als eine nothwendige Konsequenz der neuen Bundesverfassung sich geltend macht, so könnte es doch nur von den bedauerlichsten Folgen sein, wenn den berechtigten Forderungen des Kantonalgeistes nicht die gehörige Rechnung getragen würde. Wir Schweizer sind nicht dazu gemacht, in eine pariser Centralisations-Zwangsjacke gepreßt zu werden.“

„Hoffentlich nicht. Doch gestehen Sie nur, Ihr berechtig-

ter Kantonalgeist wird recht oft zum sehr unberechtigten, kleinen, hinderlichen und unerquicklichen Kantönli-Geist. Namentlich muß es Wunder nehmen, wie die praktische Schweiz mit ihrem außerordentlich regen und blühenden Geschäftsleben es dulden kann, daß in mehr als einem Kanton in Betreff der Kredit-, Handels- und Hypothekenverhältnisse noch heute gesetzliche Bestimmungen gelten, die sehr leicht zu der allerdings unrichtigen Meinung verleiten könnten, es wäre damit geradezu auf Uebervortheilung der Fremden abgesehen. Was für leidige Erfahrungen macht z. B. Jeder, welcher in gewissen Kantonen eine Schuldfrage anzubringen hat! Ueberhaupt dürfte es an der Zeit sein, dem buntscheckigen Rechtswirrwarr innerhalb der Eidgenossenschaft allmählig ein Ende zu machen. Verträgt es sich doch gar nicht mehr mit den Bedürfnissen des Lebens und Verkehrs von heute, daß ganz in mittelalterlicher Reichsweichselzopfsweise alle paar Wegstunden die Grundsätze und Formen der Civil- und Kriminalgesetzgebung andere sind. Auf diesem Felde steht in der Schweiz die Krähwinkelei fürwahr noch in üppigster Blüthe. Bis vor wenigen Jahren haben innerhalb des Kantons Zürich allein nicht weniger als 25 verschiedene Erbrechte zu Recht bestanden, und als man endlich als Theil des neugeschaffenen Civilgesetzbuches ein gemeinschaftliches Erbrecht für den ganzen Kanton zu Stande brachte, hat man sich nicht gescheut, aus vorsündfluthlich-romantischen Gründen zum Vortheil der Söhne die Töchter unbilligst zu benachtheiligen und die Ehefrauen gegenüber der Familie des Mannes mit auffallender Härte zu behandeln. Es gereicht auch der Schweiz keineswegs zur Ehre, daß da und dort, z. B. in Uri und Appenzell Innerrhoden, die Strafjustiz noch in mittelalterlicher Manier gehandhabt wird. Summa: ein gemeinsames Civil- und Kriminalgesetzbuch, welches in seinen formellen Bestimmungen der Eigenart der verschiedenen Volksstämme die gebotene Rechnung tragen würde, müßte, die Kantönli-Bornirtheit mag dagegen sagen,

was sie will, eine wahre Wohlthat für die Eidgenossenschaft sein."

"Ich kann das zugeben, obgleich ich ein Föderalist von der strikten Observanz bin. Aber die Schwierigkeiten der Schaffung eines solchen Werkes sind sehr groß und ich fürchte, es könnte nicht hergestellt werden, ohne daß wenigstens ein Theil des Selfgovernments der Gemeinden, also der gesunden Wurzel unserer Freiheit und Demokratie, in die Brüche ginge. Auch müssen wir mit wohlgerechtfertigter Aengstlichkeit Alles vermeiden, was die leider auch bei uns schon vorhandenen Keime einer Bürokratie stärken könnte."

"Nun, mein lieber Fürsprecher," sagte lachend der darmheffische Ober-Ober, „so lange bei Ihnen das Volk das Recht und die Macht hat, in der friedlichsten Weise von der Welt binnen wenigen Tagen seine sämtlichen gesetzgebenden und verwaltenden Behörden „abzuberufen“, wie z. B. im Laufe dieser Woche im Kanton Aargau geschehen ist, dürfte, beim Hens, die Gefahr einer Invasion des Bürokratismus für die Schweiz noch nicht sehr groß sein. Dagegen hab' ich mir Viel von einer neuen Art von Zwingvögten erzählen lassen, welche hier zu Lande angekommen sein sollen und „Eisenbahnbarone“ genannt werden."

"Ja, es wurde über die Mitglieder dieser neuen Herrschaft eine ganze Mythologie zusammengedichtet, die jedoch, was die Personen angeht, ihre Schreckbarkeit schon so ziemlich wieder eingebüßt hat. Die Zeit des Eisenbahnschwindels liegt hinter uns und nach den höchst betrüblichen Erfahrungen, welche uns derselbe eingebracht hat, wird die Zwingvogtei der sogenannten Eisenbahnbarone immer mythischer werden."

"Wohl, Herr Fürsprecher, aber Sie, der Sie ein wissender Mann und zugleich ein unbefangener Beurtheiler der Zustände Ihres schönen Vaterlandes, Sie werden mir zugeben, daß in Sachen der Eisenbahnbauten Ihre praktischen Landsleute doch wohl einmal gar zu praktisch gewesen sind, d. h. gar zu sehr nur

von persönlichen und lokalen Interessen beherrscht und ausgehend. Ich erinnere mich deutlich, welches wüthende Geschrei sich erhob, als zur Zeit, wo es für die Schweiz eine Nothwendigkeit geworden, Schienenwege zu bauen, schüchterne Stimmen den Vorschlag machten, den Eisenbahnbau von vornherein zur Bundessache zu machen und von Bundes wegen zwei große Schienenwege durch die Schweiz zu ziehen, einen von Norden nach Süden und einen von Osten nach Westen. Dieser Vorschlag galt für durchaus unschweizerisch und nahezu für hochverrätherisch. Warum? Weil die Herren Aktionäre sämmtlicher Privatbaugesellschaften von ihren Unternehmungen goldene Berge sich versprochen. Jetzt, nachdem der Schwindel verflogen, jetzt, nachdem es sich herausgestellt, daß nur eine der verschiedenen Eisenbahngesellschaften wirklich gute Geschäfte macht, jetzt, nachdem es dem hochgelobten Privatbauprinzip glücklich gelungen, einer Menge von Gemeinden und ganzen Kantonen, wie z. B. St. Gallen und Bern, außerordentliche Opfer aufzulasten und andere Kantone, wie Freiburg und Neuenburg, in einen Abgrund von Staatsschuldenmacherei zu stürzen, jetzt wird der Bund doch behelligt und wie! Und er wird noch weiter und weiter behelligt werden und zuletzt wird man, viele Symptome sprechen drohend dafür, dazu kommen, mit ungeheuren Opfern das thun zu müssen, was man Anfangs weit mäßiger hätte thun können und sollen."

"Geben die Götter, daß Sie zu schwarz sehen", entgegnete der Fürsprecher. "Es ist schon schlimm genug, daß der Eisenbahnschwindel, abgesehen von seinen übrigen übeln Folgen, die Gesundheit unseres Parteilebens so sehr untergraben hat."

"Die Gesundheit Ihres Parteilebens? Wie meinen Sie das?" fragte der Geheime verblüfft.

"Gerade, wie ich es sage. In Freistaaten muß es Parteien geben. Das Parteileben ist das Athmen der Republik. Nun sind aber durch die Eisenbahnbauten und ihre mannigfach-un-

liebsamen Konsequenzen die demokratischen Prinzipien in Gefahr gekommen, da und dort abgeschwächt, verwaschen und verwischt zu werden, und haben sich in Folge der Eisenbahnpolitik ganz schiefe und falsche, geradezu monströse Parteigruppierungen gebildet und die absonderlichsten Transaktionen, Kompromisse und Zettelungen bewerkstelligt. Mochte in dem Dichten und Trachten, in dem Drängen und Treiben, in dem Vorwärtsstreben und Rückwärtsstemmen unserer Radikalen, Liberalen und Konservativen, unserer Centralisten und Föderalisten, unserer religiös Aufgeklärten oder Indifferenten, unserer Ultramontanen und Pietisten manches Unerprißliche, Alberne und Gehässige vorkommen, im Ganzen hatten diese Parteikämpfe doch etwas Gesundes, ja so zu sagen Treuherziges, verglichen mit den Ränken und Schwänken, Minen und Kontreminen, mittelst welcher die verschiedenen Eisenbahnparteien daheim in den einzelnen Kantonen und droben in der Bundeshauptstadt Bern in unserem schweizerischen Parlament sich bekämpften. Diese ganze Eisenbahnpolitik haucht einen unsäglich widerlichen Mißdunst von Gemeinheit. Sie wird uns, fürcht' ich, noch die beklagenswerthesten Verwickelungen bringen, wie sie schon zu großem Schaden gesammter Eidgenossenschaft die leitenden Kantone Bern und Zürich auf's Bitterste unter einander verheßt hat."

"Ich ließ mir in Bern von diesen Dingen erzählen", bemerkte der Deffentliche, welcher für die Schweiz so wohlwollend gestimmt war, als hätte es niemals eine nenenburger Frage gegeben. „Aber ich gestehe, daß der mir vorgezeigte Rattenkönig von Eisenbahnkonflikten wenig geeignet war, mich zu einer näheren Untersuchung einzuladen. Indessen scheint dieser wunderlichst verworrene Vereinigte-Schweizerbahner-, Nordostbahner-, Centralbahner-, Westbahner-, Dron- und Jurabahner-Krieg wenigstens den Bund als solchen in seinem Vorgehen zum Tüchtigen und Ersprißlichen bislang noch nicht gehemmt zu haben. Die Schaffung des Polytechnikums und die neuesten

beschlossenen und an die Hand genommenen großartigen Unternehmungen der Alpenstraßenbauten und Flüßkorrekturen bezeugen dies laut genug. Auch hat die Eidgenossenschaft seit Herstellung ihrer neuen Bundesverfassung nach außen an Gewicht und Achtung von Jahr zu Jahr offenbar gewonnen.“

„Was aber Ihren theuren Mitbürger, Herrn Louis Bonaparte, nicht verhinderte, der Schweiz die bekannte savoyische Ohrfeige zu geben“, sagte der Geheime vom Strome der Leine.

„Nun, ich denke, Ihr Herren Deutsche könntet euch die Wirkungen dieser brutalen Ohrfeige schon gefallen lassen“, gab der Fürsprecher zur Antwort, durch die geheimrätliche Höflichkeit nicht aus der Fassung gebracht.

„Ich verstehe. Sie wollen sagen, die bonapartesche Ohrfeige habe sich zu einem Faustschlag gestaltet, den französischen Sympathien der schweizerischen Liberalen in's Antlitz versetzt, und dieser Faustschlag habe zugleich Ihren Landsleuten gewisse Thatfachen in's Gedächtniß zurückgerufen, unter anderen die, daß die Bevölkerung der Schweiz in ihrer überwiegenden Mehrzahl deutsch von Abstammung, Sprache und Sitte sei. In der That, der berufene „Dütschenhaß“, welcher neben anderen Albernheiten auch die abgeschmackte Prätension vom Vorhandensein einer „schweizerischen Nationalliteratur“ in die Welt gesetzt hat, ist neuestens hier zu Lande in sichtbarem Schwinden begriffen und“

„O, meine Herren“, schrie der Festphilister in Ekstase, „wären Sie nur in Frankfurt mit dabei gewesen! Da hätten Sie gesehen — Gott segne meine Augen, daß sie es sahen — wie auch der schweizerische Alpensohn liebend zur großen Mutter Germania“

„Ja, ja. Wäre nur besagte große Mutter mal Herrin in ihrem Hause, statt eine obdachlose Bagantin zu sein, welcher man von Zeit zu Zeit da und dort an Festtagen eine Ecke einräumt, um dem lieben Publikum eine harmlose Ergözung zu

bereiten. Ich glaube aber, die Schweizer hätten lange vor den frankfurter Schützenbrüderschaftsrührungen sich erinnern dürfen: erstens, was Alles Deutsche seit 1830 für die Schweiz gethan; zweitens, daß verhältnißmäßig aus keinem Lande so viele Eingeborene ausziehen, um in der Fremde Unterkommen und Fortkommen zu suchen, wie aus der Schweiz, welche demnach vollauf verpflichtet ist, Gegenrecht zu halten; drittens, daß der Fremdenhaß ein Merkmal barbarischer Unbildung ist, welches die Schweizer billiger Weise schon lange den Kaffern, Neuseeländern und Botokuden hätten überlassen sollen."

"Ganz richtig", bestätigte der Fürsprecher. "Aber Sie werden mir, um die Sache auch von der andern Seite anzusehen, ebenfalls zugeben, daß der Fremdenhaß bei uns zu Lande durch das Gebaren der Fremden selbst vielfache Nahrung erhielt. Wie viele Ihrer Landsleute haben sich durch ihr Allesbesserwissen- und Allesbessermachenwollen bei uns unangenehm und mißliebig gemacht! Wie manche Andere durch ihr ebenso anmaßliches als ungeschicktes Eingreifen in unsere Politik! Niemand kann sich über ein herzliches Einverständnis zwischen Ihrem und meinem Vaterlande herzlicher freuen, als ich, und glauben Sie mir, meine Herren, alle denkenden Schweizer wünschen aufrichtig, daß sich der Jammer der deutschen Zerrissenheit bald in die Freude der nationalen Einheit verwandeln möge. Wir wünschen dies, weil wir überzeugt sind, daß die seiner Zeit im verschollenen frankfurter Parlament lautgewordenen Annexionsgelüste keine größere Bedeutung gehabt haben als die gesammte Häfelfischülerepolitik — entschuldigen Sie diesen unhöflichen, aber bezeichnenden Ausdruck — des besagten Parlaments, welches für alle Zeit ein abschreckendes Exempel gegeben hat, wie es anzustellen sei, um die Befreiung und Einigung einer Nation nicht zu erzielen. Neuestens vollends, seit unser werther Mitbürger auf dem französischen Kaiserthron unsere nationale Existenz mehr oder weniger offen bedroht und selbst das noch nicht

hinter den Ohren trockene Königreich Italien die Abreißung des Tessin vom schweizerischen Staatskörper für eine selbstverständliche Sache ansieht, müssen wir den erwähnten Wunsch mit verdoppelter Lebhaftigkeit hegen; denn Deutschland und die Schweiz dürften sich bald in der gemeinsamen Nothwendigkeit befinden, die Aggression der romanischen Race abzuwehren."

"Nacenkrieg? Ich bemerke mit Vergnügen, daß auch die praktischen Herren Schweizer der Phantasie keineswegs bar sind", spöttelte Hannover.

"Entschuldigen Sie", entgegnete der Fürsprecher mit der Bestimmtheit eines gewiegten Debatters, — „es handelt sich hierbei nicht um Phantasieen, sondern um Thatfachen. Unser Jahrhundert hat die Nationalitätenfrage gestellt und es wird sie lösen, wie noch jedes Jahrhundert seine weltgeschichtliche Frage gestellt und gelöst hat."

"Diese Lösung würde aber für Ihr Heimatland gleichbedeutend sein mit Auflösung."

"Keineswegs. Die Eidgenossenschaft hat und zwar, wie ich glaube, maßgebend und wegzeigend das Problem gelöst, Völkerstämme von verschiedener Nationalität in der höheren Einheit demokratischer Freiheit und föderativer Gleichberechtigung zusammenzufassen. Das verleiht und verbürgt dem schweizerischen Bundesstaat seinen inneren Halt und Bestand."

"Einen Bestand, welchen Sie aber doch einer vorhin gethanen Aeußerung zufolge durch ein aggressives Vorgehen von Seiten Frankreichs und des bonaparteschen Vasallenstaats Italien bedroht glauben?"

"So, wie die Sachen heute liegen, ja."

"Und in diesem Falle würde Ihrer Meinung nach die Schweiz mit dem ebenfalls bedrohten Deutschland zu Schutz und Trug sich verbinden?"

"Das gemeinsame Interesse, rechne ich, geböte dies."

"Aber nur in dem gegebenen Falle?"

„Nur in dem gegebenen Falle.“

„Aha, jetzt kommt die berühmte schweizerische Neutralitätspolitik.“

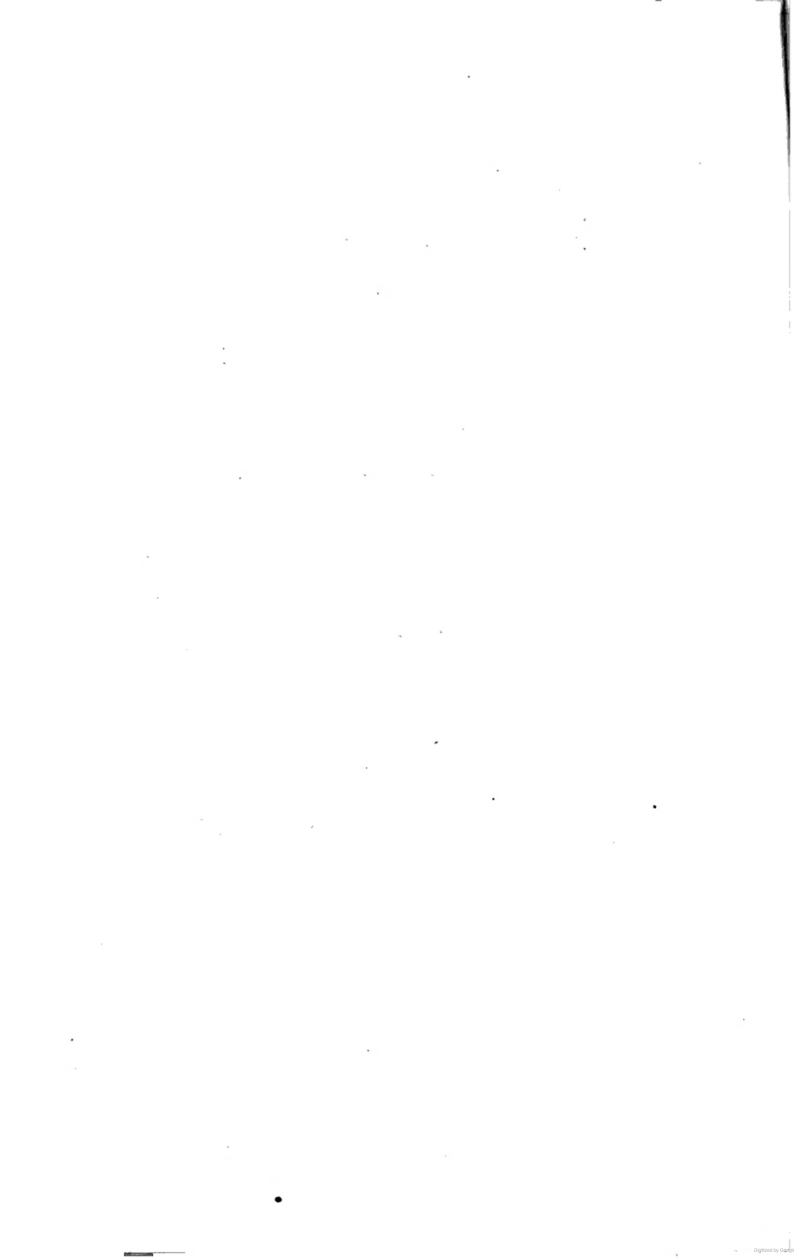
„Sie braucht nicht erst zu kommen, denn sie ist schon da, allfort da, in dem Herzen jedes Schweizers von gesundem Menschenverstand. Sie hätten sich davon überzeugen können, meine Herren, als zur Zeit des Krimkrieges einige Schwindelköpfe, sowie etliche Geschäftlmacher in Menschenfleisch ihre allerdings lächerlich schwachen Versuche anstellten, der Eidgenossenschaft ein Bündniß mit den Westmächten und eine Betheiligung an dem Kriege zu belieben. Die allgemeine Entrüstung erstickte die Stimmen der bonaparteschen Lockvögel, als sie kaum zu flöten begonnen hatten. Ja, wir sind neutral, wollen es sein, müssen es sein! Nur ein Unwissender oder ein Uebelwollender kann das bezweifeln. Wie die Existenz der Schweiz schon vermöge ihrer geographischen Lage eine politische Naturnothwendigkeit ist, so muß die Neutralität stets das A und O unserer internationalen Politik sein. Es gibt schlechterdings nur eine Voraussetzung, unter welcher wir davon abgehen könnten und dürften, die Voraussetzung, daß es eines schlimmen Tages hieße: „To be or not to be, that is the question“

Lenan.

1856.

..... He, as I guess,
Has gazed on Nature's naked loveliness,
Actaeon-like, and now he fled astray
With feeble steps o'er the world's wilderness,
And his own thoughts, along that rugged way,
Pursued, like raging hounds, their father and
their prey.

Shelley.



Das Erscheinen der Lebensgeschichte Lenau's von seinem Neffen Schurz — welcher Biograph mit der Rolle des Chors im griechischen Drama sich begnügte — hat die Trauer um den unglücklichen Dichter aufs Neue angeregt, am tiefsten bei Solchen, welche ihn persönlich gekannt und erfahren haben, wie mächtig seine Liebenswürdigkeit war. Die vorliegende Biographie ist eine Tragödie, welche, „größtentheils aus des Dichters eigenen Briefen zusammengesetzt“, jeden Empfänglichen ergreifen muß.

Die brennende, ganz leidenschaftliche Liebe, welche des zu Eszadad in Ungarn am 13. August 1802 geborenen Dichters Mutter für ihren „Niki“ hegte, hat vielleicht den ersten Anstoß zu seinem Verderben gegeben. Eine so heiße Mutter, deren ganzes Sein in ihrem Lieblingskind aufging, gab es wohl selten. Andere mißliche Umstände kamen hinzu: ein unstäter, um nicht zu sagen läderlicher Vater auf der einen, steifleinene Großeltern auf der andern Seite. Die Dissonanz seiner Familie ging frühzeitig auf Lenau über: daher sein ruheloses Umhertasten in Leben und Wissenschaft, daher sein jaches Abspringen von einem Studium zum andern. Aber es fragt sich doch sehr, ob das Alles nicht gerade so sein mußte, wie es gewesen, um aus Lenau den Dichter zu machen, der er geworden ist. Denn

mag man über den Kunstwerth seiner größeren Schöpfungen urtheilen, wie man will, soviel ist doch gewiß, daß er der eigenwüchsigste, echteste Poet, welcher seit Byrons Verschwinden aufgestanden.

Lenau's Dichtergröße beruht, wie bekannt, auf seiner Lyrik, deren Hauptmerkmal eine wunderbar tiefe und innige Natursymbolik ist. Man darf kühn behaupten, daß niemals ein Dichter die Natur so zu beseelen verstand wie er. Er durchdringt sie mit Gefühl und Geist, so daß sie aus seinen Frühlings- und Herbstliedern, aus seinen Haide- und Waldliedern mit tausend geheimnißvollen Stimmen zu uns spricht. Sodann weiß er auch das Menschenleben mit dem Leben der Natur so originell in Beziehung zu setzen, daß jenes in ganz eigenthümlicher Beleuchtung erscheint, wie das z. B. in seinen prächtigen Romanzenkränzen „Klara Hebert“ und „Johannes Niska“ geschieht. In seinen größeren Kompositionen — dem episch-dramatischen Gedicht „Faust“ und den lyrisch-epischen Dichtungen „Savonarola“ und die „Albigenser“, endlich in dem fragmentarisch hinterlassenen „Don Juan“ hat er die alte und ewige Hiob-Prometheus-Faustfrage zu beantworten versucht. Zu einer befriedigenden, auch nur halbwegs befriedigenden Lösung des Problems kommt es freilich in diesen Werken nirgends, weder in philosophischer noch in künstlerischer Hinsicht. Das einzige, wenn man so sagen darf, positive Resultat von Lenau's Denken und Dichten ist die Erkenntniß der Nothwendigkeit und Thatsächlichkeit eines rastlosen und unhemmbaren Entwicklungskampfes der Menschheit. Dieses Resultat hat der Dichter namentlich in dem Vorspiel und in dem Schlußgesang zu den Albigensern energisch-schön verkündigt.

Lenau lebte, was er dichtete. Der Schmerz der Zeit — bei Heine sehr häufig nur eine Maske, schicklich oder auch unschicklich vorgesteckt — war bei Lenau eine furchtbare Wahrheit. Ihn hat die Muse so heiß geküßt, wie zu unserer Zeit keinen

Zweiten. Nicht nur die Lippen bluteten dem Dichter von diesen Küffen, sondern auch das Herz und der rothe Blutstrom ist ihm zuletzt sinnverwirrend ins Gehirn hinaufgeschossen. Redlich hat er die schmerzlichen und schmerzlichsten Kämpfe der Zeit mitgemacht. Seine Werke sind echte Kinder dieser Mutter und an jedem derselben hängt ein Stück von dem Leben ihres Vaters.

Als man eines Tages den Dichter fragte, wer denn eigentlich der Held seiner Albigenserdichtung sei, gab er zur Antwort: „Der Zweifel“. Aber der Zweifel ist nicht nur der Held der Albigenser, sondern der lenau'schen Poesie überhaupt. Ah, sie haben gut von künstlerischer Ruhe und Besonnenheit pfeifen, die süßen, zahmen, wohlhabgerichteten Dompaffen und Kanarienvögel, welche auf dem „Felsen, der die Kirche trägt“, recht gläubig umherpiepsen, aus der Hand fürstlicher Mäcenaten allerliebste-niedlich Zuckerbrot fressen und an die ihnen von Backfischen und gefälligen Schwachköpfen ausgestellten Usterblichkeits-testimonia glauben. In ihren mit romantischem Kehrlicht ausgestopften Schädeln findet der Zweifel freilich keinen Plag. Aber Lenau war kein in Hof- und Kirchenluft gezüchteter und gezähmter Kanari oder Dompfaff, sondern er war ein Adler mit der Stimme einer Nachtigall, rastlos über den Walsstätten freisend, wo Held Zweifel seine grimmigsten Schlachten schlug und schlägt.

Wie der Dichter in schmerzlichem Ringen vergeblich sich abmühte, von der Skepsis zum Glauben, d. h. zur Ueberzeugung durchzudringen, bezeugen viele seiner Gedichte. Zuweilen schien es ihm gelungen, wie z. B. im Savonarola; aber immer schwand die Selbsttäuschung bald wieder. Im zweiten Bande der Biographie (S. 51) findet sich hierüber eine charakteristische Aufzeichnung. Der Londichter Karl Evers, welcher Lenau auf einer seiner Reisen von Wien nach Stuttgart begleitete, erzählt da: „Lenau glaubte wohl selbst nicht an Alles, was er so schön in religiöser

Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über diesen Punkt gesprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in seinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im *Ewigen Juden* und im *Savonarola*. Er sah mich lange an, lächelte und sagte: „„Lieber Evers, du hast recht!““ ging dann zum Fenster, trommelte an die Scheiben und sagte: „„Es ist halt Nichts!““ Ein schreckliches Wort, ein Verzweiflungslaut, jenem gleich, welchen der unglückliche Mann in den letzten Tagen vor der Umnachtung seines Geistes wie im Vorbewußtsein des kommenden Furchtbaren zu wiederholten Malen ausgestoßen hat: „Das Licht geht aus!“ Mehrmals hat Lenau, schon vor der letzten Katastrophe im Oktober 1844 in der Friedrichsstraße zu Stuttgart, am Abgrund des Wahnsinns gestanden oder wenigstens sich in der Stimmung seines Alfar befunden, von dem in den Albigenfern geschrieben steht: „Er fühlte nur noch ein kühles Widern.“ Aber es hielt in ihm der positive Pol dem negativen doch lange das Gegengewicht. In beiderlei Beziehung gilt von ihm selbst die Strophe in der so eben erwähnten Dichtung: —

Manche, krank im tiefsten Mark,
Selbst am ewigen Geist verzagen;
Andre haben, still und stark,
Ihren Gott hindurchgetragen

Und es war doch eine siegesfreundige Zukunftsgewißheit in Lenau! War er ein Dichter, ein Bates, im Sinne der Alten? Wir hoffen es und jedenfalls quoll es ihm aus innigster Ueberzeugung, wenn er an der eben citirten Stelle mit den Worten schloß:

Tiefer schmerzt als das Geroll
Tod und Zeit zu meinen Füßen,
Daß ich's nicht erleben soll,
Wie sich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geist, der bald den Riß
 Enden wird durch diese Hülle,
 Lebt in Andern einst gewiß
 Seine Freiheit, Macht und Fülle.

Frauen und Freunden hatte Lenau Viel zu danken. Es ist einer der tragischen Knoten dieses Dichterlebens, daß Lenau an der Frau, welche „zwölf Jahre das Glück seines Daseins ausmachte“, zweimal achtlos vorübergehen mußte, um sie erst später, erst dann zu finden, als sie ihm nicht mehr gehören konnte. Sie mußte eine seltene Frau sein, diese Sophie. Schurz theilt (Bd. 2, S. 277) einen herrlichen Brief von ihr an Lenau mit, geschrieben, als der Dichter bereits in der Zelle zu Winnetthal sich befand. Sie berührt darin das Verhältniß Grün's zu Lenau und sagt: „Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwillichfittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembach? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, ein leichter Kahn, auf dem wilden, dunkeln Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hut und nur den Kranz bewahrend statt allen

irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, flugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Bligen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewigrünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? Oh, die schlaufen, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmann und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“ Der Mann, an welchen so geschrieben wurde, so geschrieben werden konnte, mußte ein Geweihter sein und — ein Glücklicher trotz Alledem

Seine Briefe legen sein ganzes schönes Herz bloß. Sie sind ohne eine Spur von Absichtlichkeit hingeworfen, voll eriginner Wendungen und packender Kernworte. Bei seinem ersten Eintritt in Schwaben ist Lenau von dem Gegensatz zwischen süddeutscher Landeskultur und ungarischer Verwahrlosung betroffen. Er vergleicht (Bd. 1, S. 120) die schwäbischen mit den ungarischen Weinbergen und sagt dann: „In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nase und Ohr hervorquillt.“ Passenden Ortes stand dem Dichter auch eine prächtige Derbheit zu Gebote. Als er im Jahre 1838 ein von Witthauer zu Gunsten der Wasserbeschädigten in Ungarn herausgegebenes Album mit einem herrlichen Prolog eröffnete, machte die wiener Censur einer Stelle des Gedichts wegen Schwierigkeiten. Schurz läßt (Bd. 1, S. 355) Frankl erzählen: „Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Censur-

beamten und gerieth da in einen Berserkerzorn. Gustav Schwab nannte dies die wilde Hufarenlaune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht nie ein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky gesprochen und die beanstandete Stelle blieb unverlegt. Man wartete im silbernen Kaffeehause, um zu hören, was die hochlöbliche Censur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: Nu, Niembsch, was ist's? schrie er fast: Nichts ist's! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gefindel nicht auf die Leier sch lassen!"

Das Dämonische in dem Dichter vermittelte seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem ihm sonst ganz heterogenen, weil dickköhlergläubigen und unterthänigen Geisterseher Kerner, welcher übrigens zeitweilig den Schalk faustdick hinter den Ohren sitzen hatte und mit der gläubigen Dummheit gelegentlich ein ergötzlich-humoristisches Spiel zu treiben gar wohl verstand. An Lenau erprobte der weinsberger Poet so zu sagen seinen geisterseherischen Blick. Als nämlich Jener, von seinem Amerikafieber ergriffen, im Jahre 1832 seinen schwäbischen Freunden in einer hochpoetischen Epistel die transatlantischen Herrlichkeiten ausgemalt hatte, schrieb Kerner an Karl Mayer: „Das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich Lenau's Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wicelschwanz. Der flüstert ihm von jenen Urwäldern zu, der läßt ihm keine Ruhe.“

Es ist Wahrheit in diesen Worten, trotz des barocken Ausdrucks. In den Urwäldern Amerika's zwar hat der Dämon den Dichter nicht festgehalten: er ließ ihn dort nur viele seiner schönsten Lieder finden. Dann aber jagte er den Heimatlosen wieder über den Ozean zurück, vorbei an Liebe und Ruhm und

Glück, vorbei zuletzt noch am schon gerüsteten Brautbett, in die Leidenszelle von Binnenthal, allwo den erlauchten Unglücklichen im Zwangshemde gesehen zu haben eine der trübsten Erinnerungen meines Lebens ist. Erst manches Jahr später, am 22. August 1850, trat in Döbling der Erlöser Tod. zu ihm... „Plenis manibus date lilia!“

Donas Furrer.

Justum ac tenacem propositi virum —
Horatius.

Donnerstags am 25. Juli von 1861, um die achte Morgenstunde, hat im „Hof Ragaz“ an der rauschend dem Rheine zuschießenden Tamina ein leidender Mann seinen letzten Athem verhaucht. Im Verlaufe des Vormittags trug der Telegraph die Todespost über die Berge und durch die Thäler der Schweiz. Am Nachmittag und Abend des Tages ist überall im Umfange der Eidgenossenschaft die herzliche Klage laut geworden: „Jonas Furrer ist todt!“

Selten wohl mag ein Mann so allgemein und aufrichtig betrauert worden sein. In das „Leicht sei ihm die Erde!“, welches diesem Todten nachgerufen wurde, hat sich nicht ein Mißton gemischt. Beim Fahnenschwenken über diesem Grabe haben auch die politischen Gegner nicht gefehlt; denn Niemand mochte, wollte dem Gefühle sich entziehen, daß in Furrer nicht nur der geachtetste und populärste Staatsmann der Schweiz hingegangen, sondern auch ein seltener, guter, treuer, wahrhaft humaner Mensch, brav bis ins Mark.

Er ist am 3. Mai 1805 zu Winterthur im Kanton Zürich geboren worden, der Sohn eines wackern Schlossermeisters, welcher zwar nur für sein Handwerk gebildet, aber voll gesunden Menschenverstandes und dabei durch Fleiß und Sparsamkeit in den Stand gesetzt war, seinen talentvollen Sohn tüchtig

„schulen“ zu lassen. Eine Gunst des Geschickes, welche ungewöhnlichen Menschen selten abgeht, ward auch Furrer zu theil: eine vortreffliche Mutter. Nur eine schlichte Bürgerfrau, aber doch eine Mutter von der Gattung der Mütter, wie eine z. B. die Kindheit Schillers behütet und geleitet hat. Ein Jugendfreund des Hingegangenen hat hierüber folgende Aeußerung gegen mich gethan: — „Den weitaus größten, ja wohl ausschließlichen Einfluß auf die Bildung des Gemüthes und Charakters des Knaben hatte unstreitig seine Mutter, eine sehr bescheidene und einfache, jedoch verständige und dabei äußerst gutmüthige Frau. Ihrer milden, wohlthuenenden Mühwaltung verdankte Furrer ganz gewiß einerseits alle die edlen, lebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters, durch welche seine geistigen Vorzüge erst die wahre Weihe erhielten, sowie andererseits seinen vorherrschenden Sinn für trauliches Familienleben und häusliches Glück.“

Und wie für die Entwicklung Furrers als Menschen die Verhältnisse des Vaterhauses günstig lagen, so nicht weniger günstig die Verhältnisse der Vaterstadt für seine Entwicklung als Bürger. Wie ein wohlgeordnetes Elternhaus im Menschen die privatlichen Anlagen und Tugenden weckt und bildet, so ein wohleingerichtetes Heimatgemeinwesen die bürgerlichen. Ich stehe daher nicht an, den festen Ordnungssinn, die rastlose, aber stets maßvolle Thätigkeit, eine gewisse Bonhomie, Behäbigkeit und Sauberkeit, lauter Eigenschaften, die Furrers öffentlichem Charakter zukommen, auf den Umstand zurückzuführen, daß er in Winterthur aufgewachsen ist, — einer Stadtgemeinde, welche wohl hinlänglich charakterisirt wird durch die Thatsache, daß sie bei einer Anzahl von 7000 Einwohnern jährlich von Gemeindewegen mehr als 100,000 Franken auf ihre Schulen verwendet. Daneben ist die kleine Stadt der Sitz einer industriellen und commerciellen Thätigkeit, deren direkte Beziehungen nach allen Ecken und Enden der Welt reichen. Das sind so Resultate von politischen Zuständen, welche

von deutschen Hofrätthen und französischen Lakaien „anarchische“ genannt werden.

In den Gymnasialklassen der vaterstädtischen Bürgerschule legte Furrer den soliden Grund seiner wissenschaftlichen Bildung. Seine ungemeine und vielseitige Begabung offenbarte sich frühzeitig. In seinen Studentenjahren hat er studentische Bräuche fröhlich mitgemacht, als junger Advokat manche Nacht durchgetanzt, aber freilich am Morgen im Gerichtssaal so trefflich plaidirt, daß man ihm nicht anmerkte, er sei aus dem Ballsaal an die Schranken getreten. Er gab sich, wie er war, und, fürwahr, er durfte sich so geben: denn er gehörte, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu den Menschen, deren Seele stets reine Wäsche trägt. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück hatte, Furrer in seinen besten Jahren im Oberstübchen der „Gäselei“ in Zürich oder in Ferientagen im „Staadhof“ zu Baden im engeren Freundeskreise zu sehen, der wird nie der zwanglosen Anmuth seiner Haltung und Rede, seines geistvollen Humors, seines beflügelten und schlagfertigen, aber stets gutmüthigen Wises, seines herzlichen Lachens vergessen, um so weniger, da dies Alles mit einem natürlichen Takte vereint war, der das Gemeine fernhielt. Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, denen ich auf meiner Lebensbahn begegnet bin, und Jeder, der ihm näher trat, wird dasselbe sagen. Der schweizerische Republikanismus, im besten Sinne des Wortes, dürfte kaum jemals durch eine anziehendere Persönlichkeit repräsentirt worden sein, als die Furrer's gewesen ist.

Nachdem er sich entschieden, die Laufbahn eines Juristen zu betreten, begann er zu Ende des Jahres 1821 seine akademischen Studien am damaligen sogenannten „politischen Institut“ in Zürich. Hier erweiterte er auch seine sprachlichen und literarischen Kenntnisse unter der Leitung von Johann Kaspar Drelli, der herrlichsten Seele, welche jemals im Körper eines Philologen gewohnt hat. Sein Leben lang bewahrte Furrer

eine innige Vorliebe für die klassische Literatur. Horaz blieb sein Liebling, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Und nicht umsonst: es war in Furrer's ganzer Art, das Leben zu nehmen und zu führen, ein Hauch horazischer Philosophie. Daher war er himmelweit entfernt von jener ordinären Großmannssucht, welcher man heutzutage auf Schritt und Tritt begegnet, von jener kindischen Eitelkeit, welche stets ein paar gute Freunde und willige *Fartcatchers* bereit hält, zu ihrem Preise die Zeitungspauke zu rühren. Wie allen wahrhaft tüchtigen Menschen, war auch Furrer das Bewußtsein eigen, daß man nie auslerne. Den lebhaften Bildungstrieb, der ihn als Jüngling beseelte, hat er auch als Mann bethätigt, indem er unter all der Last seiner Geschäfte fortfuhr, den Schatz seiner vielseitigen Kenntnisse zu mehren. So gewann z. B. der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften in unsern Tagen seine volle Theilnahme: noch als Mitglied der obersten Behörde der Eidgenossenschaft hat er in Bern naturwissenschaftliche Vorlesungen fleißig gehört.

Zu Ostern 1824 ging Furrer nach Deutschland, um an dortigen Hochschulen seine Studien zu vollenden. Drei Semester brachte er in Heidelberg zu, zwei weitere in Göttingen. Im Herbst 1826 reiste er über Berlin in seine Heimat zurück, wo er zunächst noch für einige Zeit nach der welschen Schweiz sich begab, sein Französisch zu vervollkommen. Dann ließ er sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder und errang sich als solcher rasch Vertrauen und Ruf. Neben seinem Eifer und seiner Beredsamkeit gewann dem jungen Anwalt auch der Umstand die öffentliche Achtung, daß er durchaus objektiv verfuhr, sich an die Sachen hielt und ohne die alleräußerste Nothwendigkeit die Persönlichkeit der Gegner nicht angriff, — eine Eigenheit, die er aus der advocatischen Laufbahn in die staatsmännische hinübergenommen hat. Zu jener Zeit hat er auch seinen Hausstand gegründet, der ein sehr glücklicher geworden ist.

Die Betheiligung am Selfgovernment der Gemeinde ist in der Schweiz die treffliche Vorschule für die Betheiligung an Staatsgeschäften. Der angehende Politiker lernt, indem er sich zuvörderst mit Gemeindesachen befaßt, die Dinge ansehen, wie sie sind. Statt ein idealistischer Wolkenwandler zu werden, wird er ein praktischer Realist, der die „Thatfachen“ sehr respektirt, nicht selten vielleicht allzu sehr, und sich gewöhnt und bescheidet, das Nächstliegende, Mögliche, Erreichbare anzustreben. Diese Anschauungs- und Handlungsweise überträgt der schweizerische Politiker von den Geschäften der Gemeinde auch auf die des Staates und daher das durchaus praktische Sichbescheiden schweizerischer Staatsmänner, die Interessen ihres Landes zu fördern und die „Weltverbesserung“, die „hohe Politik“ andern Leuten zu überlassen, etwa uns Deutschen, welche ja stets bereit sind, draußen aller Welt politischen Idealismus vorzudociren, während wir daheim hassenpflug'sche und ähnliche Wirklichkeit treuehorsaft uns gefallen lassen. Man wirft den Staatsmännern der Schweiz vor, ihr Horizont sei ein enger. Nun ja, er mag nicht über die Gränzen der Eidgenossenschaft hinausreichen; aber innerhalb dieser Gränzen haben sie es verstanden, ihr Land zum blühendsten und glücklichsten Europa's zu machen.

Der im Vorstehenden angedeutete politische Bildungsgang war auch der Furrer's. Mit dem Jahr 1831 begann er in der Behandlung der Gemeindeangelegenheiten seiner Vaterstadt sich bemerkbar zu machen. Es handelte sich um eine durchgreifende Umgestaltung der Stadtverfassung und da ist es Furrer gewesen, welcher die Grundsätze und Forderungen der neuen Zeit siegreich zur Geltung brachte. Die neue, im liberalen Geist entworfene Verfassung seiner Heimatgemeinde war vorzugsweise das Werk Furrer's, dessen Name von da an in weiteren Kreisen guten Klang bekam. Er übersiedelte nach Zürich, wo seine Praxis als „Fürsprech“ rasch eine sehr glänzende, aber auch höchst beschwerliche wurde und wo er als ein Ebenbürtiger und sehr Willkom-

mener in den Kreis der Männer eintrat, welche damals das ruhmvolle Werk der Regeneration des Kantons Zürich vollbrachten und in Verbindung mit ihren Gesinnungs- und Parteigenossen in den übrigen Kantonen das Werk der Regeneration der Eidgenossenschaft vorbereiteten. Es war eine hoffnungsreiche, schöpfungsfreudige, thatkräftige Zeit, welche, wenngleich nicht „alle Blüthenträume reiften“, für die Schweiz unendlich fruchtbar geworden ist. Furrer hatte an diesem Reformwerke seinen redlichen Antheil. Im Jahre 1834 in den Großen Rath (die gesetzgebende Behörde) und drei Jahre später in den Erziehungsrath gewählt, hat er in beiden Behörden viel und erfolgreich gearbeitet. Die Spuren seiner Thätigkeit kann der Kundige in den gesetzgeberischen Akten jener Zeit leicht verfolgen.

Die „Straußiade“ von 1839 stürzte bekanntlich das liberale Regiment in Zürich und brachte für etliche Jahre die Reaktionäre an's Ruder. Furrer hatte als Mitglied des Erziehungsrathes mit für die Berufung des berühmten Kritikers gestimmt. Die Katastrophe traf ihn auf dem Präsidentenstuhl des Großen Rathes, von wo er bei Nacht und Nebel entweichen mußte, um im benachbarten Aargau ein zeitweiliges Asyl zu suchen. . . . Die Achtung vor dem Grab eines edlen Todten verbietet mir, den Schmutz dieser „hehren Bewegung“ von Neuem aufzuwühlen. Genug, im September von 1839 wurde in Zürich die „Religion gerettet“, gerade so, wie, nur in größerem Styl, im Dezember 1851 in Paris die „Gesellschaft gerettet“ ward. Man kennt das . . . Die gewaltsame Unterbrechung des naturgemäßen Entwicklungsganges der Dinge hielt indessen nicht lange vor. Selbst die zu Hülfe gerufene „Weltwissenschaft“ eines publizistischen Cagliostro oder vielmehr „Schröpfer“ konnte das Fiasko der „hehren Bewegung“ nicht verhindern. Schon die Wahlen von 1842 führten Furrer in den großen Rath von Zürich zurück, wo er jetzt als anerkannter Führer der liberalen

Partei die Opposition gegen die Septemberregierung leitete. Zwei Jahre später nahm er wieder den Präsidentenstuhl ein; die Reaktion war beseitigt.

Von da an gewann Furrer's politische Thätigkeit und Stellung mit jedem Tage größere Dimensionen; der kantonale Parteiführer erhob sich zur Bedeutung eines eidgenössischen Staatsmanns. Die große schweizerische Krisis, deren Eintreten der aargauer Klosterhandel bezeichnete, hob an. Der Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen Stabilität und Vorschritt, zwischen Verrottung und Wiedergeburt, welcher in den dreißiger Jahren innerhalb der einzelnen Kantone gefochten worden, war jetzt auf eidgenössischen Boden verlegt. Der Siegespreis, welchen die Liberalen im Auge hatten, war eine zeitgemäße Umgestaltung der Bundesverfassung. Zur Erstrebung oder Abwehr dieses Ziels hatten sich in der Schweiz zwei große Parteien organisiert: hier die liberale, wohl auch die radikale genannt, dort die ultramontane; mit anderen Worten: eine Rückschritts- und eine Vorschrittspartei. In die Wagschale der letztern legte der Kanton Zürich das ganze Gewicht seines Ansehens und Einflusses und zwar von dem 26. Januar 1845 an, wo Furrer der denkwürdigen großen Volksversammlung in Untersträß vorsah. Seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede und die darauf basirten Resolutionen der Versammlung zeigten die Richtung, wie die Eidgenossenschaft auf friedlichem und gesetzlichem Wege aus der über sie hereingebrochenen Krisis herauskommen und aus einem Staatenbunde ein Bundesstaat werden könnte. Es sollte freilich anders kommen; denn so, wie die Menschen einmal sind, ist es nur ein gutmüthiger Traum, zu glauben, daß große und wohlthätige Umgestaltungen auf friedlich-gesetzlichem Wege sich bewerkstelligen ließen. Deutschland wird das allem Geplapper seiner Nehler, Schwebler und Fortschrittschwäger ungeachtet eines Tages erfahren müssen, wie die Schweiz es erfahren mußte.

Jonas Furrer war aber eine durch und durch gesetzmäßige Natur, ganz und gar ein Mann des Rechtes. Er lebte daher der Ueberzeugung, daß die Rechtsidee mächtig genug sein würde, ohne Anwendung von Gewaltmitteln durchzuschlagen und zu siegen, und es hat ihm, wir wissen es, heftigste Seelenkämpfe, schmerzlichste Selbstüberwindung gekostet, um sich zu der Ansicht zu befehlen, daß das Dumme, Unnütze, Abgelebte keineswegs Vernunftgründen und Rechtsworten weiche, sondern nur handgreiflicheren Motiven.

Er hatte ausreichende Gelegenheit, dies zu erkennen, als er, im April von 1845 zum Bürgermeister der Republik Zürich gewählt, der damals bestehenden Bundesverfassung gemäß — Zürich war einer der wechselnden drei eidgenössischen „Vororte“ — den Vorsitz in der „Tagesagung“ übernehmen mußte. Dies war die herbe Lehrzeit des künftigen Bundespräsidenten der regenerierten Eidgenossenschaft und er hat sie fürwahr mit Ehren bestanden. Wenn das Staatsschiff der Schweiz, schwankend auf heftigster Parteikämpfe Sturmflut, deren Bogen die Herren Metternich und Guizot im „konservativen Interesse“ noch mehr zu erregen brüderlichst wettenferten, in jenen Tagen glücklich durch die zahllosen Riffe und Sandbänke auf seiner Bahn sich durchwand, so verdankte man das vorzugsweise dem Umstand, daß ein so bedächtiger, maßhaltender Mann wie Furrer am Steuer stand.

Derweil drängten die Verhältnisse einer Entscheidung zu. Sie herbeizuführen hat Furrer im Jahre 1847 in seiner Eigenschaft als züricher Tagessagungsgefandter in erster Reihe mitgewirkt. Nach Besiegung des Sonderbundes sodann war er eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder der Kommission, welcher die Ausarbeitung der neuen Bundesverfassung übertragen wurde, und diese Verfassung, unbedingt die gelungenste des Jahrhunderts, klar, handlich, praktisch, gerecht und billig, dabei eine höchst glückliche Vermittlung von Föderation und

Centralisation, sie muß zu einem guten Theil als eine Schöpfung Furrers anerkannt werden, wie er auch nachmals als der voranstehende wissenschaftliche Träger und Entwickler des neuen schweizerischen Staatsrechts eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfaltete.

Als im September von 1848 — dem großen Glücksjahr der Schweiz — die neue Bundesverfassung feierlich verkündigt wurde, verstand es sich so zu sagen von selbst, daß Furrer in das eidgenössische Ministerium oder Direktorium („Bundesrath“) gewählt ward. Noch mehr: die „Bundesversammlung“, das schweizerische Parlament, bestehend aus Volkshaus („Nationalrath“) und Staatenhaus („Ständerath“), es gab nur dem Wunsch und Willen der ungeheuren Mehrheit des Schweizervolkes Ausdruck, als es den Jonas Furrer zum ersten „Bundespräsidenten“ der glücklich wiedergeborenen Eidgenossenschaft bestellte. Es liegt auf der Hand, daß von der Persönlichkeit des ersten Magistrats des neuen Schweizerbundes zwar nicht Alles, aber doch Vieles abhing. Es galt, der Neugestaltung der Eidgenossenschaft im Innern Bestand, nach Außen Achtung zu schaffen. Ein so klar denkender und zugleich so gewissenhafter Mann, wie Furrer war, konnte sich die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe nicht verhehlen und es ist daher kein kokettes Komödienspielen mit sich selbst und Anderen gewesen, sondern die ernste Selbstprüfung eines durch und durch redlichen Mannes und Patrioten, wenn Furrer nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten die Länge einer Nacht hindurch ruhelos in seinem Zimmer auf- und abschrift, bis er in der Reinheit seines Bewußtseins und in der Innigkeit seiner Vaterlandsliebe den Muth und Entschluß fand, der großen Aufgabe sich zu unterziehen. Daß er dabei auch persönliche und pekuniäre Opfer zu bringen hatte — er ging höchst ungern von Zürich weg und er war der gesuchteste Advokat der Schweiz — konnte bei einem Manne von Furrers Schlage kaum in Betracht kommen.

Wie sehr er dann die ihm gewordene Mission im Sinne und zur Zufriedenheit seiner Landsleute gelöst, hiefür gibt einen unwidersprechlichen Beweis, daß er nach Ablauf seiner ersten Amtsdauer immer wieder in den Bundesrath gewählt und wiederholt zur Bundespräsidentenschaft berufen wurde. Sein Hauptverdienst in dieser Stellung war, wenn ich recht erwäge, ein doppeltes. Er hat nach Innen unendlich viel für die Milderung der Parteischroffheiten und damit für die Befestigung des neuen Bundes gethan und ebenso hat er den auswärtigen Mächten gegenüber zur Geltendmachung und Anerkennung der neugestalteten Eidgenossenschaft ganz wesentlich mitgewirkt. Falls man ihm gerecht werden will, darf man aber seine politische Anschauungsart und Handlungsweise schlechterdings nicht aus dem Gesichtspunkt kosmopolitischer Träumerei oder gar der Erbitterung und Verbitterung politischer Flüchtlingschaft ansehen. Man muß Furrers Politik vielmehr vom schweizerischen Standpunkt aus betrachten und werthen. Für weltbürgerliche Revolutionsmacherei, Völkersolidarität und dergleichen „Phantasmen“ mehr hatte er gar kein Organ. Er kannte die Menschen und war ein praktischer Schweizer. Unbedingt hielt er fest an dem Rechte seines Landes, den inneren Haushalt nach Gutdünken zu bestellen; nicht weniger aber auch an der Verpflichtung der Schweiz, sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten zu enthalten. Der „unentwegliche“ Fundamentalsatz von Furrers Politik mußte demzufolge die Neutralität sein, ein Fundamentalsatz, dessen Richtigkeit nur Solche anzweifeln können, welche die Schweiz und die Schweizer nicht kennen.

Wie in seinem Denken, Reden und Handeln, so ist Furrer auch in seiner Lebensführung ein Republikaner jeder Zoll gewesen. Nichts Gemachtes an ihm, keine Spur von Affektation oder Prätenſion. Der Bundespräsident Furrer war noch immer der schlichte Dr. Furrer von ehemals. Selten wohl hat ein

Mensch Popularität, Erfolg und Ruhm mit solcher Gelassenheit hingenommen wie der Verewigte. Es war etwas Washington'sches in ihm. Der Bundespräsident führte den einfachen Haushalt fort, welchen der Advokat geführt hatte, und es mochte ihm, falls er überhaupt Notiz davon nahm, wunderbarlich vorkommen, wenn die Damen des berner Patriciats sich darüber wunderten, daß die Frau des Staatsoberhauptes der Eidgenossenschaft ihren Hausgeschäften nachging wie andere bürgerliche Hausfrauen auch. In unseren Tagen, wo so Vieles auf den bloßen Schein, auf die jämmerlichste Großthuerei und Eitelkeit angelegt ist, da ist es wahrlich eine doppelte Freude, das Bild der prunklosen Häuslichkeit eines solchen ersten Bürgers einer Republik sich zu vergegenwärtigen. Da ist kein Tand und Glitter, sondern Wesenheit und Wahrheit

Und glanze man nur nicht, daß der schlichte, urbane, milde Furrer bei Gelegenheit seine und seines Landes Würde nicht zu wahren gewußt habe. Ich bin im Falle, einen einschlägigen Zug beizubringen, der meines Wissens noch nicht bekannt geworden. Im Jahre 1856, zur Zeit, als die neuenburger Frage in ihre bedrohlichste Phase getreten war, ging Furrer in diplomatischer Mission an die süddeutschen Höfe. Er wurde überall und von Jedermann mit der ihm gebührenden Achtung aufgenommen, einen Ort und eine Person ausgenommen, einen Minister, der seither die Treppe hinaufgeworfen, d. h. von seiner Ministerpräsidentenschaft in's taxis'sche Palais in der Eschenheimer Gasse befördert worden ist. Dieser Herr ließ sich beikommen, dem schweizerischen Staatsmann gegenüber großartige Airs anzunehmen, ja denselben, wahrscheinlich aus alter Gewohnheit, förmlich zu schulmeistern und im reinsten Kreuzzeitungsstyl über die Schweiz zu raisonniren. Da hat aber der Jonas Furrer solcher Tölpelhaftigkeit nach Gebühr heimgeleuchtet, hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen und die Excellenz

mit einem Kompliment verlassen, welches die Excellenz wohlweislich für sich behielt.

Es war ein tiefergreifender Anblick, einen solchen Mann auf der Höhe seiner Bahn von einem unerbittlichen Uebel, der bright'schen Nierenkrankheit, ergriffen und vergeblich dagegen ankämpfen zu sehen. Mehrmals hatte ihm die pfäferser Therme Linderung und Erfrischung verschafft. Als er, schon sehr leidend, auch im Sommer von 1861 zu ihrem Gebrauche nach Nagaz sich begab, fand er daselbst am Fuße des Tabor Genesung von allen Lasten und Leiden des Lebens. Am 28. Juli empfing der Friedhof seiner Vaterstadt die Hülle ihres berühmtesten Sohns. Es war ein Tag der Trauer für die gesammte Eidgenossenschaft. Am folgenden Tage beschloß die Bürgerversammlung von Winterthur, von Gemeindewegen dem Verewigten ein Denkmal zu errichten.

Es hieße dem Andenken Furrer's einen schlechten Dienst erweisen, es hieße seinen schlichten Bürgerstinn noch im Grabe beleidigen, wollte man übertreibendes Lob auf seinen Namen häufen. Man braucht, scheint mir, nicht mehr aus ihm zu machen, als er war: er war genug. Nicht ein Alles überragender, Alles mit sich fortreißender, die Zeit mit seinem Gepräge stempelnder, leidenschaftliche Bewunderung und leidenschaftlichen Haß weckender, nein, nicht ein solcher Geist ist Jonas Furrer gewesen. Man kann ihm keine Genialität zutheilen. Aber er war ein seltenes Talent und, was mehr, ein so zu sagen providentiellcs Talent, d. h. ein solches, wie sein Vaterland es gerade brauchte. Jede Faser in ihm war schweizerisch. Er ist der verkörperte Ausdruck des schweizerischen Liberalismus in dessen bestem Wollen und höchsten Zielen gewesen. Ein Mann der Ordnung, ein Schildhalter des Rechtes, ich wiederhole es. Allem Plötzlichen, Unberechenbaren, allem gewagten Experimentiren abhold. Kein bahnbrechender Stürmer, aber ein Ordner, Organisirer, Ausbildner. Im Innern entschieden vorwärts auf

der Bahn eines verständigen Demokratismus, aber nach Außen vorsichtig, behutsam und neutral, neutral immer und immer! Denn wir sind nun einmal keine Großmacht und die Rolle des Grosches zu spielen, der sich zum Ochsen aufblasen möchte, dazu sind wir viel zu praktisch. So war Furrer's Politik und das Schweizervolk wußte, daß sich des Mannes Politik auf's Innigste mit seinem Charakter, mit seinem Gewissen verschmolz. Daher Furrer's außerordentliche und dauernde Popularität, auf welche gestützt er so Gutes, so Großes zu leisten vermochte. Sein Verhalten im Einzelnen und Ganzen bietet der Kritik Raum, keine Frage. Aber gewiß ist dies: auf einem schönsten Blatt der Schweizergeschichte unseres Jahrhunderts steht unvergänglich der Name von J o n a s F u r r e r.



Leopold Ranke.

1862.

Ἄλλ' ἄγεθ', ἰλήχοι μὲν Ἀπόλλων Ἀρτέμιδι ξύν!

Homeros, Hymn. ad Apoll.

Daß die Natur, selbst in den Erscheinungsformen des Sterbens und Vergehens, nur ein ewiges Werden und Wachsen ist, weiß heutzutage jeder nicht ganz vernagelte Schuljunge. Ebenso ist jeder Schuljunge — falls nämlich sein Geschichtslehrer nicht ein auf die berühmten „Schulregulative“ des berühmten „Staates der Intelligenz“ dressirter Mucker — zweifelsohne in den Stand gesetzt, zu wissen, daß der weltgeschichtliche Prozeß gerade so wenig einen Stillstand kennt wie der naturgeschichtliche. Trotzdem hat in Deutschland, der bekannten Heimat des Tieffinns, vor noch nicht gar langer Zeit eine „historische Schule“ κατ' ἐξοχήν geblüht, deren Adepten tieffinnigst-blödsinnig orakelten, zu der und der Zeit, d. h. zur Stunde, wo sie ihr letztes Kollegienheft oder Kompendium glücklich zum Abschlusse gebracht, sei der Menscheng Geist impotent und die Weltgeschichte unfruchtbar geworden. Da folglich von einem „organischen“ Werden und Wachsen in Staat, Kirche, Recht u. s. w. gar keine Rede mehr sein könne, so habe sich die Gesellschaft zu chineesiren, d. h. sie müsse fortan darauf sich beschränken, das bislang organisch Gewordene und Gewachsene zu „konserviren.“

Man muß den Erfindern und Predigern dieser Staatsphilosophie der Impotenz nachrühmen, daß sie den „Muth der

Ueberzeugung" hatten. Wenigstens trug ihr Chorführer kein Bedenken, den Gehalt eines Justizministers einzustreichen, einzig und allein in der Absicht, durch sein Thun oder vielmehr durch sein Lassen recht handgreiflich zu beweisen, wie berechtigt sein Ausspruch gewesen, daß „unsere Zeit zur Gesetzgebung keinen Beruf habe“

Der ungeheure Tumult der napoleonischen Kriege war vorüber. Europa, nachdem es seine Kräfte bis zur völligen Erschöpfung angespannt hatte, versank für eine Weile in Halb- oder Ganzschlaf. Restauriren! Konserviren! Kalmbiren! waren die Losungen von Oben, denen von Unten ein traumhaft-romantisches Dämmern und Dufeln entgegenkam. Die Literatur führte alberne mittelalterliche Maskeraden auf. Die Diplomatie schabte ihre Kongressfedermesser stumpf, um das achtzehnte Jahrhundert — das einzige, auf welches die Menschheit stolz zu sein Ursache hat — aus der Weltgeschichte wegzuradiren. Mittelmäßigkeit wurde Trumpf. Die Weihrauchfässer verdunkelten mit ihrem Gedampfe den Tag, die Pfaffen gröhlten und klingelten, die Junker rasselten mit ihren Sporen. In Weimar lernte Göthe chinesisches, in Berlin und Wien proklamirten Professoren und Hofrätthe den chinesischen Stillstand. Alles verdummte und vergemeinerte. Lützower, die mit Körner zu Felde gezogen, wurden zu Polizeispionen, Ritter des eisernen Kreuzes zu Demagogenfängern. Die Kampz, Schmalz und Tzschoppe waren große Leute. Die Centraluntersuchungskommission zu Mainz erfüllte die Versprechungen, welche die Befreiungskriegszeit der deutschen Jugend gemacht hatte. Die Deutschdummlichkeit wurde kultivirt, das Deutschtum vervehmt, die nationale Idee geächtet. Ein offenkundiger Marasmus senilis fraß sich bis zu den höchsten Sprossen der Geisterstala hinauf. Das war die Zeit, in welcher die „historische Schule“ ihre Großthaten verrichtete und ihre Triumphe feierte.

Damals ist Leopold Ranke aufgetreten und hat seine

historische Schule gegründet. Seine Schüler und Verehrer protestirten und protestiren gegen eine Identifizirung dieser historischen Schule mit jener, welche man die Jarcke'sche nennen kann, weil in den Grimassenschneidereien des „Berliner politischen Wochenblatts“ der Unsinn und die Gemeinheit der in Rede stehenden Richtung gipfelten. In der That war und wäre es ungerecht, einen Mann wie Ranke mit dem feilen Schwachkopf Jarcke zusammenzuwerfen. Indessen darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Auslassungen Ranke's in seiner „Historisch-politischen Zeitschrift“ nicht selten mit den Versumpfungspredigten von Jarcke und Komp. eine sehr bedenkliche Aehnlichkeit hatten. Es gehörte schon eine ebenso feine als wohlwollende Unterscheidung dazu — eine Unterscheidung, wie sie in dem Meinungskrieg politischer Parteien nicht in Anwendung zu kommen pflegt — um die noch dazu nicht eben handlich und unzweideutig vorgetragene Lehre Ranke's von der organischen Fortbildung des historisch Gegebenen mit der durch die *Lucus a non lucendo* „historische Schule“ vertretenen Forderung einer Rückbildung der Gesellschaft ins Mittelalterliche nicht zu verwechseln. Bei aller Achtung vor dem Talent und dem Wissen Ranke's konnte man sich doch des Eindrucks nicht entschlagen, er lebe des Glaubens, unsere Zeit habe ebensowenig das Zeug, Geschichte zu machen, wie sie, Savigny zufolge, zur Gesetzgebung das Zeug hat.

Herkömmlicher Weise pflegt man Ranke als einen Gegenpol in der Historiographie Schloßern entgegenzustellen. Schloffer — so lautet das Gerede — sei der Typus der subjektiven, Ranke der Typus der objektiven Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung. Das ist pure Windmäherei! Die sogenannte objektive Historik war, ist und wird sein ein fabelhaftes, nur im gelehrten Köhlerglauben existirendes Ding. So lange die Geschichte von Menschen mit fünf Sinnen geschrieben wird, so lange werden die Historiker, mit oder ohne Wissen und Wollen,

bewußt oder unbewußt, ihre Anschauungsweise und ihre Stimmung in die Historik hineintragen. Diese Subjektivität der Geschichtschreibung, aller Geschichtschreibung — von einem trockenen Rubriziren von Namen, Fakten und Daten spreche ich natürlich nicht — mag nur in Regionen bestritten werden, wo der gesunde Menschenverstand aufgehört und die abstrakte Dufelung begonnen hat. Das Seltsamste ist, daß man als Chorführer der „Objektivität“ in der Historik gerade einen Historiker proklamirt hat, dessen Werke ganz dazu angethan sind, das Geschwätz von objektiver Geschichtschreibung ad absurdum zu führen. Denn im Grunde ist Ranke nicht weniger subjektiv als Schlosser: alle seine Bücher sind von der ranke'schen Individualität durchdrungen, gerade wie die Schlosser's von der schlosser'schen. Aber wahr ist freilich, daß Jener ein Gegenpol von Diesem. Man kann sich kaum einen grelleren Gegensatz denken, als hier den widerborstigen Stubengelehrten Schlosser und dort den schmiegsamen Hofmann Ranke. Bei der Lektüre der schlosser'schen Geschichtswerke gewinnt man den Eindruck, als sähe man ihren Verfasser vor sich, im etwas defekten Schlafrock und in niedergetretenen Hausschuhen, mit dem langen Pfeifenrohr in der Hand heftig gestikulirend, ohne Umstände Alles herauspolternd, was er auf dem Herzen hat, sich mehr und mehr ereifernd und erhitzend und zuletzt in das griesgrämige Wort ausbrechend: Hole der Teufel den ganzen Kram! Ranke's Bücher dagegen spiegeln uns ihren Verfasser, wie er im wohlgebürsteten Hoffleide, die gehörige Anzahl von Orden nicht zu vergessen, Chapeau bas, mit sicherem Tritte über das glatte Parkett der Hofburg hinschreitet, da und dort mit Mithöflingen einen verständnißsinnigen Blick, ein geflügeltes Wort wechselt, im Vorzimmer zum Allerheiligsten dem einflußreichen Leibkammerdiener das gebührende Kompliment nicht vorenthält und endlich, im Sanctissimum zugelassen, mit maßvoller Eleganz in Haltung, Gebärde und Ausdruck zu Serenissimo

sagt: Sire, das Buch der Geschichte ist nur ein Buch der Könige!.. Ja wohl, der berühmte heidelberger und der berühmte berliner Professor der Geschichte sind Gegenpole. Schloffer ist ein Kind der Aktion des achtzehnten, Ranke ein Kind der Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts. Die schloffer'sche Historik ist ein Produkt des emanzipativen Nationalismus, die ranke'sche ein Produkt der restaurativen Romantik. Hieraus erklärt sich der tiefe Respekt Ranke's vor dem Gewordenen, Gewesenen, Verwesenen, sowie seine Abneigung, seine Furcht vor dem Werden und Wachsen. Es ist charakteristisch, daß sein berühmtestes Werk mit dem Papstthum des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts liebevoll sich beschäftigt. Hat es sich doch die Romantik zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, mit Ruinen schönzuthun.

Gerade das erwähnte Geschichtswerk ist aber ganz besonders geeignet, die großen Vorzüge seines Verfassers zur Anschauung zu bringen, Vorzüge, welche nur leugnen kann, wem historische Studien fern liegen. In Wahrheit, Ranke markirt einen entschiedenen Vorschrift der deutschen Geschichtschreibung. Ein Kenner der europäischen Archive, wie ein zweiter wohl kaum existirt, hat er mit der Ausbeute seiner Forschungen das geschichtliche Material ganz wesentlich bereichert. Seine Belesenheit ist staunenswerth. Mittelft seiner außerordentlichen Quellenkunde und scharfsinnigen Quellenkritik hat er nicht nur einzelne Gestalten und Ereignisse, sondern auch ganze Perioden der mittelalterlichen und modernen Geschichte in eine neue und richtigere Beleuchtung gerückt. Das Lieblingswerkzeug, womit er arbeitet, ist die diplomatische Korrespondenz, besonders die der Renaissancezeit, und er verdankt dem feinen Spürsinn, womit er die bunt und wirr in einander verschlungenen Fäden der diplomatischen Berichterstattung zu verfolgen weiß, viele seiner schönsten Erfolge.

Und doch liegt gerade hier, hart neben seiner größten

Stärke die leidigste Schwäche des berühmten Meisters. Denn die Gewöhnung, in diplomatischen Agenten die vornehmsten, ja sehr häufig die einzigen beachtenswerthen Berichtgeber zu erblicken, mußte zu einer einseitigen Bevorzugung derartiger Relationen führen, während andere, mindestens ebenso wichtige Quellen der Geschichte entweder gar nicht oder doch nur ganz beiläufig berücksichtigt wurden. Der diplomatische Gesichtskreis ist nun aber in der Regel mit nichts ein sehr weiter und der Lebenskreis der Diplomaten ist im Grunde ein sehr beschränkter. Was haben zu allen Zeiten diese Leute vom Volke und von dessen Zuständen gewußt? Wenig oder Nichts. Immer und überall war und ist ihre Aufgabe, die nichtigen Wichtigkeiten und wichtigen Nichtigkeiten der Höfe und der sogenannten guten Gesellschaft auszuspiioniren und auf die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit hüben und drüben ihre Rasküls zu bastren. Ein Diplomat im höchsten und besten Sinne des Wortes wird alle paar hundert Jahre einmal geboren. Das ordinäre „diplomatische Korps“ aber zum Hauptmaterialienlieferanten der Geschichte zu machen, muß ganz nothwendig dazu führen, statt Völkergeschichte Höfeschichten zu schreiben.

Es soll damit keineswegs gesagt oder auch nur angedeutet sein, daß die ranke'sche Methode der Historik bis zu dieser äußersten Einseitigkeit vorgeschritten sei. Aber weit, sehr weit ist sie auf diesem Wege denn doch gegangen. Das vornehme Hinweggehen über die eigentliche Lebensquelle der weltgeschichtlichen Entwicklung, über die Arbeit, das höfisch-elegante Nichtbeachten der arbeitenden Klassen, das aristokrätelnde = exklusive Nichtwissenwollen vom Volke — dieses Hinwegsehen, Nichtbeachten und Nichtwissenwollen, welches Ranke seinen geliebten Diplomaten abgelernt, hat sich bitter an seinen Schriften gerächt. In keinem seiner Bücher — ein einziges ausgenommen — treffen wir ein volles und ganzes Gemälde des Wesens und Lebens einer Nation oder Geschichtsepoke. Unvergleichlich

meisterlich, oft nur mittelst weniger Striche weiß uns Ranke diesen Fürsten und jenen Minister zu zeichnen. Es gibt historische Portraits von ihm, die hinsichtlich geistreicher Auffassung und Feinheit der Farbengebung oder vielmehr der Silberstiftzeichnung ganz einzig dastehen. Aber daß Ranke auch nichthöfischen Lesern — und wir können doch nicht lauter Vorzimmerlinge sein — zumuthet, immer und immer nur in Gesellschaft von Königen und Königinnen, Maitressen, Ministern, Diplomaten, Kavaliern, Generalen und allenfalls noch Hofpredigern, Hofprofessoren und Hofmalern zu sein, immer und immer nur in Räumen und Kreisen, deren dumpfe Luft und uniforme Eleganz nie von einem Hauch und Zug des Volkslebens erfrischt und belebt werden, das macht — leugne es, wer Lust hat — die meisten seiner Bücher in die Länge so eintönig, bis zur Langweiligkeit eintönig. Immer nur den Hofmann sprechen zu hören, und wäre es die Blume aller Hofmänner, das ist mehr als Fleisch und Blut von denkenden Männern und fühlenden Frauen zu ertragen vermag. Solchem vornehmen, d. h. vornehmthuenden monotonen Halbgeflüster wird jeder gesunde und tüchtige Mensch das griesgrämige Gepolter Schlossers immer noch vorziehen.

Seine diplomatisirende Auffassung der historischen Erscheinungen hat auch Ranke's Darstellungsweise bestimmt. Weil er den Inhalt der Geschichte vorwiegend nur in den höfischen und aristokratischen Kreisen sucht, so ist es folgerichtig, daß er zunächst für diese Kreise Geschichte schreibt, die Geschichte für den Geschmack solcher Leser zurechtet. Erstes Gesetz muß hiebei sein, die Dehors zu wahren und Alles und Jedes, was es auch sei, mit einer gewissen gleichmäßig lächelnden Ruhe vorzubringen. *Pas de zèle!* Nur keine moralische Creifernung! Denn erstens ist es plebejisch, laut zu sprechen, und zweitens ist das Sittengesetz bekanntlich nur für die „Ranaille“ und die „*Motüre*“ da, nicht aber für Menschen, d. h. für Geschöpfe vom

Baron oder Geheimrath aufwärts. Die Weltgeschichte ist keineswegs das Weltgericht — dummer Schnack! — sondern sie ist vielmehr ein eleganter Diplomatensalon, wo Schurken und Scheusale, vorausgesetzt, sie seien hoffähig, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Besten und Edelsten konversiren.

Hieraus ergibt sich nun freilich der Uebelstand — wenigstens könnte ein Plebejer leicht verführt werden, es für einen Uebelstand zu halten — daß Ranke die weltgeschichtlichen Figuren nach der diplomatischen Schablone zeichnet und malt, welche Schablone denn doch lange nicht für alle paßt. Man nehme z. B. die „Deutsche Geschichte zur Reformationszeit“. Kein Billiger wird erwarten, daß Ranke darin den Bauern und ihren Führern gerecht werde; es widerspräche dies seinem ganzen Wesen. Aber, all' ihr Götter, was für einen diplomatischen Waschlappen hat er aus dem Luther gemacht! Man braucht nicht eben sehr für diesen rebellischen Mönch eingenommen zu sein — und wir selber sind es keineswegs, weil die dithologische Atmosphäre, welche er um sich verbreitet, unsere Nerven zu peinlich berührt — nein, man braucht nicht eben für Luther eingenommen zu sein, um zu fühlen, wie weit hier Ranke's Darstellung unter dem Gegenstande bleibt. In Wahrheit, der berühmte Historiker ist gar nicht im Stande, derartige Kolosse in entsprechenden Dimensionen nachzubilden, denn hiezu reicht die Kabinettsmalerei nicht aus. Einen schlagenden Beleg hiefür bietet auch der Cromwell in der „Englischen Geschichte“. Wahrlich, dieser ranke'sche Cromwell hätte die Schlachten von Naseby, Dunbar und Worcester nicht geschlagen, hätte einen meineidigen König nicht auf's Schaffot geschickt, hätte zu Englands weltherrschender Macht nicht den Grund gelegt. Ebenso wenig wie für Luther und Cromwell paßte die diplomatische Schablone für den grobköpfigen König Friedrich Wilhelm den Ersten von Preußen, der in seiner Art auch ein Riese gewesen.

Zu was für einem kläglichen Schemen ist in den „Neun Büchern preussischer Geschichte“ der handfeste Schlagadodro von König-Korporal unter Ranke's Hand geworden! Mit Riesen also versteht der Meister der berliner historischen Schule nicht umzuspringen; er versteht nur, sie zu verkleinern. Dagegen ist sein historischer Pinsel wie eigens dazu gemacht, in schärfsten Umrissen und feinsten Farbennüancirung Abenteuer und Intrikanten uns vorzuführen. Ranke ist immer bewundernswerth, wenn er den Maulwurfsgängen einer weltgeschichtlichen Intrike nachspürt oder uns die dunkeln Schleichwege eines historischen Hazardspielers aufdeckt. Ich halte daher die kleine Schrift „Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618“ für eins der vorzüglichsten Werke Ranke's, wie ich, wahrscheinlich zu nicht geringer Verwunderung Vieler, für sein bestes Geschichtsbuch überhaupt die „Serbische Revolution“ ansehe. Dieses Werk verstand ich unter der weiter oben angedeuteten Ausnahme. Denn dasselbe scheint mir alle Vorzüge Ranke's zu vereinigen und alle seine Schwächen auszuschließen. Hier konnte er das Volk schlechterdings nicht ignoriren, er mußte es in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen und deshalb hat er denn auch ein geschichtliches Lebensbild voll Naturwahrheit und Frische geliefert, zu dessen Betrachtung man immer wieder gerne zurückkehrt.

Ranke ist Absolutist. Wenn auch nicht gerade ein Absolutist von der strikten oder striktesten Observanz, so doch jedenfalls dem konstitutionellen oder pseudokonstitutionellen Prinzip keine weitere Einräumung machend als etwa die, daß es vielleicht nicht ganz unzweckdienlich wäre, wenn von Zeit zu Zeit Versammlungen von Notablen, deren Mitglieder natürlich die Krone bezeichnen würde, ihre Begutachtung von Diesem oder Jenem dem Monarchen allerunterthänigst zu Füßen legten. Wir haben über dieses Ideal königlich preussischen Hofkonstitutionalismus mit Ranke nicht zu rechten. Denn wir

sind gewohnt, Jeden „nach seiner Fagon“ religiös und politisch selig werden zu lassen, und beanspruchen nur Gegenrecht. Wir waren daher auch gar nicht überrascht, zu finden, daß Ranke in einem seiner neuesten Werke, in der „Französischen Geschichte“, den Absolutismus möglichst verherrlicht hat. Dieses Buch bezeugt im Uebrigen Seite für Seite, wie weit es der Meister in der höfischen Glattstreichelung selbst des Widerborstigsten gebracht hat. Mit welcher zarten Kourtoisie wird da z. B. die königliche Anstifterin der Bartholomäusnacht behandelt! Der ganze Gräuel nimmt sich in der ranke'schen Darstellung aus, als hätte es sich dabei um nicht mehr als etwa um eine Reiherrbeize oder dergleichen gehandelt. Wenn dies die wahre historische „Objektivität“ sein soll, so mögen die Götter namentlich die Jugend vor den Einflüssen solcher Objektivität gnädiglich bewahren! Daß die vollendete Despotie Ludwigs des Vierzehnten, deren Stupidität, Infamie und Verderblichkeit Buckle neuerlich in einem unsterblichen Kapitel nachgewiesen hat, wie vor ihm noch Keiner, den Meister der berliner historischen Schule mit ungemessenem Respekt erfüllt, ist ganz in der Ordnung. Es ist bekanntlich nicht seine Art, so Etwas gerade herauszusagen; allein die gesammte, höchst sorgsame Behandlungsweise der Regierung des genannten Bourbon verräth deutlich genug, daß Ranke in demselben das wahre Ideal eines Königs malen wollte. Wir bezweifeln nicht, daß der Meister bei Aufstellung dieses Ideals oder Idols mit vollster Ueberzeugung zu Werke gegangen, und ebenso wenig, daß solcher Idealismus hohen, höheren, höchsten und allerhöchsten Orts allüberall als durchaus „korrekt“ anerkannt worden ist oder werden wird.

Die Forderung, der Historiker müsse „parteilos“ sein, ist meist nur ein Ausfluß der Parteibornirtheit selbst. Republikaner und Royalisten, Demokraten und Aristokraten können die Geschichte schreiben und können sie gut schreiben, vorausgesetzt, daß sie überhaupt zu schreiben verstehen und niemals auch nur

für einen Augenblick vergessen, daß Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit die beiden Grundpfeiler der Historik sind. Wenn z. B. ein republikanisch gesinnter Geschichtschreiber sich unterfinge, um den Sozial-Kontrakt-Fanatiker Robespierre weißzubrennen, dessen gesamntes Thun und Lassen in lamartine'sch-elegisch-schillernder Beleuchtung zu zeigen, ja sogar Ausschlaggebende, d. h. zu des genannten Fanatikers Ungunsten zeugende Thatsachen zu unterschlagen, so würde er mit Fug und Recht ein Geschichtsfälscher gescholten werden. Wir sind weit entfernt, aus dieser Prämisse eine auf den Meister der berliner historischen Schule bezügliche Schlußfolgerung ziehen zu wollen; aber wir können und wollen nicht verhehlen, daß gerade Solche, welche, wie wir selber, die außerordentlichen Verdienste Ranke's um die Geschichtswissenschaft mit dankbarer Bewunderung anerkennen, mit tiefem Leidwesen wahrnehmen mußten, welchen Spielraum er in seinen neuesten Werken den absolutistischen Velleitäten eingeräumt hat. Auf Kosten der Gerechtigkeit, auf Kosten der historischen Wahrheit. Ranke's „Englische Geschichte“, soweit sie die englische Revolution beschlägt, ist nur eine, nicht einmal sehr geschickt gemachte Apologie des Absolutismus. Was mittelst Vertuschens und Bemäntelns, mittelst Verschweigens von Thatsachen sogar zu diesem Zwecke geschehen konnte, ist hier geleistet. Karl der Erste ist ein durch und durch verlogener, falscher, zweizüngiger und verrätherischer Mensch gewesen, was uns durchaus nicht wundert, da er ja bekanntlich sehr „fromm“ war. Ranke's Darstellung nun macht diesen König, wenigstens in den Augen von Unkundigen, zwar nicht zu einem ganzen, aber doch zu einem halben Heiligen. Gäbe diese Darstellung einen Maßstab ab, so müßte man wahrhaft erschrecken, wie leicht in gewissen Regionen das frevelhafteste Spiel mit den Rechten und mit der Wohlfahrt der Völker genommen wird. Die notorische Falschheit und grelle Wortbrüchigkeit des Stuarts werden mit Ausdrücken überkleistert und beschönigt, wie z. B.

mit diesen: Karl sei „in den Fall gekommen, Zugeständnissen, welche er den populären Grundsätzen öffentlich nicht verweigern konnte, mit geheimer Protestation zu begegnen“ — oder: „er habe es geliebt, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben“ — ein diplomatischer Lieblingsausdruck Ranke's für Worthbruch und Verrath, welchen er auch auf die bluttriefende Meze Katharina von Medici anwendet. Es ist bekannt, daß jener treubruchige Brief, welchen der König von Hamptoncourt aus an seine Frau schrieb und worin er dem Cromwell zum Dank dafür, daß dieser sich herbeigelassen, zum letzten Mal eine wirkliche Ausgleichung zwischen Karl und der Nation zu versuchen, Strick und Galgen verhiess, den großen Oliver zu der Ueberzeugung brachte, mit diesem Meineidigen sei ferner nicht zu verhandeln. Ranke hat für gut gefunden, dieser Thatfache gar nicht zu erwähnen. Der Grund liegt handgreiflich nahe und es wäre nicht eben auffallend, wenn Uebelwollende aus diesem Umstand, wie aus der angedeuteten Betrachtungsweise der englischen Revolution überhaupt, folgerten, es gebe Augenblicke — und zwar lange, lange — in Ranke's Leben, wo der Historiker in ihm vor dem Hofmann ganz und gar zurücktrete.

Was uns betrifft, wir urtheilen milder; aber wir können dies nur thun auf Kosten eines dem berühmten Geschichtschreiber dargebrachten Lobes, welches uns ungerechtfertigt erscheint. Man hat nämlich gesagt und häufig wiederholt, Ranke verstehe es wie kein Zweiter, in großen Zügen Grundwesen und Grundstimmung welthistorischer Epochen zur Anschauung zu bringen. Gerade hiefür aber mangelt ihm unseres Erachtens das rechte Organ. Sein Auge ist nicht dazu eingerichtet, den unendlichen Kampf, welchen der Bahn und der Gedanke, das Prinzip der Unterwerfung und das der Selbstbestimmung in der Geschichte ausfechten, in dessen ganzem Umfange vorurtheilslos zu überschauen. Das Lieblingsterrain seiner Forschung und Darstellung ist bekanntlich das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, und

doch kann nur die blinde Nachbeterei behaupten, daß in einem seiner bezüglichlichen Werke die großen Gegensätze, Despotismus und Freiheit, welche von damals an den Prozeß menschlicher Entwicklung entschiedener als jemals zu bestimmen begannen, gleichermaßen zu ihrer ganzen und vollen weltgeschichtlichen Bedeutung herausgearbeitet seien.

Wie Jedermann weiß, hat man für Shelley den treffenden Ausdruck erfunden, er sei ein Dichter für Dichter. Mit nicht geringerem Rechte kann man von Ranke sagen, er sei ein Historiker für Historiker. Man ist sogar oft versucht, zu glauben, daß er bei Schaffung seiner Werke nur Leser vom Fach im Auge habe: so ganz und gar nimmt er auf die Bedürfnisse größerer Leserkreise keine Rücksicht. Er geht nie darauf aus, eine allseitig ausgeführte Darstellung des betreffenden Stoffes zu geben. Er läßt es sich vor Allem angelegen sein, dem Gegenstande neue Seiten abzugewinnen. Als bekannt Vorausgesetztes wird nur flüchtig skizzirt, oft kaum angedeutet. Seine Diktion geht knappgeschürzt mit kurzen, raschen Schritten einher. Sein Styl bezeugt durch eine gewisse Unrast, wie sehr es ihn drängt, die Resultate seiner Studien an den Mann, d. h. an die Fachgenossen zu bringen. Wenn trotz Alledem die ranke'schen Schriften neuerdings mehr und mehr gelesen werden, so gibt das einen erfreulichen Beweis ab von der zunehmenden Bedeutung und Geltung der historischen Literatur. Ob sich noch ein anderer Schluß daraus ziehen lasse, der nämlich, daß die konservativ-reaktionäre Stimmung die herrschende unserer Tage sei, lassen wir dahingestellt.

Ranke's Wirksamkeit als Lehrer muß eine sehr bedeutende gewesen sein und hat als eine sehr fruchtbare sich erwiesen. Die Verehrung und Liebe, womit seine Schüler an ihm hängen, geben Zeugniß hiefür. Ebenso der Umstand, daß die ranke'sche Schule der Historik dermalen bei Weitem die einflußreichste in Deutschland ist, ja das Gebiet der Geschichtswissenschaft

ziemlich unbeschränkt beherrscht. Die Fartcatchers des Meisters haben es natürlich nicht weiter gebracht als zur Aneignung seiner Manier, sich zu räuspern und zu spucken, und verehren nach Fartcatchersmanier die Excremente ihres Tase Lama. Von diesen Gesellen wird die unerquickliche und unerspriessliche Ränkelei betrieben, welche sich in der historischen Literatur der Gegenwart breitmacht. Die besseren Schüler Ranke's dagegen haben die Vorzüge seiner Methode sich angeeignet, die Schwächen und Nachtheile derselben aber bei Seite gestellt und die sehr fühlbaren Mängel ergänzt. Ihre politischen Anschauungen und Tendenzen angehend, so sind sie durchschnittlich temperirte Monarchisten, d. h. sie beten den Mondschein im Wasser an, den Konstitutionalismus. Ein weiteres Merkmal ihrer Politik ist, daß sie glauben, das Haus Hohenzollern sei von Ewigkeit her dazu bestimmt, das Aufgehen Deutschlands in Preußen zu einer welthistorischen Thatfache zu machen. Es ist darüber weiter Nichts zu sagen, als daß man Gelehrten die Freude an ihren Marotten billiger Weise nachsehen muß. Korrekte Juden erwarten ja noch immer den Messias, warum sollten korrekte Historiker nicht einen Friedrich den Größeren erwarten dürfen?

Weinland.

Med ett skepp och ett svärd
Emot okända mål drog i Vikinga-färd
Uppå hafvet.

Geijer.

*image
not
available*

Als in unvordenklicher Zeit unsere germanischen Altvorden auf ihrem Wanderzuge von der mittelasiatischen Hochebene her von den übrigen Zweigen der indoeuropäischen Völkergemeinschaft sich gesondert hatten und in unsern Erdtheil eingerückt waren, da hat sich — so wird jetzt ziemlich allgemein angenommen — der germanische Wanderstrom zunächst in den Norden Europa's ergossen. Dort hat er sich für eine Weile gestaut, dann aber, wieder in Bewegung gerathen, südwärts sich geschoben, das eigentliche Germanien oder Deutschland allmählig bis zu den Alpen füllend, Kelten und Slaven aus seinem Wege drängend, jene westwärts, diese ostwärts.

Ein ansehnlicher Theil der Germanen schloß sich aber dieser Weiterwanderung in südlicher Richtung nicht an, sondern blieb in Skandinavien fest angehasst, wo sich nach Jahrhunderten aus dem blutigen Wirrsal urgermanischer Adelsrepubliken, aus der Anarchie des Jarlthums die Königsherrschaft entwickelte und in den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden Throne aufbaute. Diese gelangten jedoch erst dann zu größerer Festigkeit, als die nordischen Könige die höchst vortrefflichen politischen Handhaben, welche das römisch-christliche Wesen dem Königthum darbot, erkennend und werthend, dem neuen Glauben nach und nach den Sieg über den urväterlichen verschafften. Herb und hart genug ging es dabei her. Denn in Skandinavien hatte sich mit dem religiösen Glauben der Ahnen des

ursprünglichen Germanenthums ganze Kraft und Härte noch frisch erhalten zur Zeit, wo dasselbe in Deutschland bereits der durch Karl den Großen empfohlenen und befohlenen romanisch-christlichen Kultur mehr und mehr gewichen war. Lange und heftig genug haben sich die kräftigen Bonden (Freibanern) und stolzen Jarle (Edelinge) des Nordens gegen das Unterfangen gesträubt, ihnen mittelst List und Gewalt zugleich mit den christlichen Dogmen auch das Joch königlicher Despotie aufzulegen, und als die Mehrzahl sich endlich dennoch gefügt, gab es immer noch eine Anzahl von Unbeugsamen, welche lieber Haus, Hof und Heim verließen, als daß sie den fremden Göttern oder einem Könige ihre Kniee gebogen hätten.

Solche Männer waren es, welche von Norwegen aus Is-land, das „Eisland“, besiedelten. Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar ihres heimischen Lieblingsgottes Thor stand, sie brachten auch die „Hochfirsjånen“ ihres väterlichen Hauses an Bord ihrer „Langschiffe“ und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rothglühende Lavaströme brechen und das unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegebirgen thurmhoch in die Lüfte steigen läßt. Hieher, in diese insularische Abgeschlossenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen that, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze gerettet: seine Rechts-satzungen und Sitten, seine religiösen Vorstellungen und Mythen, seine Helden-sagen und seine Kulte. Hier hat es diesen Hort gehütet und gemehrt. Hier, auf der fernen Insel, blühte eine Kultur auf, deren schriftliche Erzeugnisse den Vätern germanischer Zunge von Rechtswegen nicht weniger ehrwürdig sein sollten als den Indern ihre Veda's und den Juden ihr Pentateuch. Hier, auf Island nämlich, ist die germanische Bibel aufgezeichnet worden, die „Edda“, d. i. die Urahe, die Urgroßmutter, welche den spätesten Enkeln noch von dem

Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt.

Das freie isländische Gemeinwesen ist freilich nach dem Jahre 1000 unter der Einwirkung des vom Mutterlande her übergreifenden Christenthums allmählig zerfallen und mit der Unterwerfung der Insel unter Norwegen (i. J. 1261) hatte die eigenthümliche Bildung ein Ende, welche auf diesem Eilande während seiner Unabhängigkeit zur Entwicklung gekommen war. Allein es knüpft sich an die Besiedelung Islands durch die Normänner oder Normannen, welcher Name den skandinavischen Völkerschaften gemeinsam, den Norwegern aber insbesondere zukam, ein Ereigniß, welches uns berechtigt, etwas weiter auszugreifen. Denn das gemeinte Ereigniß war kein geringeres als die erste Entdeckung von Amerika.

Lange hatte das skandinavische Germanenthum in Dunkelheit und Schweigen verharret, als wollte dasselbe seine ganze Kraft und Wildheit erst recht zusammenfassen, um sie dann um so furchtbarer über die südlicheren Länder Europa's, wo der ungeheure Tumult der Völkerwanderung nach und nach endlich zum Stehen gekommen, losbrechen zu lassen. Sowie die Männer des Nordens, die Normänner, vom 8. Jahrhundert an auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, geschah es in der gewaltsamsten Rolle. Zerstörung bezeichnete ihre Pfade. Auf abenteuerliche Seefahrt, auf erbarmungslosen Kampf, auf Raub und Beute war all ihr Sinnen gestellt. Aus diesem Skandinavien, welches man die „Werktstätte der Völker“ genannt hat, ging eine solche Ueberfülle von kriegerischer Wildheit und Begehrlichkeit hervor, daß man leicht begriff, wie diese Männer daheim nicht Platz gehabt, alle diese „Wiking“ und „Berseker“ und „Seefürsten“, welche auf ihren offenen „Drachen“ den wüthenden Meeren trogten und den Tod lachend gaben und lachend empfingen.

Wehe den Küsten, auf welche der Sturm eines jener nor-

männlichen Seezüge fiel, wie sie Sommer für Sommer von Scandinaviens Gestaden ausgingen, den seßhaften Völkern sich furchtbar machend, Deutschen wie Kelten und Slaven! In jede zur Landung ladende Bucht, zu jeder Strommündung schwammen die schrecklichen Wikingerdrachen heran und weit in's Binnenland hinein trugen dann ihre Insaßen Mord und Brand. Und doch sollte auch hier sich bewahrheiten; daß es wie in der Natur so auch in der Geschichte eigentlich keine absolute Zerstörung gibt. Denn aus dem wilden Antriebe zu normännischem Seeraub entwickelte sich jene edle Abenteuerlust, welche ihre Thaten in das Buch der Weltgeschichte einzuzeichnen verlangte. Aus Piraten und Nordbrennern wurden Staatsgründer. So der Normann Rurik mit seinen Gefährten mitten unter Slaven und Finnen am Dnepr und Wolchow (852); so Rolf Gangu, der erste Herzog der Normandie (911), von wo aus ein Schwarm von Normannen unter Führung des Robert Guiskard zur Eroberung von Unteritalien aufbrach. Rolf's Abkömmling, Wilhelm der Bastard, der Sohn Robert's des Teufels und der schönen Wäscherin Arlete, entriß, wie bekannt, England den Angelfachsen (1066), und während in der südöstlichsten Ecke Europa's, am Bosporus, die gefürchteten Streitkräfte normännischer Söldner, der „Varäger“ oder „Wäringer“, den kaiserlichen Palast von Byzanz bewachten, spannten im äußersten Nordwesten des Erdtheils Landsleute von ihnen die Segel auf, um kühn in Meerstriche vorzudringen, in welche bis dahin nur die Phantasie und auch diese nur schüchtern sich gewagt hatte.

Ein hartes, troziges, heldisches Geschlecht, diese Nordmänner; vor keinem Wagniß, vor keiner Mühsal, vor keinem Tod zurückschreckend, aber auch vor keiner Gewaltthat. Auf sich selbst gestellte Naturen von Granit und Eisen. Man versteht unschwer, wie einer dieser Krieger auf Laß's des Heiligen Frage: „An wen glaubst du?“ zur Antwort geben konnte: „Ich glaube an mich!“

Ja, sie glaubten an sich, sie vertrauten der eigenen Kraft, dem eigenen Muth und dieses Kraftgefühl verlieh dem ursprünglich so spröden und brüchigen altnordischen Naturell eine Beweglichkeit und Unternehmungslust, welche rastlos von Erfolg zu Erfolg eilte. Vom 9. Jahrhundert an sehen wir die äußersten Küsten und Inselgruppen der Nordsee durch Normannen entdeckt und theilweise in Besitz genommen. Schon früher sogar hatten sie auf Irland Niederlassungen gegründet und im nördlichen Schottland Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen. Eins ihrer Raubgeschwader sodann fand i. J. 861 den Archipel der Färöer auf. Die Shetlands-Inseln wurden seit 964 häufig von ihnen besucht. Weiterhin entdeckten und eroberten sie die Orkaden und Hebriden.

Als im Jahr 863 der Sommer gekommen und die Fjorde Norwegens vom Eise frei geworden, zog ein vielberufener Wiking *), Raddod geheißen, seinen Drachen, d. h. sein Seeschiff, vom Strande in die Salzflut, um mit seiner Gefolgschaft eine Fahrt nach den Färöern zu thun. Von einem Sturm gepackt, wurde sein Schiff weit nordwestwärts über den Kurs hinausgetrieben, welchen er halten wollte. Endlich tauchte eine Küste von fremdartigem Ansehen vor ihm aus den Wogen auf. Er erblickte ein gebirgiges Land und sämtliche Berggipfel waren mit Schnee bedeckt. Deshalb nannte er es Enjoland (Schneeland). Es heißt, ein schwedischer Seefahrer, Gardar, habe ganz kurz nach Raddod, ebenfalls von einem Sturm verschlagen, das Schneeland in Sicht bekommen, ja sogar dasselbe umschifft und so gefunden, daß es eine Insel sei. Dann habe er angelandet und sogar auf der Insel überwintert, auch die Kunde von dem neuen Land nach Skandinavien heim-

*) Altnord. Wiking, Mehrzahl Wikingar, von Wif, Busen, Meer. Ein Wiking also eigentlich ein „Meermann“, Seefahrer. Den wahren Sinn des Wortes trifft aber besser unser „Seeräuber“.

gebracht und daß es ein gutes Land sei. Das lockte im Jahre 867 einen muthigen Mann, den Floke, Wigerde's Sohn, eine Fahrt nach dem neugefundenen Eiland zu unternehmen. Um den Weg zu finden, nahm er, wie die Sage meldet, drei geweihte Raben mit — die Raben galten für weissagende Vögel und waren dem Odhin geheiligt — welche er auf offenem Meere nach einander fliegen ließ. Der erste wies ihm zu den Shetlandsinseln, der zweite zu den Färöern, der dritte nach der großen Insel den Weg, welche ihrer Küstengestaltung nach die von Naddod und Gardar gesehene sein mußte. Floke landete an der Südwestküste, da, wo jetzt Skalholt liegt, und nannte die Insel nach den ungeheuern Massen von Treibeis an der Küste Ísland, Eiland. Sie erschien ihm jedoch nicht sonderlich zur Ansiedelung einladend, obgleich damals in Folge des reichlichen Vorhandenseins von Waldung das Klima der Insel unverhältnißmäßig milder und fruchtbarer war als es heute ist, und er kehrte bald wieder heimwärts (872). Hierdurch nicht abgeschreckt, machten sich zwei Jahre später zwei reiche, engbefreundete Bonden, Ingulf und Leif, aus ihrem Heimatlande Norwegen auf, mit Weib und Kind und Knechten und Mägden, mit Geräth und Zeug, Vieh und Saatfrüchten, um auf Ísland sich niederzulassen. Diese Männer, denen mehrere Sippen und Freunde bald nachfolgten, sie waren die Patriarchen der isländischen Kolonisation, die Gründer des isländischen Gemeinwesens, in welchem, wie schon oben berührt worden, das Germanenthum seine letzte ureigene, reine und ungemischte sozial-politische Gestaltung erhielt. Der kleine Freistaat gedieh und die Bevölkerung wuchs rasch an, weil die monarchisch-centralistischen Tendenzen, wie sie Gorm der Alte in Dänemark und Harald Schönhaar in Norwegen verfolgte, viele freiheitstrophige Jarle (Edelinge) und Karle (Bauern) bezog, nach Ísland überzusiedeln.

Geborene Seefahrer, wie sie waren, mußten die Isländer

ihre Blicke nicht nur ostwärts dem alten Heimatlande zuzehren, sondern auch bald westwärts richten, nach dem großen Ozean hin. Ein widriger Zufall zeigte auch hier dem Unternehmungsgeist zuerst die Bahn. Im Jahre 876 oder 877 ging, ob auf den Färöern oder auf Island, ist ungewiß, der Sohn des Ulf Kraka, Gunnbjörn, zu Schiffe und wurde von einem Orkan weithin nach Westen entführt. Rückgekehrt, sagte er aus, daß er westlich von den nach ihm benannten Gunnbjörn-Klippen zwischen Island und Grönland eine weitgestreckte unbekannte Küste geschaut habe. Dieses Gunnbjörns Augen sind demnach aller Wahrscheinlichkeit zufolge die ersten europäischen gewesen, welche ein Stück der neuen, der transatlantischen Welt gesehen haben.

Atlantis war aus den Wogen des „Meeres der Finsterniß“ aufgetaucht; die Ahnungen der Alten waren in der Erfüllung begriffen.

Indessen währte es doch noch volle hundert Jahre und drüber bis zur Stunde, wo ein Mann der alten Welt seinen Fuß zuerst auf den Boden der neuen setzte. Das war Erik der Rothe (Raudi), eines gewaltsamen, unbändigen Geschlechtes würdiger Sproßling. Er stammte von Edelingen oder jedenfalls von Freibauern, was eigentlich ursprünglich Eins und Dasselbe gewesen. Sein Vater hieß Thorwald. Verschiedene Umstände, worunter auch eine mittelst mehrerer Morde kontrahirte Blutschuld, veranlaßten Vater und Sohn, ihr angeerbtes Heimwesen in Norwegen aufzugeben und nach Island hinüberzugehen. Es sind, wie auch dieses Beispiel wieder darthut, keineswegs immer makellose Charaktere, an deren Namen große, weltgeschichtliche Vorschritte sich knüpfen. Thorwald und sein Sohn bauten sich im nordwestlichen Island an. Jener starb bald darauf und der rothe Erik führte die Thorhild, eines angesehenen Hauses Tochter, als Ehefrau heim. Allein es war ihm nicht beschieden, fortan das ruhige Dasein eines Landbes

bauers zu führen. Ein Streit, in welchen er ohne sein Zuthun mit seinem Nachbar Eyjulf Sanr verwickelt wurde, nahm rasch weite Dimensionen und jene bluträuberische Wildheit an, welche auf Island, wie daheim in Skandinavien, oft mehrere Generationen hindurch in Fehde begriffene Familien decimirte. Das Ende vom blutigen Viede war diesmal, daß Erlf der Rothe vom Volksthing auf drei Jahre für „friedlos“ erklärt, d. h. für so lange aus Island verbannt wurde.

Wie Friedlose zu thun pflegten, rüstete Erlf ein Schiff, in unbekannte Fernen zu schweifen. Als er im Jahr 982 vom Snäfellsjöfnl aus in See stach, sagte er einem Gastfreund zum Abschied, daß er gesonnen sei, das Land aufzusuchen, welches Gunnbjörn, der Sohn des Ulf Kraka, vor Zeiten gesehen. Er fand es wirklich und betrat die Küste bei jenem Vorgebirge, welches die englischen Schiffer heutzutage Kap Farewell, die holländischen Staatenhoef nennen. Drei Sommer und drei Winter verbrachte der kühne Mann mit der Untersuchung des neu aufgefundenen, unermesslich weithingedehten Landes, welches er Grönland nannte, das grüne Land. Denn, sagte er, die Leute würden sehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn das neuentdeckte Land einen so schönen, lockenden Namen führe. Man sieht, der erste Europäer, welcher amerikanischen Boden betrat, hatte schon Etwas von einem Yankee an sich. Da unterdessen sein Bann zu Ende gegangen, kehrte er im Sommer von 985 nach Island zurück. Im folgenden Jahre wanderte er förmlich nach Grönland aus und schlug zu Hrattahlid an der vom vorhin genannten Vorgebirge gebildeten Bucht, die er Erlsfjörd nannte, seinen Sitz auf. Er hatte auch nicht falsch gerechnet; der Name des „grünen“ Landes bewährte seine Anziehungskraft. Noch in demselben Sommer von 986 langten vierzehn Schiffe mit Einwanderern aus Island in Grönland an, welches dann bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine blühende normännische Kolonie gewesen ist.

So war wiederum ein Pfeiler der Brücke gefunden, mit-
telst welcher die Europäer über das mächtige Thal, in welchem
der atlantische Ozean flutet, nach und nach in die westliche
Gemisphäre hinüber gelangen sollten.

Unter den Ersten, welche neben Erik dem Rothen von Is-
land her Grönland besiedelten, war Herjulf, der Sohn des
Bard. Der hatte einen Sohn, Björn oder Bjarne, einen
kühnen, gewandten, waghalsigen jungen Mann, welcher früh-
zeitig ein „Langschiff“ erworben hatte und damit jene im Nor-
den althergebrachten sommerlangen Seezüge unternahm, die im
Laufe der Zeit aus reinen Raubzügen allmählig ein Gemisch von
Raub- und Handelsfahrten geworden waren. Zur Zeit, als
Herjulf von Island nach Grönland übersiedelte, befand sich
Björn in Norwegen. Als er, im Jahre 1000 heimgekehrt, bei
der heimischen Insel Anker warf und erfuhr, wohin sein Vater
ausgewandert, ließ er sogleich den Anker wieder heben und den
Bug des Schiffes westwärts kehren, „denn“, sagte er, „ich
will den Winter über, wie gewohnt, bei meinem Vater her-
bergen.“

Nun kannte aber weder Björn noch einer seiner Schiffs-
gesellen das westliche Meer und sie hatten auch von der Lage
von Grönland nur eine sehr unbestimmte Vorstellung. Kein
Wunder daher, daß sie, nachdem sie drei Tage lang frisch in
den Ozean hineingefegelt, nicht mehr wußten, wo sie sich be-
fanden. Als sie hierauf viele Tage und Nächte hindurch
auf der unendlichen Wasserwüste fortgetrieben worden, erblickten
sie endlich Land. Aber dasselbe zeigte keine Schneeberge, keine
Gletscher: es konnte demnach nicht Grönland sein. Es war
auch nicht dieses, sondern vielmehr jener nordamerikanische
Landstrich, welcher um Jahrhunderte später den Namen Neu-
Schottland erhielt. Björn, des Herjulf Sohn, muß uns dem-
zufolge für den Europäer gelten, welcher das Festland von
Nordamerika zuerst erblickt hat. Ganz richtig schließend, daß

Grönland nördlicher liegen müsse als das neugefundene Land, schlug er längs der Küste desselben einen nördlichen Kurs ein und gelangte am nachmals so benannten Neufundland und Labrador vorüber glücklich zur Südspitze von Grönland und dort zu seines Vaters Behausung.

Falls man Grönland nicht zählen will, ist, wie meine Darlegung ausweist, Björn Herjulfson der erste Entdecker Amerika's gewesen, und zwar fünfhundert Jahre früher als der Genuese Colon auf Guanahani landete.

Die Kunde von einem großen neuen Lande im Südwesten, welche Björn nach Grönland brachte, fand dort begierige Hörer, die sich angemuthet fühlten, die gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen. Da war vor Allen Erik's des Rothens, des Patriarchen vom „Grünen Land“ erstgeborener Sohn Leif, welcher ein solches Abenteuer zu wagen brannte, und der stach denn auch wirklich im Jahre 1001 in dem Langschiff Björn's, welches er diesem abgekauft hatte, mit fünfunddreißig Begleitern in See. Unter seinen Schiffsgesellen befand sich auch, wie zu melden wir nicht vergessen wollen, ein „Südmann“, d. h. ein Deutscher; denn Südmänner hießen die Nordmänner ihre deutschen Stammvettern, wie sie die Bewohner der britischen Inseln Westmänner nannten. Und so war denn ein Deutscher — Tyrker hieß der Mann — mit dabei, als die ersten Europäer den Kontinent von Amerika betraten.

Leif nämlich und seine Gefährten verfolgten glücklich, aber in umgekehrter Richtung den Kurs des Björn. Sie fanden und berührten zunächst Neufundland, das sie seines Steinreichthums wegen Helluland (Steinplattenland) nannten. Weiter südwärts steuernd fanden sie eine flache, mit Waldungen dicht bedeckte Küste und gaben derselben den Namen Markland (Waldland, heute Neu-Schottland). Und weiter den südlichen Kurs haltend, gelangten sie von da mit steifem Nordost binnen zwei Tagen an eine Insel und das war die Insel Nantucket,

die östlich vor dem festen Lande lag und noch liegt. Sie fuhren in die Montaup-Bucht ein und von da in die Mündung des Taunton-River. Eine Strecke flußaufwärts gingen sie an's Land.

Ich unterlasse nicht, als ein denkwürdiges Zusammen-
treffen zu erwähnen, daß Leif Eriksson und seine Gefährten im
Jahre 1001 das Festland von Nordamerika gerade an derselben
Stelle zuerst erblickten, nämlich beim Kap God, wo der erste
Zug der puritanischen „Pilgerväter“, der Gründer der Neu-
Englandstaaten und folglich der Vereinigten Staaten von Nord-
amerika, am 9. November 1620 der westlichen Erdhälfte zuerst
ansichtig wurden. Aber der Landungsplatz war nicht derselbe.
Denn die puritanischen Ansassen der „Maiblume“, in deren
Kajüte am 11. November 1620 die erste demokratische Ver-
fassungsurkunde der transatlantischen Welt und zugleich der
modernen Geschichte entworfen ward, segelten in die große Bai
von Kap God ein und warfen in der kleinen Bucht Anker, an
deren Gestade sich sofort die Blockhäuser von Neu-Plymouth
erhoben, während Leif und seine Gefellen zwischen Nantucket
und dem Festland durch und dann, wie schon gesagt, in die
Bay von Montaup hinein und den Taunton aufwärts fuhren.

Höchst angenehm überrascht und gefesselt durch die Milde
des Klima's, das üppige Wiesengrün, die prächtigen Forste
und den Fischreichthum der Gewässer, beschloßen unsere Aben-
teurer, am Taunton zu überwintern, zogen ihr Schiff an's
Land und blockten Hütten auf. Dann durchstreiften sie die um-
liegende Landschaft, deren Beschaffenheit zu erkunden. Eines
Tages hatte sich unser Landsmann Tyrfer von den Uebrigen
verloren, fand sich aber bei Einbruch der Nacht wieder zu ihnen,
in so freudig aufgeregter Stimmung, daß er ganz vergessen
hatte, seine Gefährten verständen kein Deutsch, und dieselben
mit Ausrufungen der Freude in dieser Sprache überschüttete.
Sie fürchteten schon, der Mann sei närrisch geworden, da fand

er aber wieder isländische Sprachlaute und theilte mit, daß er Rebstöcke und Weintrauben in Fülle gefunden. Und dieser Anblick, der den guten Tyrker an die Nebengelände am heimischen Rhein erinnern mochte, hatte die weinselige deutsche Seele in solches Entzücken versetzt. Freilich, es waren selbstverständlich nur wilde Weinranken und die Trauben — es war gerade die Zeit ihrer Reife — mochten nicht übermäßig süß schmecken. Allein in der Wildniß nimmt man es nicht so genau und die Gaumen der Nordmänner waren nicht verwöhnt. Genug, Tyrker's Entdeckung erregte solches Wohlgefallen, daß Leif mit Zustimmung seiner Gefährten dem ganzen See- und Flußgestade den Namen „das gute Weinland“ gab.

Nachdem der Winter vergangen, segelten Leif und seine Gefellen nach Grönland zurück, wo ihm um seines Landfundes willen der Ehrenname des „Glücklichen“ ertheilt wurde. Die Schilderungen der Heimgekehrten vom guten Weinland erregten den Wunsch, dasselbe noch weiter zu erforschen und dann auch zu besiedeln; denn es versprach doch ganz andere Vortheile als das unwirthliche Grönland. Im folgenden Jahre fuhr zum Zweck weiterer Entdeckung Leif's Bruder Thorwald mit dreißig Begleitern nach Weinland, wo sie Leif's Hütten am Taunton richtig auffanden und daselbst überwinterten. Im folgenden und zweitfolgenden Sommer unternahm Thorwald Küstenfahrten in südlicher Richtung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bis zu den Gestaden von Maryland vorgedrungen. Der Tod setzte seinen Unternehmungen ein Ziel, denn Thorwald starb in Weinland an einer Wunde, welche er im Kampfe mit den Urbewohnern des Landes erhalten hatte.

Hier sehen wir also die Eingebornen von Amerika zum ersten Mal erscheinen, aber den Beschreibungen der normännischen Abenteurer zufolge waren es keineswegs die kräftigen, schlank und hochgebauten Rothhäute, wie sie später zu Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den eng-

tischen Einwanderern in diesen Gegenden vorgefunden wurden, sondern es waren „Wichte“ oder „Zwerge“ (Skrålinger, von skrael, klein), wie sie von den normännischen Weinlandsfahrern verächtlich genannt wurden. Wir können uns unter diesen Skrålینگern, diesen „Abschnittseln von Menschen“, nur Eskimos denken und müssen also annehmen, daß diese Rasse zu Anfang des 11. Jahrhunderts den nordamerikanischen Kontinent viel weiter südwärts hinab bewohnt habe als heutzutage. In der Zeit, welche zwischen der ersten Entdeckung Amerika's durch die Nordmänner und der zweiten durch Colon verstrich, muß demnach in der westlichen Hemisphäre eine großartige Völkerwanderung vor sich gegangen sein. Durch dieselbe müssen Stämme von Rothhäuten aus Centralamerika nordwärts geschoben worden sein und diese Indianer haben dann ihrerseits die Eskimos bis in die Polarländer zurückgedrängt.

Thorwald's Schicksal schreckte seine Verwandten nicht zurück, die Besiedelung Weinlands ernstlich in Angriff zu nehmen. Im Jahre 1005 that ein dritter Sohn Eriks des Rothen, Thorstein, eine Fahrt dahin; allein eine epidemische Krankheit zehntete seine Begleiter und raffte ihn selber weg. Umsichtiger vorbereitet und reicher gerüstet, führte zwei Jahre darauf Thorfinn Karlsefne eine Schar von 160 Männern aus Grönland nach Weinland. Sie hatten Milchvieh und alles zur Ansiedelung nöthige Zeug und Geräthe bei sich. Auch befanden sich bei der Gesellschaft fünf Frauen, worunter Gudrid, die Gattin Thorfinn's. Die Stelle am Taunton, wo Thorfinn sein Haus aufblockte und seinen Hof einfenzte, ist genau nachweisbar, weil durch einen mit Runenschrift versehenen Fels bezeugt. Diese zweifelsohne von dem Manne selbst herrührende Rune heißt: „Nam Thorfinns“, d. h. Gut oder Grundstück Thorfinn's. Hier gebar die Gudrid ihren Sohn Snorre, den ersten Europäer, der auf dem Boden Amerika's zur Welt gekommen. Der Vater des Knaben wurde durch Tauschhandel mit den Skrålینگern ein reicher

Mann, gerieth aber später mit den Eingebornen in solche Mißhelligkeiten, daß er für gut fand, im Frühling von 1010 mit seiner Familie nach Grönland zurückzukehren.

Die normännische Ansiedlung am Taunton aber blieb bestehen und dehnte sich aus. Wir wissen, daß nach der Bekehrung der isländischen Kolonisten auf Grönland im Jahre 1121 der Bischof Erif von da nach Weinland schiffte, um die dortigen noch heidnischen Ansiedler ebenfalls zum Christenthum herüberzuführen, was ihm auch gelang. Man hat Ursache, zu glauben, daß ein alter Rundbau aus Steinen, getragen von acht schweren Rundpfeilern mit roher Deckplatte, wahrscheinlich eine Taufkapelle, welche noch heute zu New-Port auf Rhode-Island aufrecht steht, von eben diesem Bischof Erif erbaut worden sei.

Von da an aber wird die Kunde von Weinland immer spärlicher und verstummt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ganz. Was aus der dortigen Niederlassung geworden, wie sie untergegangen, ob die Ansiedler ausgestorben, ob sie den Angriffen der Skrälinger erlegen, ob sie nach Grönland zurückgekehrt, Niemand weiß es zu sagen und selbst die Sage flüstert nicht davon. Es mag das davon herrühren, daß auch Grönland, welches den Verkehr Islands mit Weinland vermittelt hatte, im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts plötzlich wieder aus der Geschichte verschwand. Denn damals ist die normännische Kolonie auf Grönland in Folge von entsetzlicher Winterkälte, Mißwachs, Hungersnoth und Pest vollständig ausgestorben. Das Land selbst verscholl hinter ungeheuren Eismassen und wurde erst im 16. Jahrhundert wieder aufgefunden.

Dies ist die Geschichte von der ersten Entdeckung Amerika's . . . Im März des Jahres 1477 kam mit einem bristoler Stockfischfahrer ein italienischer Seemann nach Island, Christobal Colon. Ob der Mann schon damals mit dem

Gedanken seines Lebens sich trug, über das große Westmeer hin nach der Küste von Ostasien zu gelangen? Ob er gar vielleicht auf Island durch lateinisch redende Geistliche Kunde erhalten von der normännischen Entdeckung eines neuen Erdtheils südwestlich von der Eisinzel? Möglich, aber kaum wahrscheinlich. Denn erstens treffen wir in den Aufzeichnungen Colon's nicht die leiseste Spur einer solchen Mittheilung und zweitens wollte er ja bekanntlich nicht einen neuen Erdtheil, sondern nur einen westlichen Seeweg nach Ostasien aufsuchen und keineswegs ein wildes „Weinland“, sondern vielmehr die „goldschimmernden“ Städte von Katai und Zipangu.

El Principe de la Paz
und
die Micheline.

Ein historisches Puppenspiel in drei Akten.

1859.

Dritter verbesserter und verstärkter Abdruck.

Personen.

Micheline, eine „studirte“ Frau und Mutter vieler Kinder.

Frau Knödel, Großhändlerin „zur leeren Tasche“, } emanzipirte
Frau Weißbier, Großhändlerin „zur freien Hand“, } Töchter Micheline's.

Isarmichel, }
Nedarmichel, }
Rheinmichel, } Söhne Micheline's.
Mainmichel, }
Lahnmichel, }
Leinemichel, }

Rothmichel, jüngster Sohn Micheline's, aus der Art geschlagen, das enfant terrible des Hauses.

Kammerzofe der Frau Weißbier, eine ungeheuer geschickte Person.

Junger Drehorgel.

Eine beträchtliche Partie Literaturherven.

Ein alter handfester Rehrbesen von Anno 13.

Der Bundesregisseur.

Madame Françoise.

Donna Gflesia.

Der Geheimnißvolle, später Friedensfürst.

Marquis de Carabas.

Monsieur Bourgeois.

Citoyen Bonnet-Rouge.

Abälino, }
Rinaldini, } Chefs der Netterbände.
Orlandini, }

Monsieur Suffrage-Universel, Maitre du Corps de Ballet, zugleich Gendarm.

Monsieur Sabre, eine stumme, aber sehr rücksichtsvoll behandelte Person.

Monsieur Mordache, Rislar Aga.

Charivari, ein Harlekin.

Demoiselle Agiotage, erste Tänzerin der großen Oper.

Mercurius Kurszettel, ein Gott.

Signor Concordato, römischer Bangerich und Cicisbeo der Frau Knödel, in deren Busen er wohnt.

Conte Scaramuzzo, privilegirter Revolutionskrämer, der mit Schmerzensschreien und Baffischen handelt.

Bombino il Rabbioso, eine plagende Person.

Bartbel Kongreß, ein vielbeschäftigter Hlidschuster.

Le Menteur universel, ein offizielles Sprachrohr.

Herolde, Agenten, Telegrammatiker, Prinzen, Diplomaten, Damen vom Balletcorps, Staatskörperschaften, Ehöre der Boursiers, der Hausfiers, der Baiffiers, europäischer Chor der Spekulant en.

Zeit der Handlung: mythisch. Orte der Handlung: Vestibule eines überflüssigen Palais, Wohnstube der Frau Micheline, Kabinett des Friedensfürsten, Bude des Conte Scaramuzzo.

Erster Akt.

(Vestibule eines sich überflüssig machenden Palais. Marquis de Carabas, Monsieur Bourgeois und Citoyen Bonnet=Rouge in heftigstem Hader.)

Marquis de Carabas.

Nein, nein und wieder nein!

Monsieur Bourgeois.

Und meiner noch sag' ich!

Citoyen Bonnet=Rouge.

Und ich am neinsten! Und sofort zu Boden schlag' ich,

Wer es noch wagen sollt', um Françoise zu werben.

Marquis de Carabas.

Hoho!

Monsieur Bourgeois.

Haha!

Citoyen Bonnet=Rouge.

Huhu!

Charivari

(hinter der Szene).

Da liegt der Topf in Scherben!

Marquis de Carabas.

Mein ist die Braut, ererbt nach angestammten Rechten!

Citoyen Bonnet=Rouge.

Erobert' ich sie nicht in blutigen Gefechten?

Monsieur Bourgeois

(auf die Tasche klopfend).

Ich aber bin der Mann, Madame zu entreteniren.

Charivari

(den Kopf zwischen den Kulissen herverstreckend).

Ein Viertel thut derweil sie euch eskametiren!

Seid ihr denn taub und blind und ganz und gar von Sinnen?

Habt ihr nicht Aug' und Ohr für das, was vorgeht drinnen?

Ein Herald

(liest hinter der Szene mit etwas angegriffener Stimme eine feierliche Eidesformel vor und schließt):

Im Angesicht des Volks, in Gottes Angesicht

Schwört Ihr, gerecht zu sein der übertrag'nen Pflicht;

Das Vormunds-Amt getreu zu üben für und für,

Redlich und ohne Falsch. Ihr schwört es?

Der Geheimnißvolle

(hinter der Szene).

Je le jure!

Charivari

(kommt auf die Szene mit einem großen, an einer Stange befestigten Tableau).

Voyez, Messieurs et Mesdames! Als das auserwählte Volk Gottes marschiren wir stets an der Spitze der Civilisation, und wo wir einmal den Fuß hingesezt, schließen Liberté, Egalité und Fraternité wie Spargeln aus dem Boden. Sogar über die weiße Menschheit hinaus erstreckt sich unsere civilisatorische Mission. Wir Negerhandel treiben? Quelle calomnie! Wir holen sie bloß aus Afrika, um sie zu der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heranzubilden, deren wir selbst uns erfreuen. Wie schön ist dieses humane Experiment z. B. auf der Perle der Antillen gelungen, deren schwarze und gelbe Bewohnerschaft uns freilich mit demselben Undank lohnte, wie noch so manches andere Volk, das wir mit den Segnungen unserer Civilisation insicirten. Undank ist der Welt Lohn, mais qu'importe? Ist es doch trotz Alledem erhebend, zu betrachten, wie sogar auf der besagten undankbaren Perle ganz in unserem Sinn und Styl

pacifizirt, regiert und civilisirt wird. Alles von oben herab, — centralisirt, daß die Schwarten krachen, und von Zeit zu Zeit tüchtig mit Barrikaden und Kartätschen gewirthschaftet, — voilà le mystère de notre civilisation. Lustig! lustig! Voyez, Messieurs et Mesdames! Allhier Sr. schwarze Majestät der Kaiser Soulouque, ein Monarch comme il faut. Mißt sieben Pariser Fuß und führt einen respektablen Bauch. Ein Mann von Genie und Herz! Hat die Anarchie gebändigt, allen Kaffee und Zucker in seinen Sack gesteckt und die Gesellschaft gerettet — tout pour la gloire! Kostete zwar Blut, viel Blut, aber vive la bagatelle! Mit eau de mille fleurs wäscht man die schmutzige Wäsche der Demokratie nicht rein und dem Civilisiren muß schlechterdings das Mitrailliren vorangehen — comprenez-vous?

(Trompetenstoß hinter der Szene. Charivari verduftet sammt seinem Tableau. Pompbaster Aufzug. Madame Françoise, eine viel gelebt und geliebt habende und werdene, aber noch immer raffabel hübsche Person, in Toga und Pallium, einen Kranz von Lorbeern und Nehren um die Stirne. Der Geheimnißvolle, die Sonne von Austerlitz am Hut und die Stiefeln von Wagram an den Beinen, trägt die Schleppe von Madame. Ihm zur Rechten Donna Ekkelesia in pontificalibus, ihm zur Linken Monsieur Sabre, welcher aus einer ungeheuren Champagnerbouteille, deren Etikette ein bekröntes N zeigt, häufige Schlücke thut, und Monsieur Suffrage-Universel. Hinter dem Geheimnißvollen zunächst Abälino, Rinaldini, Orlandini und die übrige Retterbande. Sobald sich das massenhafte Gefolge nach den Gesetzen der Etikette und des theatralischen Effekts gruppiert hat, treten Marquis de Carabas, Monsieur Bourgeois und Citoyen Bonnet-Rouge vor, um Madame den Hof zu machen.)

Madame Françoise

(für sich, mit Augen- und Fächerspiel abwechselnd gegen die drei Hofmacher hin kokettirend).

So wär' ich wieder mal erträglich konstituiert,
Nicht übel aufgeputzt und leidlich auch logirt.
Mein Vormund scheint ein Mann, mit dem sich's leben läßt
Und der das Gängelband mehr locker hält als fest.
Zwar will sein Aug', sein Blick mir nicht so ganz gefallen,

‘Doch hab’ ich Andern schon gewiesen meine Krallen.
 Und wenn es wahr, daß er nicht übertrieben ehrlich,
 So ist doch auch gewiß, daß er nicht sehr gefährlich.
 Kurz, Monsieur le Prince er wird sich menagiren,
 So daß ich wieder kann mich sorglos amüsiren,
 Den Die tanzen, auch mit Aktienkarten spielen
 Und überlassen mich erotischen Gefühlen.

Der Geheimnißvolle
 (leise zu Donna Ekklesia).

Madonna, ich kann mich also auf Euch verlassen?

Donna Ekklesia.

Unter den bewußten Bedingungen, ja.

Der Geheimnißvolle.

Ich werde sie erfüllen. Je le jure!

Donna Ekklesia.

O, bemüht Euch nicht. Derartige feterliche Phrasen sind gut für Parlamente, Deputirtenkammern und andere dergleichen Zusammenkünfte des souveränen Unverständes. Wir unter uns brauchen keine Stelzen unter die Füße zu nehmen. Außerdem sind unsere klügsten Kasuisten der Meinung, daß es in dieser sündhaften Welt nur ein Bindendes gebe, nämlich das gegenseitige Interesse.

Der Geheimnißvolle.

Einverstanden.

Donna Ekklesia.

Also die Jugend wird dem lieben guten Egnatio Tartuffio und seinen Affiliirten übersiefert?

Der Geheimnißvolle.

Ubersiefert.

Donna Ekklesia.

Der Koran wird verboten?

Der Geheimnißvolle.

Verboten.

Donna Eklesia.

Die schüttische Negerei dikanirt, drangsalirt, konfiszirt?

Der Geheimnißvolle.

Ganz nach Eurem Belieben.

Donna Eklesia.

Alles ad majorem Dei gloriam, versteht sich. Aber vor allen Dingen müssen wir ein Pfand haben.

Der Geheimnißvolle.

Heute noch zuckt der telegraphische Befehl nach dem Hafen, daß die Flotte sofort unter Segel gehen soll. Binnen wenigen Wochen wird die heilige Musterwirthschaft des Tale Lama's in G'la-sa wieder etablirt sein.

Donna Eklesia.

Das genügt. In hoc signo vinces, fili praedilectissime. Ich bin ganz zu Euren Befehlen und zuvörderst entbinde ich Euch aller und jeder Gewissensstrupel hinsichtlich geschworener Eide und dergleichen Nonsens mehr.

Der Geheimnißvolle.

Sehr gütig, aber überflüssig.

Madame Françoise

(laut deklamirend).

Vieledele Mitbürger und Mitbürgerinnen,
Das tausendjäh'ge Reich es kann sofort beginnen,
Derweil die Anarchie jetzt glücklich ist gebändigt
Und jeder inn're Zwist im Eintrachtsjubel endigt.
So laßt sie tönen denn die Friedensmarseillaise
Und lebe Jedermann vergnüglich à son aise.

Mercurius Kurzzettel

(leise zum Geheimnißvollen).

Soll ich steigen?

Der Geheimnißvolle.

Steig'!

Herr, Vermischtes.

Chor der Boursiers.
 Hoch der Helfer und der Heiland!
 Aktien hoch und hoch die Rente!
 Wieder regnen uns wie weiland
 In die Taschen die Procente!

Abälino

(zu Rinaldini und Orlandini).

Wie lange soll die Farce noch währen? Meine Gläubiger wollen nicht länger warten.

Rinaldini.

Auch die meinigen verlieren die Geduld.

Orlandini.

Glückliche Menschen, welche noch Gläubiger haben! Das deutet wenigstens auf Kredit im Parfait, während er bei mir längst zum Blusqueparfait geworden ist.

Abälino.

Trösten Sie sich, lieber Freund. Wir werden, sind wir erst am Brett, d. h. an der offenen Staatskasse, auch Ihren Kredit wieder flott machen. Wir werden überhaupt den Kredit mobilisiren, d. b. anderer Leute Geld in unsere Taschen herüberbewegen.

Rinaldini.

Sehr schön! Aber das Urtheil der Welt . . .

Orlandini.

Bah! Unsere Welt ist der Demi-monde und den hat, wer Geld hat.

Abälino

(leise zum Geheimnißvollen).

Il faut finir!

Der Geheimnißvolle.

Noch nicht. Wir müssen warten, bis die Tage kürzer und die Nächte länger werden. Mein Stern scheint nur bei Nacht.

Madame Françoise

(sich ihren hochherzigsten Instinkten überlassend).

Da jetzt im eig'nen Haus ist Alles wohlbestellt,
 So ziemt's, auch anderwärts des Candide beste Welt
 Mit aller Energie in Szene rasch zu setzen,
 Und ginge darob auch das dumme Ding in Fegen,
 Was man Vertragsrecht nennt. Genirt will ich nicht sein,
 Auch lüftet mich ein Bad beim heil'gen Rössn im Rhein.
 Mein Herz, wie weltbekannt, groß ist es ganz unmäßig,
 Das Glück der Völker liegt im Sinn mir unablässig.
 Thut meinen Willen man, so rede ich weltbürgerlich,
 Jedoch im Gegenfall benehm' ich mich weltwürgerlich.
 Gibt man mir, was ich will, so nehm' ich's säuberlich;
 Wo nicht, so tret' ich auf heroisch-räuberlich.
 Ich bin die Sanftmuth selbst, so man mich nur läßt schalten;
 Krieg trag' und Frieden ich in meines Mantels Falten.
 Wie sieht's da draußen aus? Wir wollen Umschau halten.
 Was macht die Nachbarin, die gute Micheline,
 Mit theologischem Bopf und philosophischer Miene?

Jungfer Drehorgel

(tritt auf und singt).

Nun höret Wunder sagen!

Im Land Michelia

Gerad' in diesen Tagen

Ein tolles Jahr geschah.

Da machte sich auf Dahlmäuser

Mit seinem historischen Maul,

Zu schaffen einen Kaiser

Wohl drinnen in Saint Paul.

Da hub sich auf die Reise

Die Professorenschaft,

Da scharte sich im Kreise

Der Biedermaier Kraft.

O, eines Stieres Lungen,
 Zu brüllen in die Welt
 Die Namen der alten Jungen,
 So da sich eingestellt!

Der Erdball hört' mit Staunen
 Bis an sein selig' End'
 Die Narrenmäre raunen
 Von diesem Plapperment.

Bereit stand die Retorte,
 Der Ofen glühte heiß;
 Die Kaisermacher am Orte
 Arbeiteten sich in Schweiß.

Vertrauen in Scheffeln, großen,
 Schwarzweißen Baldrian,
 Dazu die Turnerhosen
 Vom Eulenspiegel Tahn;

Staatsmännische Haarfäden
 Aus Heinrich's Augenbrau'n,
 Zehntausend Ellen Reden
 Wohl aus den Beselergau'n;

Vom Rieffer die Weisheitszähne,
 Vom Raumer Diplomatei,
 Die blondeste Reichsthräne
 Vom treuen Benedey;

Vom Matthy jenen Tasso,
 Womit den Freund er sing,
 Und ein Citat aus „Tasso“
 Vom biedern Schmereling;

Vom Weißkopf an dem Rheine
 Das große Fragenlied —

Ach, guter Gott, ich meine,
 Ich werde zu nennen müd'
 Die köstlichen Spezereien,
 So da in der Metert'
 Dahlmäuser und seine Getreuen
 Gefotten und geschmort.

Der Borrath war nicht geringe,
 Nur fehlte Verstand und Kraft;
 Doch kümmert um Nebendinge
 Sich nicht die Wissenschaft.

Die Statesmen sie brauten,
 Das Volk war sehr gerührt;
 Schon wollte es verlauten,
 Der Kaiser sei sublimirt.

Da sprach die Polizei:
 Was sind für Schnurren das?
 Wer hochhält deutsche Treue,
 Geh' heim ehn' Murren daß!

Stracks gingen sämtliche Edeln
 Heimwärts zu Weib und Kind
 Und thäten erweisen mit Bedeln,
 Daß sie loyal gestunt.

(Während der Ableierung dieser historischen Romanze ist es allmählig Nacht geworden, sehr Nacht.)

Der Geheimnißvolle
 (zu der Bande).

Seht ihr meinen Stern?

Die Bande.

Nein.

Der Geheimnißvolle.

Aber ich!

(Er gibt den Messieurs Sabre und Suffrage-Universel einen Wink. Sabre und Suffrage-Universel ab.)

Die B a n d e
(unter einander).

Er ist halb ein deutscher Träumer,
Jedenfalls ein Zeitversäumer.
Während wir von Eifer glühen,
Die Gesellschaft — auszuziehen,
Nämlich aus dem Schlamm der Sünden,
Aus anarchischen Drachenschlünden,
Phantasiert er von Sternen.
Will er niemals Mores lernen?

Der Geheimnißvolle.

Es ist Zeit!

Abälino.

La farce est finie!

(Die Bande fällt liebevoll über die inzwischen eingedufelte Madame Françoise her, und bevor sich's diese versieht, hat sie Fesseln an Händen und Füßen und einen eisernen — Blumenstrauß im Munde. Marquis de Carabas und Monsieur Bourgeois, stupéfaits, sehen sich nach einem Versteck um. Citoyen Bonnet-Rouge zieht den Degen, wird aber sofort überwältigt und entwaffnet.)

Der Geheimnißvolle.

Man schaffe den Rebellen und Alle, die es jemals werden könnten, ohne Ceremonie an einen Ort, wo der Pfeffer wächst und wo er und seines Gleichen über ihre Dummheit nachzudenken Ruhe haben.

Madame Françoise
(will protestiren, kann aber nur unartifullirte Töne hervorbringen).

Der Geheimnißvolle
(vortretend, feierlich).

Ich appellire an die Nation!

(Gesellschaftsretterliche Großthaten des Monsieur Sabre hinter der Szene, allwo der Stern des Geheimnißvollen über Haufen von Leichen aufgeht. Dann

Siegesfanfare von Trompeten und Pauken und es treten auf die Messieurs Sabre und Suffrage-Universel, gefolgt von der ersten Solotänzerin Demoiselle Agiotage und dem ganzen weiblichen Corps de Ballet, 86 Damen stark, welche Füllhörner tragen. Große Attitüde und Tanz, während dessen die 86 Damen aus ihren Füllhörnern 7 Milliarden kunstvoll in Form von Stimmzetteln gefertigter Papierblumen über den Geheimnißvollen ausschütten.)

Suffrage-Universel.

Erwählter der Nation!

Knieend vor deinem Thron

Huldigen wir,

Imperatore, dir,

Pacificatore, dir,

Civilisatore, dir,

Dir für und für!

(Insch und allseitige Affkamation, „tout spontané“.)

Die Bande

(jubelnd).

Wir sind jetzt weich gebettet

Und demnach ist die Gesellschaft gerettet!

Echo

(aus Jersey).

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,

La France est mitraillée, eseroquée et sauvée.“

Donna Eklesia.

Erhabener Monarch, empfangen meinen Segen!

Die großen Staatskörperschaften.

Gestatte, daß wir stumm zu Füßen dir uns legen!

Der Geheimnißvolle

(ich zum Friedensfürsten entpuppend, mit Majestät).

Des Schicksals Wink erging, Ich folge seinem Ruf,

Die Brust ganz übertoll von Willen und Beruf,

Den Weltbeglückungsdrang der großen Nation

Zu stimmen wiederum auf seinen höchsten Ton.

Verstummen soll davor der Parlamentarismus,
Denn es gebührt das Wort allein dem Cäsarismus.

(Zu der erschrockenen Madame Françoise gewendet.)

Madame, von Lieb' zu Mir muß glüh'n Euch jede Ader —
Ich will's! — und stumm fortan sei der Parteien Hader.
Versöhnung biete Ich, doch wer Mich sollt' vergrämen
Durch Opposition, der mag in Acht sich nehmen!
So, einig, frei und stark im Innern, soll nach Außen
Von unserm Ruhm und Glück die Siegesbotschaft brausen.

Le Menteur universel.

Ihr Völker in der Fern', ihr Völker in der Näh',
Stimmt in den Jubel ein; denn —

Der Friedensfürst.

L'empire c'est la paix.

Mercurius Kurszettel
(auf der höchsten Sprosse der Scala).

Europa, bete an im Staube —
Vive l'empire und der Börsenglaube!

Demoiselle Agiotage
(tanzt den großen Credit-Mobilier-Cancan, während drei Chöre sich vernehmen
lassen und allmählig in den Tanz eintreten).

Chor der Haussiers.

O, heiliges, himmlisches Schienengetön,
Gewieher von Dampfesrossen!
Ja, diese Musik, wie eint sie so schön
Die Herzen der Zeitgenossen!

O, süßer, würziger Liebesbrei,
Den uns der Dampfkessel gekocht hat,
Aus allen machst du eine Partei,
Wie's kein Prinzip vermocht hat.

Sogar die Frommen im Aktienverein
Sind nicht mehr Fortschrittsbäßer:
Schon trinken sie öffentlich ihren Wein
Und — predigen heimlich ihr Wasser.

Chor der Baissiers.

Kennt ihr das alte schöne Lied:
Cacatum non est pictum?
Zu deutsch: Bevor man sich's versieht,
Ein Kartenhäuschen knickt um.

Die Welt ist rund, das ist bekannt,
Und aber das Geld ist runder;
Drum rollt dir mitunter aus der Hand
Und geht zum Teufel der Blunder.

Doch kehrt er wohl auch zurück, nur Muth!
Man muß sich arrangiren —
Und am End' aller Enden ist Geld und Gut
Sekunder ja nur papieren.

Europäischer Chor der Spekulanten.

Vollbracht — juhe! — ist der völlige Sturz
Berrückter Prinzipienreiter;
Die Fragestellung ist praktisch und kurz:
Auszubeutender? oder Ausbeuter?

Was konservativ? was liberal?
Das ist romantischer Schnidschnack!
Wir gehen auf's Ziel los allzumal
Gradlinig und nicht mehr im Zickzack.

Ein hochgeachtetes Publikum
Ist nun der Phrasen entledigt,
's mammonische Evangelium
Wird von allen Dächern gepredigt.

Nicht heuchlerisch nur so halb und halb,
 Nein ganz sind emanzipirt wir: —
 Wir beten dich an, o goldenes Kalb!
 So rufen ganz ungenirt wir.

Kredit- und Rentenvereine, o Lust!
 O dickes Glückseligkeitsbündel!
 Laßt jubeln uns aus voller Brust:
 Hoch lebe und breit Sauft Schwindel!

(Etlliche Duzend fremder Prinzen und eine ganze Wolke fremder Diplomaten kommen auf Dampfrossen angeritten zur Gratulationscour.)

Die Prinzen.

Erlauchtester Herr Bruder!
 Der du das große Luder,
 So mit Gestank
 Seit sechzig Jahren die Welt erfüllet
 Und wie ein Leu nach Raub gebrüllet,
 Gestillt hast und gedrillet
 In zweiundfünfzig Wochen
 Und schließlich hinterrücks erstochen —
 Nimm unsern tausendfachen Jubeldank!

Die Diplomaten.

Endlich kläret sich das Wetter,
 Endlich können wir verschmausen!
 Hört und Helfer, Herr und Retter,
 Sieh', wir nah'n in hellen Haufen,
 Händ' und Füße dir zu lecken,
 Deinen Willen zu vollstrecken
 Und zu singen Gloria,
 Heil dir und Viktoria!

Der Friedensfürst

(zu Madame Françoise, die sich etwas leidend gebärdet).
 Vernehmt Ihr es, Madame? Europa huldigt Mir!

Madame Françoise

(sehr undeutlich, von wegen des Blumenstraußes in ihrem Munde).
Entschuldigen Sie's, Sire; ich kann ja Nichts dafür.

Der Friedensfürst.

Schön, schön, so ist es recht! Wir sind jetzt ganz d'accord
Und sofort bring' Ich Euch in unerhörten Glor.
Ihr habt jetzt freie Zeit, geht an der Börse spielen
Und überliefert Euch erotischen Gefühlen.
Hier, nehmt das Album voll photographischer M—ovitäten,
Zerstreu'n wird's Euch; auch könnt zur Abwechslung Ihr beten.
Zu denken braucht Ihr nicht, auch braucht Ihr nicht zu dichten;
Granier und Gauthier werden das schon verrichten.
Derweil Ihr liebt und spielt, vieltheuere Oppressa,
Mach' Ich Euch — je le jure — zu des Erdballs Principeßä.

Le Menteur universel.

Freiheit, Gleichheit, Gloire!

Chorus doloresus

(aus Dante's Città dolente).

Mazas, Cayenne, Lambeßa!

(Der Vorhang fällt.)

Bweiter Akt.

(Stube in Frau Micheline's Haus. Das eine Fenster bietet die Aussicht in den leipziger Meßkatalog, das andere, falls es nicht mit Brettern verschlagen wäre, würde die Aussicht auf das Welttheater bieten. Micheline ist beschäftigt, ihr schwarzrothgoldenes Galakleid, welches sie ungefähr 18 Monate lang hatte tragen dürfen, sorgfältig in die Truhe der Resignation zu legen, und weint dazu. Ihr jüngster Sohn Rothmichel, der Etwas peccirt zu haben scheint, sitzt im Winkel auf dem Lasterbänkchen und liest zur Strafe Haller's Restauration der Staatswissenschaften, Stahl's Rechtsphilosophie, Ranke's Neun Bücher Preussischer Geschichten und Hebbel's Gedichte, Gesamtausgabe.)

Micheline

(die Truhe schließend und sich die Augen wischend).

Jetzt möcht' ich aber nur wissen, was ich anfangen sollt'.

Rothmichel.

Treibt innere Mission! Strickt Strümpfe für die armen blinden Heiden in Loango! Ora et labora! Alles das vertreibt die Grillen.

Micheline.

Du spottest wohl gar noch deiner armen Mutter, ungerathener Bengel?

Rothmichel.

Behüte! Aber Ihr wißt, ich sagte Euch vorher, daß die Pauke des Vertrauens eines Tages ein garstiges Loch kriegen würde.

Micheline.

Das Ei will immer klüger sein als die Henne.

Roßmichel.

Bitte, bitte! Wir sind Sünder allzumalen. Wir Alle haben redlich unsere Dummheiten gemacht und ein Jeder von uns hat Antheil an der Ehre, den Karren in den Dreck hineingefahren zu haben.

Micheline.

Ja, wer hätte auch vermuthen können, daß es so kommen würde? Alle meine gemüthlichen Errungenschaften, an denen ich eine so idyllische Freude hatte, den Bach ab! Ist es die Möglichkeit?

Roßmichel.

Sehr!

(Frau Knödel und Frau Weißbier kommen.)

Frau Weißbier

(sich erschöpft auf einen Stuhl werfend).

Jetzt, wie bin ich müde von allen den rettenden Thaten, die ich mit mich thun ließ!

Frau Knödel.

Ja, 's war halt 'ne strapaziöse Zeit, sagt er. Ich konnte nicht einmal mehr dazu kommen, sagt er, in's Kasperletheater zu gehen. Aber, Mama, könnt' Ihr mir nicht etwas Geld leihen? Ich muß mir den kostbaren Signor Concordato verschreiben, sagt er, um wieder die nöthige Einheit in mein Geschäft zu bringen.

Micheline.

Woher kommt ihr denn?

Frau Knödel.

Geraden Weges über Olmütz und Warschau aus Frankfurt, sagt er, wo wir halt die Statisten-Kompagnie in der Eschenheimer Gasse restaurirt haben.

Micheline.

So seid ihr also wieder einig?

Frau Weißbier.

So so, la la. Matuschka Moskavia wollt' es haben, daß wir wenigstens so so la la einig seien, und da half natürlich kein Widerstreben. Gott, wie gut es Matuschka mit uns meint!

Rothmichel.

Wider den Friedenstractat von Tilsit und zahlreiche dergleichen Altentstücke mehr.

Frau Weißbier.

Willst du schweigen, Range? Meinst du, meine Kampz und Schmalz seien todt, weil sie jetzt Manteuffel und Westphalen und Peters u. s. w. heißen?

Frau Knödel.

Recht so! Mama sorgt dafür, daß der Schlingel halt regelmäßig die Bundestagsruthe bekomme. Die Freundschaft von Matuschka Moskavia anzweifeln? Hochverrath und Majestätsverbrechen!

(Bei Seite.)

Dennoch werd' ich halt die Welt über meinen Umdank erstaunen machen.

(Laut.)

Aber wie ist's mit dem Ansehen, Mama?

Micheline.

Hast du denn das für meine verschachtete Flotte erlöste Geld schon wieder verthan?

Frau Knödel.

O, das ging halt in zu viele Theile, sagt er. Aber ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten. Bin pressirt, sagt er. Muß halt die Laufeserle von Brüdern, den Elbmichel und den Eidermichel, die sich gegen ihren angestammten König-Herzog so unartig betrogen, geschwind zurechtsetzen.

(Ab.)

Frau Weißbier.

Wart', du sollst mich im Eifer für Ruhe und Ordnung nicht den Rang ablaufen. Dualismus muß sind! Gehst du nach Holstein, so geh' ich nach Schleswig, um dir die schleswig-holsteinischen Rebellen mit gebundenen Händen den Dänen überliefern zu helfen.

(Ab.)

Roßmichel.

Ein herziges Paar von Schwestern, das muß man sagen!

Micheline
(seufzend).

O, meine Ideale!

Roßmichel.

Von edelsten Männern? Nun, tröstet Euch, sie leben ja noch alle, und wenn sie „*parvula non bene relictæ*“ sich bei Betten salbirten, so thaten sie es nur, um für das Vaterland zu — leben. Vielleicht erscheinen sie mal in zweiter Auflage, noch edler und geschiedter als in der ersten, — wer weiß?

Micheline.

Still! Wißt' ich nur, was und wo anfangen?

Roßmichel.

Wah, fangt wieder da an, wo Ihr vor anderthalb Jahren aufgehört. Schlagt Euren Schiller auf und flüchtet mit ihm „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken“. Studirt Schopenhauer'sche Philosophie und schreibt Literaturgeschichte!

Micheline.

Jetzt hast du Recht, Rothkopf! Was ist's auch weiter? Geißt es doch im Faust:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.“

Nothmichel.

Ja wohl, und es steht dort auch die prophetische Anticipation
von Euren jüngsten Erlebnissen:

„Das Unzulängliche
Hier ward's Ereigniß.“

(Da es inzwischen Abend geworden, zündet Mutter Micheline ihre Studirlampe an, öffnet das Fenster, welches nach dem Messkatalog hinsieht, setzt sich an ihren Schreibtisch und nimmt die Feder zur Hand.)

Micheline

(beschwörend, nach Shakspeare und Schlegel).

Mischt ihr alle! mischt am Schwall!
Feuer brudle! Kessel walle!

Spigle, spigle dein Geschnigle!
Feder krigle! Dinte sprigle!

Doppelt, doppelt Stroh gestoppelt!
Vers gezählt und Reim gekoppelt!

(Ein Zug von Literaturhelden schwebt in Gestalt einer blauen Dunstmasse
zum offenen Fenster herein, entwickelt sich und macht sich in der Stube breit.)

Süßling der Große.

Von Anfang groß zwar, hab' ich's igt
Zum Größesten gebrungen,
Indem ich zeigte, wie man schnigt
Aus Süßholz Nibelungen.

Oo=Dichter

(einen ungeheuren Wälzer unter jedem Arm).

Die Panacee für unsere Zeit
Ich habe sie erfunden.
Kauft Oo, kauft Oo, ihr lieben Leut'!
's hilft Kranken und Gesunden.

Der Wassersüchtige.

Ich großer, wassersüchtiger Mann
Vermelde euch in Züchten:

Allwöchentlich zapf' ich mich an
Und lass' sothanes Wasser dann
Gefrieren zu Gedichten.

Das wilde Heer der Goldschneider.

Bleichsuchtsfrumme Mägdlein
Mit durchsicht'gen Bäcklein,
Fouque'sch-dumme Necklein
Mit noch anderm raren Vieh —
Göldene Monstränzlein,
Ditto Rosenränzlein,
Bedelnde Hundeschwänzlein —
Das ist Goldschneiderpöessie!

Offizieller Volksnaturhistoriker.

Mein Volk, wenn du mir irgend trau'st:
Nie wirst du besser, stärker,
Bevor du abermalen bau'st
An jedes Haus sechs Erker.
Dir blüht nur Heil, strebst du zunächst
Dem Mittelalter zu ganz;
Denn Volksnaturgeschichte wächst
Nach rückwärts wie ein Kuhschwanz.

Kreuzspinne.

Ginweg mit allem Verfassungsleid!
Mit allen modernen Decoctis!
Zurück zur frommen Hörigkeit
Und zum atligen jus primae noctis!

Das Triumvirat der Umkehr.

Im Namen von Germania
Bringt deine Kinderschar
Ein echt mongolisches Hurrah
Für dich, o Vater Czar!

Samulus Wagner.

Ich destillire Seelensubstanz
Aus jeder beliebigen Zwiebel.
Unfürlich ist und gottlos ganz,
Wer an mich nicht glaubt und die Bibel.

Es gipfelt in mir in höchster Potenz
Der Hofrathstypus, der deutsche:
Der Deutschen Einheit Quintessenz
Ist eine gemeinsame Peitsche.

Wacht stüblicher Klassiker.

Was als Hofrath und Hartcatcher
Ich getrieben, treib' ich jetzt
Als vorzimmerlicher Klätscher,
In's Romanfach übersezt.

Lulu vom Bache.

Weil euch schmeckten die B
Suppen, die ich früher eingerühret,
Hab' ich schonungslos und schnell
Auch noch Jungfer Alio prostituiert.

Nachsommerlicher Tiffler.

Dreizehnhundert sieben und vierzig
Seiten künden glatt und nett,
Wie der Geld nicht überstürzig,
Nein, bedächtig — (lang =, lang =, langweiligst auf dicken Filzsohlen)
— schleicht ins Ehebett.

Die historische Schönfärberzunft.

Nur naturalistische Grebiane
Marshiren unter der Wahrheit rother Fahne.
Wir zu Hofhistoriographen Erzeugenen,
Courfäßig Angezogenen

Und geschmeidig Gebogenen
 Wir stellen ein indifferentes Grau
 Als unsere Farbe zur Schau,
 Sofern es nicht gilt, in delikaten Sachen
 Aus Schwarz Weiß zu machen,
 Weil, wie sich von selbst versteht,
 Autorität und Stabilität
 Unter allen Umständen müssen schöngefärbt werden,
 Damit es uns wohlergeh' auf Erden.
 Jegliche Durchlaucht, Hoheit und Majestät
 Decken wir früh und spät
 Mit dem Schilde der „Objektivität“.
 Von Heinrich dem Zweiundsiebzigsten bis hinauf zu den Pharaonen
 Sind uns heilig, heilig, heilig alle Siger auf Thronen
 Und wir zollen ihnen Preis und Ehre.
 Denn wir sind korrekt
 Und geschleckt,
 Wollen machen Carrière.

Die Spekulative

(mit einem sehr schmutzigen Schaf).

Ich sehe, mein' ich, aus sehr gelehrt
 Und sittsam altjungfraulich;
 Meine Brille die ist aufgeklärt,
 Mein Mund spitzt sich erbaulich.
 Seht hier mein Schaf, das arme Thier,
 Es ist entsetzlich schmutzig,
 Trotzdem daß mich alltätlich schier
 An ihm zu Tode pug' ich.
 Der Schmutz ist freilich achtungswerth,
 Verehrungswürdig und heilig,
 Weil ganz organisch angeschmeert
 (Das Wie ist sehr langweilig).

Daher behandel' ich lind und zart
 Das achtungswerthe Wesen
 Mit Schleiermacherextrakt, nicht hart
 Mit logischem Kehrausbesen.

Den heiligen Schmuckpelz in meiner Weis'
 Ich möchte haß ihn machen
 Nicht wie die Vernunft, wie die Unschuld weiß,
 Nur möcht' ich nicht naß ihn machen.

Duett der Gränzer.

Julianus.

Freund, in unsrer Dichtung Trübung
 Bist du vir clarissimus,
 Moi der Kritikausübung
 Napoleontissimus.

Gustavus.

Toi der Kritikausübung
 Napoleontissimus,
 Ich in unsrer Dichtung Trübung
 Semper vir clarissimus.

Bühne Freimaurer.

O, dreimal heiliger Hengstenberg,
 An uns ersiehst du klärlisch,
 Daß wir nicht etwa überzwerge
 Dem Staat und der Kirche gefährlich.

O, dreimal heiliger Hengstenberg,
 Den Segen uns ertheile!
 Wir schleppen ja auf den Kalvariberg
 Das Kreuz der Langeweile.

Knäuel reisender Blaustrümpfe.

Oiel, es ist 'ne große Pein!
 Die Welt ist abgeschrieben

Und von Jerusalem bis zum Rhein
Zu beschreiben Nichts übrig blieben.

Was sollen wir thun, was fangen wir an?
Das sagt uns, ihr Kritiker und Kenner!
Schafft neues Terrain, schafft neue Bahn,
Gebt uns Reisebriefstoff oder — Männer!

Die alte Wäschfrau.

(Nicht zu verwechseln mit der Chamisso'schen.)

Für Fürsten, sowie Staats- und sonst'ge Edelmänner
Bin ich die Wäscherin, von der bekennen Kenner,
Daß niemals sie erschrock vor Allerhöchstem Schmutz.
Mag auch von Roth und Blut die schwarze Wäsche starren
Der lieben Gönner mein, ich lasse sie nicht harren
Und lauge sie der Welt zum Trug.
Dann schmier' ich tüchtig sie mit Diplomatenseife
Und wasche, trockne, sticke, plätte, bügle, steife
Auf's Neu' den alten Pug.

Natur=Buttligist.

Tieffinnigste Orakel
Der Gräser, Blätter, Stämme, Stöcke;
Zarthühnerisch Gegakel,
Süßschäufgüßsamlindestes Gebölke.

Märkischer Sandromantiker.

In der Edda steht zu lesen,
Wie die Götter es gemacht,
Für Wolf Fenris zu erlesen
Eine Fessel stärkster Macht.

Aus dem Schall von Ragentritten
Weben sie das Band der Kraft —
Im Unmöglichen gestritten
Hab' ich mit der Asenschaft.

Denn ich hab' aus röm'schen Reiches
 Streusandbüchseninhalt flott
 Mir erbaut ein ohnegleiches
 Renommée, trotz Walter Scott.

A m a r a n t h

(eine Gespensterstimme).

Wo ich sei, wo ich mich hingewendet?
 Fromm Gemüth, erfrage nicht die Schmach!
 Wo Papiers Schicksal endlich endet,
 Mein und meines Walters Herze brach.

M i c h e l i n e.

Ist es die Möglichkeit? Alle die achtzehn oder mehr Auflagen schon zu edlen Zwecken verbraucht? Aber ich will Sorge tragen, daß auch diese Rarität in der Rumpelkammer der Literaturgeschichte ihren gebührenden Platz finde. Ich weiß, was Pietät ist, ich! Obnehin bin ich ja gerade bei der Beschreibung der poetischen Irrfahrten Jung Oskars, genannt der Ritter von dem Schmelz.

(Sie fängt eine neue Seite in ihrer Handschrift des 101. Bandes ihrer Historie der Nationalliteratur an, schreibt eifrig und liest das Geschriebene laut:)

Auf seinen Mitterübungen
 Jung Oskar kam nach Tübungen,
 Nach Tübungen, dem schönen Orte,
 Allwo „die Diener an dem Worte“
 En gros man fabriziren thät
 Für Schwabens kirchliches Bedürfniß
 Und wo die Universität
 Vom grausen Baurischen Zernwürfniß
 Geheilet worden noch bei Zeiten
 Durch Ewald's Mild- und Höflichkeiten.

Er band sein Ross an's Neckarther —
 Da steht ein kleines Haus davor,

Und der drin wohnt, der ist ein Mann!
 Das Beste, was man sagen kann
 Von Einem wohl zu dieser Zeit
 Der Wichte und der dummen Jungen.
 Das deutsche Lied, das deutsche Leid
 Floss ihm von gottberührter Zungen
 Und sein Sirventes klang im Zorn
 Wie jenes von Bertran de Born.

Herr Oskar zog die Klingen rasch
 Und droben nahm er aus der Tasch'
 Zwei bunt bemalte Pergamente
 Und schlug nach tiefem Komplimente
 Der wohlgesetzten Rede Trab an:
 Mein lieber Herr, die Majestäten
 Von Kechinchina und von Japan
 Euch huldreichst begnadet thäten
 Und thun aus höchster Günst Euch bieten
 Die Orden für die Kunstmeriten.

Der Hauswirth trocken sagt dazu:
 Laßt mich mit solchem Zeug in Ruh'.
 Ich bin in Ehren grau geworden —
 Behängt Euch selbst mit diesen Orden!
 Wo nicht, so gibt es fern' und nah'
 G'nug Leute, die des Lands sich freuen;
 Es ist in unsern Tagen ja
 Durchaus kein Mangel an Lakaien
 Jung Oskar sich entsagte groß,
 Als diese Bombe platzte los.

Als er sich wiederum gefaßt,
 Zu seinem Wirth'e sprach der Gast:

Ich bin der größte Troubadour,
 Der jetzt singt auf tintischer Flur.
 Ein grandios-tiefinnig Märchen
 Gelang mir jüngst zu komponiren;
 Gefällt es Euch, will das Histerchen
 Ich Euch alsbalde recitiren
 Der Dichter zog die Stirne kraus,
 Held Oskar macht' sich Nichts daraus.

Er stellte sich in Possitur
 Und deklamirt' aus Moll und Dur:
 In einem kühlen Waldestraum
 Da stand einmal ein Tannebaum.
 Aus seinen Wurzeln rauscht' hervor
 Ein ganz absonderlicher Brunnen,
 Der bald sich in's Gebüsch verlor,
 Bald wieder vortrat an die Sonnen
 Und welt zog in die Welt hinaus
 Vom himmeligen Vaterhaus.

Doch draußen in der Fremde war
 Das Brönnelein sehr in Gefahr,
 Zum Sumpfe elend zu stagniren:
 Das that den Tannebaume rühren.
 Er reißt vom Stamm sich einen Ast
 Und gibt ihm wichtige Befehle.
 Der Ast dem Quell reißt nach in Hast
 Und holt zurück ihn, auf Seele!
 Rückwärts mit freudigem Gebrause
 Der Brunnen fließt zum Vaterhause.

Sehr nadelhölzern find' ich das!
 Bemerkt der Wirth. — Wie? wo? und was?

Jung Oskar ruft ganz furibunde
Und spricht dann mit bereitem Munde:
Da sieht man wieder klärlieh, wie
Verstand, der Glaubensmörder, richtet!
Seit Dante's großer Allegorie
Ward nichts Erhabener's gedichtet
Als diese Mär' vom Tannebaum,
Die freilich Ihr begreiftet kaum.

Nun hört: — Der Tannebaum ist Gott,
Das werf' in's Antlitz ich dem Spott.
Der Bronnen aber ist der Mensch,
Der Gott verläßt und wetterwend'sch
In den Morast der Sündenschuld
Sich stürzt; der Aist ist der Salvator
Hier riß dem Hausherrn die Geduld:
Genug, Herr Allegorigator!
Ihr seid ein Narre ohne Zweifel —
Im Uebrigen packt Euch zum Teufel!

(Nothmichel schnarcht schon lange über der Ausgabe von Hebbel's Gesammtlyrik. Draußen vor dem mit Brettern verschlagenen Fenster erhebt sich ein ungeheurer Rumor. Der blaue Literaturdunst verdunstet, aber Mutter Micheline schreibt welt- und selbstvergessen fort bis zum Morgenrauen.)

Nothmichel
(erwachend).

Was ist denn da draußen für ein Spektakel los?

Micheline.

Weiß nicht. Was wird es sein? Die lumpige orientalische Frage vielleicht. Geh! mich Nichts an.

Nothmichel.

Wirklich?

Micheline.

Et, ja doch! Stör' mich nicht! Ich bin gerade daran, den

Einfluß der morgenländischen Dichtung auf die deutsche zu erörtern und dem Hafis und Gariri ihre Stellung in der Weltliteratur anzuweisen.

Rothmichel.

Ach ja, wir sind ja nur ein Volk von Dichtern, Denkern und Kritikern.

Jungfer Drehorgel
(kommt und singt).

Der Großbär ist ein stolzes Thier
Und an der Kewa haust er,
Die Hälfte von Europa schier
So nach und nach verschmaust er.

Viel Sauerkraut und viel Blutwurst
Die machten sehr ihn schnaufen;
Da fiel ihm ein in seinem Durst,
Den Bospor auszusaufen.

Geh, lieber Junge, Mentschikoff,
Den Trunk mir auszuwirken. —
Der Mentschikoff geschwinde loff
Und mentschikofft' die Türken.

Doch diese sagten: Bismallah!
Und thäten sich d'rauf steifen,
Der Bospor sei nur dazu da,
Die Weiber zu ersäufen —

Die Weiber, wißt ihr? die, hum, hum,
Ein Bißchen zu heißblütig.
Der Großbär fand die Türken dumm
Und raisonnirte wüthig:

Baschof, ihr Herrn auf Off und Itsch,
Thut mir die Hunde ledern! —
D'rob machten gar ein groß Geflitsch
Der Diplomaten Federn.

Sie schrieben sich die Finger krumm;
Doch als sie rechnen Luntten,
Da ging es schon trum, trum, bum, bum
Dort an der Donau drunten.

Der Omer Bascha stieg zu Pferd
Mit seinen drei Hofscheißen,
Den Offs und Itschs die Läusebärt'
Mal gründlich einzuseißen.

Und als sie vor Silistria
Dann wurden gebarbiret,
Schrie Alles mit: Victoria!
Was nicht iustificiret.

Ja, Alles schrie da spät und früh:
Bravissimo! Da capo!
Doch alle Andern überschrie
Master Bull und Monsieur Crapaud.

Der Näperle, der alte Theer,
Thät sich gar hoch vermessen:
Wenn ich erst in der Ostsee wär',
Wollt' alle Bären fressen!

Doch in der Ostsee thät sich sehr
Sein Appetit verlieren.
Moral: Es soll ein alter Theer
Nicht zu laut renommiren!

Inzwischen dem Jean Grapaud schwall
 Die kriegerische Ader.
 England and Roastbeefs! schrie John Bull
 Und abfuhr das Geschwader —

Fuhr nach der Krim mit gutem Wind:
 Da ging es an ein Morden
 Und mancher armen Mutter Kind
 Fiel an der Alma Borden.

Die Bären wehrten sich, und wie!
 Doch sind sie abgeschwunken
 Und auf dem Rückzug haben sie
 Sehr heldenhaft gestunken.

Man schickte sich gemüthlich an,
 Die Festung zu belagern.
 Der dicke Prinz Schnudi begann
 D'rob sehr abzumagern.

Es ist — schrieb er voll Heldengrimm —
 Für meines Veters Erben
 Unschicklich, in dem Koth der Krim
 Auf einem Nachttopf z'sterben!

Das Ding wollt' nicht so recht vom Fleck,
 Das Schießen wollt' nicht stecken
 Und mancher Mylord blieb im Dreck
 Vor Sebastopol stecken.

Und eines Morgens, als es tref
 Und nebelte verteufelt,
 Da that der grobe Wentschikoff
 Ausfallen höchst verzweifelt.

Bei Inferman da gab es ein
Geschlachte und Gestöhne:
Des Großbär'n beide Söhnelein
Die kniffen aus sehr schöne.

Ein engelländ'scher Herzog hat
Vor allzu großem Zoren
Bei dieser edlen Waffenthat
Ein Stückchen Hirn verloren.

Und Mentschikoff dem Großbär'n schrieb:
Das war 'ne harte Ruffe!
Jedoch auf unrer Seite blieb
Nur der berühmte Ruffe —

Der ausgebälgte e i n e Ruff',
Der schon seit dreißig Jahren
Bei jedem Siege fallen muß
Gen die Tscherkessenscharen.
Das End' vom Lieb —

Barthel Kongreß

(welcher, jeder Zoll ein Protokoll, während der letzten Strophen eingetreten).

Bin ich! (Gillig.) Sehen Sie, meine Herrschaften, die
Zeiten sind wieder da, die schönen Zeiten, wo der selige, neuestens
als Urpatriot glorifizierte Genß mein Sekretär war, ah!

Jungfer Drehorgel

(für sich).

hm, da ist's für populäre Anschauungen nicht mehr geheuer.
(Schleicht ab.)

Rothmichel.

Ja wohl, ah und ach! Sagt mir doch, Herr, was für eine
Sorte von Leuten der alte Blücher meinte, als er in seinem Husaren-

deutsch von „einer verfluchten böshaftern Rotte niederer Faullthiere“ sprach?

Barthel Kongreß

(den Rothmichel mittelst der Vergnette fixirend).

Wen haben wir denn da? Ein gefährliches Subjekt offenbar! Wo hab' ich nur gleich das „Schwarze Buch?“ (Zieht dasselbe aus der Tasche und blättert darin.) Ah, richtig! „Rothmichel, ein idealer Republikaner, welcher manchmal davon träumt, ein realer werden zu wollen. Scharf zu überwachen. Gelegentlich zu incarceriren, zu exiliren, zu füßilliren“ . . . Werthe Frau Micheline, ich mache Sie für den wühlerischen Jungen da verantwortlich, sehr verantwortlich.

Micheline.

O, er belst mehr als er heißt.

Barthel Kongreß.

Er soll sich aber auch nicht unterstehen, zu belten. Der beschränkte Unterthanenverstand ist jetzt allseitig wieder in seine Rechte eingesetzt. Also nicht gemuckt! . . . Doch ich habe Eile, muß morgen in Paris sein.

Micheline.

Die orientalische Frage ist also gelöst?

Barthel Kongreß.

Noch nicht ganz. Aber ich werde sie leidlich zurechtstellen. Der schlimme Handel ist noch erträglich gut abgelaufen. Hat bloß etwas über eine halbe Million Menschen und etliche Milliarden Geld gekostet.

Micheline

(mit einem kosmopolitisch-humanistischen Seufzer).

So viel?

Barthel Kongreß.

Bagatelle! Große Herren müssen auch ihr Vergnügelschen haben

Micheline.

Das ist wahr.

Notzmichel.

„Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.“

Barthel Kongreß.

Die Hydra züngelt noch immer und die Gesellschaft ist noch immer nicht ganz gerettet, wie ich sehe. Wart', Ungeheuer, ich werde für dich einen Knebel nach neuester pariser Façon mitheingbringen.

(Zu Micheline.)

Haben Sie vielleicht einen Auftrag für mich? Einen Privat-auftrag, versteht sich.

Micheline.

Ja, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie eine Urkunde kopiren lassen wollten, die in der Handschriftensammlung der kaiserlichen Bibliothek sich befinden soll, Fol. 1001, pag. 151. Es soll möglich sein, dadurch wenigstens annähernd festzustellen, ob bei Gelegenheit der Beschwörung des Vertrags von Verdun i. J. 843 Karl der Kahle eine Perücke getragen und was für eine. Von welcher eingreifenden Wichtigkeit für die deutsche Reichsgeschichte die Aufhellung dieses Punktes sein muß, ist einleuchtend. Aus den Haaren jener Perücke läßt sich die ganze Entwicklung der Beziehungen von Frankreich zu Deutschland und umgekehrt historisch-kritisch herausspinnen. Verschaffen Sie mir also gefälligst diese, mit Göthe zu sprechen, inkommensurable Urkunde.

Barthel Kongreß.

Soll geschehen, wenn ich's nicht vergeße. Adieu.

(Ab.)

Notzmichel.

Eine Urkunde! eine Urkunde! Meine politische Weltstellung für eine Urkunde!

Micheline.

Still, Naseweis!

(Sie setzt sich wieder an ihren Schreibtisch, während sich Rothmichel verzweiflungsvoll in Stahl's Philosophie der Umkehr stürzt. Nach einer Weile von zwei Jahren geht er zu dem vernagelten Fenster, bohrt ein Loch durch die Bretter und sieht hinaus.)

Rothmichel.

Das Satyrspiel nach der Tragödie! Kommt doch mal her, Mama.

Micheline.

Was hast du nun schon wieder, du ewiger Störenfried?

(Sie geht an das Fenster und lugt ebenfalls durch das gebohrte Loch.)

Rothmichel.

Wie gefällt Euch das?

Micheline.

Kurios! Ich sehe einen Alpenrosenfrack, welcher den Lutschaubbeutel aufhebt, der dem „blonden Jesuskind“, wie es der große Gauthier genannt hat, entfallen ist. Was bedeutet wohl das?

Rothmichel.

Zweierlei.

Micheline.

Was?

Rothmichel.

Erstens, daß man meiner Schwester Weißbier sechs Dugend Cylinderröhren aus ihrer Pude „Zur freien Hand“ am hellen Tage wegstippte, wegvermittelte — wollt' ich sagen.

Micheline.

Ist es die Möglichkeit?

Ro t h m i c h e l.

Est, est, est. Zweitens, daß bei sothaner Gelegenheit die deutsche Diplomatie sich wieder einmal gründlich —

M i c h e l i n e.

Schweig'! Ich muß machen, daß mein Manuscript in die Druckerei kommt.

(Sie setzt sich wieder zum Schreiben.)

Ro t h m i c h e l

(summend).

„'s ist keine Ordnung in der Schweiz:
Im Winter regnet's, im Sommer schneit's; —
Auch ragen die Berge, die Lämmel,
So unverschämt in den Himmel.“

M i c h e l i n e.

Von wem ist das? Ich will's notiren, behufs meiner projektirten Anthologie der politischen Gedichte aller Zeiten und Völker, mit sprachwissenschaftlichen Glossen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen.

Ro t h m i c h e l.

Ja, notirt's! Und als Schlußstein der ganzen Anthologie setzen wir die deutsche Marseillaise:

„Zufriedenheit ist mein Vergnügen.“

M i c h e l i n e.

Ein echt und recht nationales Lied!

Ro t h m i c h e l.

Entschieden! Ihr werdet es auch bald wieder nöthig haben zum Hausgebrauch, liebe Mama, — sehr nöthig. Seht doch mal nach der Decke!

(An der Decke kommt von links eine großmächtige Hand zum Vorschein, eine ditto großmächtige von rechts. In der Mitte der Decke begegnen sich die beiden Hände und verschlingen sich, gerade über Micheline's Schreibtisch, zu einer Entente très cordiale.)

Stimme der Matuschka Moskavia
(von rechts).

So sind wir Freunde denn sans aucune différence!

Stimme des Friedensfürsten
(von links).

„Sur l'univers soumis régnons sans violence.“

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Kabinett des Friedensfürsten. **Er.** Im Schmolzwinkel sitzt, in derselben Verfassung wie am Schlusse des ersten Akts, **Madame Françoise** und studirt in den „Idées Napoléoniennes“ imperialistisches Völkerrecht, in den Schauspielen von Alexander Dumas als, in der neunten Ausgabe der „Fanny“ von Ernest Feydeau und in den „Mémoires“ der Demoiselle Celeste Rogador byzantinische Moral und babylonische Sittengeschichte. Monsieur **Mordache**, der Kiskar Nga, steht vor Madame, um ihr Betragen, ihren Fleiß und ihre Andacht zu überwachen.)

Der Friedensfürst
(für sich).

Ich traute meinem Stern, er hat mich nicht getäuscht.
Wie sie geschwagt, gepralt, gepfiffen und gekreicht,
Ich habe sie gelehrt, daß nicht mit mir zu spaßen,
Und ihre Wichtigkeit zum Spott gemacht der Gassen.
Dem eitlen Schwägervolk ich lohn' ihm nach Gebühr:
Die mich verhöhnt, verlacht, sie zittern jetzt vor mir.
Vom Freiheitsopiumrausch die Welt hab' ich ernüchtert
Und meinen Willen ihr energisch eingetrichtert.
Regiert will, muß es sein das schofle Menschenpack;
Brot und Amusement, das ist so sein Geschmack.

Das Andere ist Tand, ein Traum der Ideologen,
 Geträtſch, Jongleur-Werkzeug ehrſücht'ger Demagogen.
 Der Weltgeſchichte Spruch er lautet recht und ſchlecht:
 Vae victis! — denn der Sieg, der Sieg nur iſt das Recht.

Bombino il Rabbioſo

(taucht, in einen Carbonarimantel gehüllt, aus einer augenblicklich unbes-
 wachten Verſenkung auf und ſpricht mit hohler Grabesſtimme:)

Ricorda ti del tuo juramento del anno 1830!

Der Friedensfürſt

(mit Geiſtesgegenwart).

Was ſoll die Nummerei? Wer wohl iſt nicht einmal in ſeinem
 Leben ein jugendlich thörichter Schwärmer geweſen?

Bombino il Rabbioſo.

Ricorda ti, oder ich plage!

Der Friedensfürſt.

Beſſen! Ich habe jezt Wichtigeres zu thun.

Bombino il Rabbioſo.

Ricorda ti!

Der Friedensfürſt.

Ge da, Wachen!

(Bombino il Rabbioſo plagt mit großem Geſtänk. Madame Françoise ſtößt
 einen unterdrückten Schrei aus. Die Flügelthüren werden aufgeriſſen und
 herein ſtürzen die drei Chefs der Retterbände, die großen Staatskörperschaften,
 Merkurius Kurſzettel, Monſieur Sabre und Monſieur Suffrage-Universel,
 Le Menteur univerſel, die fremden Agenten u. ſ. w. u. ſ. w.)

Merkurius Kurſzettel

(fällt von der Skala herab, ſchlägt ſich eine große Brauſche und bleibt einſt-
 weilen unten liegen, während eine ſolenne Beglückwünſchungſcour ſtattfindet,
 wobei ſehr viel von der göttlichen Vorſehung die Rede iſt.)

Chor der Baissiers
(gedämpft).

Laßt uns laufen, einzukaufen
Millionen, Milliarden.
Morgen sind wir die Geborgnen
Und die Andern die Genarrten.

Der Friedensfürst
(gefaßt, leise zu den drei Chefs).

Wir werden uns nun doch mit dem bewußten Stiefel beschäf-
tigen müssen. Man lasse sogleich zu dem Kramladen des Conte
Scaramuzzo einen Draht hinüberlegen und das Ende desselben am
Rückgrat des Conte befestigen . . .

(Laut zu den großen Staatskörperschaften.)

Die außerordentliche Situation erheischt wieder eine große
nationale That. Die Gesellschaftsrettung muß vollendet werden.
Ihr werdet die Ehre haben, ein Sicherheitsgesetz zu votiren.

Die großen Staatskörperschaften
(kniend).

Gesagt, gethan.

Der Friedensfürst
(zu Madame Françoise).

Madame, zum abermaligen Beweis meiner unausgesetzten Für-
sorge für Euer Wohl und Eure Gloire, mache ich Euch mit dem
neuen Sicherheitsgesetz ein Geschenk.

Mercurius Kurzzettel
(klettert mühsam einige Sprossen der Skala hinauf).

Madame Françoise
(flüsternd, kläglich).

Mon Dieu, da hört alle Gemüthlichkeit auf, würd' ich sagen,
wenn dieses Wort in meinem Dictionnaire stünde.

Der Friedensfürst.

Monsieur Mordache, geben Sie der undankbaren Person ein

Arretissement . . . (Er zieht an dem unterdessen gelegten Draht und alsbald sieht man drüben den Gentle **Scaramuzzo** die großartigsten nationalen Kapriolen machen.)

. . . . Ist der Agent der Firma Knödel hier?

Agent der Firma Knödel

(vortretend).

Zu Befehl.

Der Friedensfürst.

Ich bin unzufrieden mit dem Stiefelgeschäft Ihrer Firma.

Le Renteur universel.

Er ist unzufrieden!

Telegrammatiker

(galoppiren nach allen vier Himmelsgegenden, rufend):

Er ist unzufrieden!

Mercurius Kurszettel

(von der inzwischen erklimmenen halben Skalaöhe wieder herabstürzend).

Er ist unzufrieden!

(Fällt in Ohnmacht.)

Chor der Diplomaten.

Zitt're, Welt, in deinen Tiefen!

Ihr, Gestirne, mögt erbeben!

All' die Drachen, welche schliefen,

Werden wieder sich erheben.

Er ist unzufrieden — Hélas!

Europäischer Chor der Spekulanten

(in sich hinein brümmend).

Unser Abgott, unser Retter,

Selche Fazen will er machen?

Den soll ja das Donnerwetter!

Das ist keineswegs zum Lachen.

Wir sind unzufrieden — Sela.

Der Friedensfürst.

Messieurs, ich entlasse Sie, um mich einsamem Nachdenken hinzugeben. Die Stiefelfrage verlangt mein Studium.

(Alle ab, außer Madame Françoise und Monsieur Mordache.)

Der Friedensfürst

(nachdenklich).

To be or not to be, that is the question! Frieden oder Krieg? Mein Stern weist auf Krieg.

Monsieur Mordache.

Sire, auch die Kletterhande dringt darauf, den Kriegstrumpf auszuspielen, weil sich sonst das Spiel nicht in die Länge halten lasse. Eine erkleckliche Portion stärkender Gloire-Mixtur ist einer Konstitution, wie die unsrige, von Zeit zu Zeit sehr vonnöthen.

Der Friedensfürst

(träumerisch).

Ja, und hat nicht dieselbe Zigeunerin, welche meiner Großmutter eine Krone prophezeite, mir einen großen Sieg im Lande des Stiefels verheißen? Endlich ist es nur billig, daß man dem lieben guten Monsieur Sabre ein kleines Divertissement gewähre, vorerst ein kleines, wir wollen sagen und sagen lassen ein lokalisiertes Divertissement.

Madame Françoise

(leise und demüthig).

Mein Gott, ich will nicht Euses;

Nur Panem et Circenses.

Der Friedensfürst

(unbeschreiblich ehrlich).

Es ist offenbar meine Mission, alle unterdrückten Rationalitäten zu befreien.

Madame Françoise

(noch leiser und demüthiger).

Also dürft' auch ich hoffen?

Der Friedensfürst

(streng).

Was, immer noch Opposition? Monsieur Mordache, dulden Sie keine solche Irreleitung und Verfälschung der öffentlichen Meinung und geben Sie der Person ein zweites Avertissement! (Es geschieht.) In meine Politik hat Niemand zu reden als Gott, mein Gewissen und die Nachwelt. Meine Mission ist eine absolut providentielle . . . Erst den Stiefel . . . dann . . . nun, die gute Nachbarin Micheline wird in ihrer Schreibseligkeit unschwer zu bewegen sein, zu schreiben, was ich ihr diktiren werde. Mein Onkel soll mich nicht vergebens gelehrt haben, daß man den europäischen Braten in diverse Stücke zerlegen muß, um ihn bequem verspeisen zu können. Nur Geduld, meine Herren Brüder von Gottes Gnaden! Es soll an Einen nach dem Andern kommen. Ihr seid ja, Gott sei Dank, nicht klüger, als ihr zu meinen Zwecken zu sein braucht. Also erst den Stiefel, dann so ein hübsches Staatsstreichelchen in meinem Styl am Rhein, dann eine gehörige Abrechnung mit den stupiden Miß-Lords trüben und so fort in infinitum.

(Verwandlung der Szene. Pompos aufgerüstete Bude, welche sich für ein Magazin ausgeben möchte. Conte Scaramuzzo in voller Thätigkeit, denn der Draht, an welchem er baumelt, wird lebhaft gezogen. Uebrigens ist dieser Draht durch ein antik drapirtes, grünweißrothes Sagum verdeckt, welches der Conte anhat.)

Scaramuzzo

(pathetisch).

O Stiefel, schwimmend in den blauen Wogen,
Der du nunmehr seit achtzehnhundert Jahren
Anzogest die „talgfreßenden“ Barbaren
Und schönöd' von ihnen wurdest angezogen!

Tritt einmal auf heroisch und verwegen,
Thu' weit und breit dich auf und laß den raren
Pariser Wind befreiend in dich fahren,
Der, wie du weißt, noch niemals dich betrogen.

Er viva unser Freund Liberatore!
Der uns zuschneiden will nach eig'nen Mustern,
In weiche Wonne wendend hartes Weh.

Gosianna unserm Civilisatore!
Der sympathetisch wird zusammenschustern
Den Stiefel, der farà, farà da se.

(Gemüthlich.)

So lange Donna Knödelina, die barbarische Talgfreßerin, ihr Bein, ihren Fuß, ja auch nur ihre Zehe in dem Stiefel hat, so lange werde ich nicht aufhören, mit Schmerzensschreien zu handeln. Sie muß hinaus, ganz hinaus, denn (vertraulich) die Lombardei ist bekanntlich eine Artischoke, welche wir nicht mehr blattweise, sondern auf ein Mal verzehren wollen. (Wischt sich den Schweiß von der Stirne.) Es ist kein Spaß, sich in jetzigen Zeiten vom Kleinkrämer zum Großhändler aufzucaveuren; aber ihr wißt, Fratelli, schon bin ich groß im Rathe der Nationen. Daher: Waffen und Geld! So's euch beliebt, vor der Hand bloß die Kleinigkeit von 500 Millionen. Das Weitere wird sich finden, um so leichter, maßen das so eben von mir abgeschlossene Backfischgeschäft lukrativ ausfallen muß. (Großartig.) **Trema**, Byzanzia, tremia, trrrr (Greift sich in den Nacken.) Was ist das? Ich verstehe die Signale nicht mehr. (Sich verlegen räuspernd.) Wie? . . . „Rückwärts, rückwärts, Den Manudo!“ . . . Congresso! Tradimento! Maledetto! . . .

(Verwandlung der Scene. Micheline's Wohnstube. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch wie immer. Vor ihr liegt eine Streitaxt, die in einem altgermanischen Grabe des teutoburger Waldes gefunden wurde und über welche Mutter Micheline so eben eine kriegswissenschaftliche Abhandlung schreibt. Rothz-michel betrachtet wehmüthig die alte Waffe.)

Micheline
(tiefsinnig).

Wenn nur der gute Armin hätte warten wollen, bis ich das Pulver erfunden hatte!

R o t h m i c h e l.

Habt Ihr es wirklich erfunden?

M i c h e l i n e.

Grobian! Weißt du nicht, daß die antigermanisch-jungdeutsche Manier nicht mehr guter Ton ist?

(Man hört hinter dem vernagelten Fenster ein unverkennbar deutliches Säbelgerassel. Rothmichel nimmt die Axt und schlägt damit den Bretterverschlag vom Fenster.)

R o t h m i c h e l.

Da haben wir die Bescheerung!

M i c h e l i n e.

Unverbesserlicher Wühler, was rumorst du wieder?

R o t h m i c h e l.

Macht doch die Augen auf, Mutter! Seht, man führt Euch die Pferde vom Hof, auf welchen, mit Arudt und Zahn zu reden, der Erzfeind gegen Euch anreiten wird.

M i c h e l i n e.

Ist es die Möglichkeit? Das wäre denn doch sehr ungemüthlich, um nicht zu sagen sehr unhöflich.

R o t h m i c h e l

(mit der Axt zum Fenster hinaus drohend).

Kommt nur! Wollen euch den Weg weisen! Sind nicht mehr die Narren von ehemals. Wissen, welche Sorte von Freiheit und Gleichheit ihr bringt.

(Isarmichel, Neckarmichel, Rheinmichel, Mainmichel, Labnmichel und Leinemichel treten erhist auf).

I s a r m i c h e l.

Ich sag', ich leid's nicht!

S ä m m t l i c h e S ö h n e M i c h e l i n e ' s.

Wir Alle leiden's nicht!

I s a r m i c h e l.

Weiß schon, was dahinter steckt. Die alten Ränke und Schwänke!
Schwester Knödel hat Dummheiten gemacht, kolossale, kein Zweifel.
Aber gleichviel, man soll ihr doch nicht so mir Nichts dir Nichts den
Stiefel vom Fuß ziehen. Ich steh' zum Reich!

S ä m m t l i c h e S ö h n e M i c h e l i n e ' s.

Wir Alle steh'n zum Reich!

J u n g f e r D r e h b o r g e l

(kommt und singt).

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freud' daran!“

C h o r d e r S ö h n e.

Hab' meine Freud' daran. Hurrah!

(Frau Weißbier, gefolgt von ihrer Kammerzofe, und Frau Knödel, mit
ihrem Wanzerrich im Busen, kommen.)

F r a u W e i ß b i e r

(entschuldig klug).

Um Jettenswillen, nur nicht provociren! Vorsicht ist die Mutter
der Tapferkeit.

S ä m m t l i c h e S ö h n e M i c h e l i n e ' s.

Was, Schwester Weißbier? Du kannst doch nicht dich aus-
schließen wollen, wenn wir singen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

F r a u W e i ß b i e r.

Ich weiß nicht . . . ich . . . kurz, als Großhändlerin muß ich in
meinen Geschäften freie Hand haben.

R e t h m i c h e l.

Ueber den ewigen Großfram! der dann doch, bei Licht betrachtet,
keinen Pflückerling werth ist. Da möchte man wieder mal mit dem

„nommé Stein“, wie ihn Napoleon in seinem Achtungsdekret nannte, sagen: „Ist an dem Quart Etwas gelegen, wo es auf's Vaterland ankommt?“

Kammerzofe

(unbeschreiblich weise und wichtig).

Nur nicht drängeln!

Frau Knödel.

Ich meine halt doch, der Anlaß wäre drängend genug, unsere liebe theure Frau Mama zu bestimmen, daß sie halt ihr Galakleid anzöge und das Schwert umgürtete.

Micheline

(die Feder weglegend).

Reinst du? Nun, ich bin eine gute Mutter, auch für emanzipirte Töchter, die es nicht eben um mich verdienten.

(Sie steht auf und geht zu ihrer Kleinodientruhe.)

Frau Weißbier.

Vorsicht! Vorsicht!

Kammerzofe.

Nur nicht drängeln!

Micheline

(verwirrt).

Ach Gott, ich kann den Schlüssel nicht finden!

Frau Weißbier

(befriedigt).

Sie kann den Schlüssel nicht finden.

Rottmichel.

Ach was, Klaufen!

(Er bricht mit der Axt die Truhe auf. Die Söhne bekleiden die Mutter mit dem schwarzrothgoldenen Staatskleid und gürteten ihr das Reichsschwert um.)

Rothmichel.

Mutter! Von der Alpen Spitzen
 Bis hinab zum deutschen Meere
 Geben sich von ihren Sigen
 Deine Kinder, zu beschützen
 Deinen Frieden, deine Ehre.
 Laß dich irren nicht und gängeln,
 Stütz' auf uns dich festiglich!
 Denn trotz allen deinen Mängeln
 Lieben wir, o Mutter, dich!

Chor der Söhne.

Ja, trotz allen deinen Mängeln!

Kammerzofe.

Nur nicht drängeln! Nur nicht drängeln!

Rothmichel.

Tritt noch einmal festen Fußes
 Auf der Weltgeschichte Binnen!
 Warm, wie dieses Wort des Grufes,
 Unser Mark und Blut so muß es
 Für dich glühen, für dich rinnen.
 Fort mit Schaden! Fort mit Quängeln!
 Auf der Feinde Schädeln schnell
 Wollen wir die Schwerter dengeln,
 Daß sie blinken scharf und hell.

Chor der Söhne.

Wollen uns're Schwerter dengeln!

Kammerzofe.

Nur nicht drängeln! Nur nicht drängeln!

Rothmichel.

Gegen eine Welt in Waffen
 Steh'n für dich wir im Gefechte.

Rechts die Bären, links die Affen
 Nicht verkümmern, nicht entrafen
 Soll'n sie fürder deine Rechte.
 Und so lasse dich nicht gängeln,
 Stütz' auf uns dich trutziglich!
 Denn trotz allen deinen Mängeln
 Lieben wir, o Mutter, dich.

Chor der Söhne.

Ja, trotz allen deinen Mängeln!

Kammerzofe.

Nur nicht drängeln! Nur nicht drängeln!

Frau Weißbier

(eintretend).

Mein Geschäft kann allerdings nur ein nationales sein, wenn es prosperiren soll. Ich werde daher für jedes wahrhaft deutsche Interesse eintreten.

Kammerzofe.

Natürlich bin ich ganz damit einverstanden!

Der alte handfeste Rehrbesen von Anno 13

(aus der Kleindientruhe springend).

Bei so bewandten Umständen darf auch ich vielleicht meine Aufwartung machen?

Micheline.

Ja wohl. Komm' nur her, Asterle. (Sie schwingt den zur Hand genommenen Rehrbesen in nicht mißzuverstehender Weise gegen das Fenster zu.) Wartet! ich will euch beblüchern!

Le Menteur universel

(von drüben).

Wozu der Lärm? Eine Frage studiren heißt noch nicht Eroberungen machen wollen, wenn gleich die „sagesse politique“, die wir

erfanden, keinen Widerspruch zulassen kann. Im Uebrigen schätzt Madame Françoise das Nationalgefühl ihrer liebenswürdigen Nachbarin Micheline über die Maßen.

Frau Weißbier.

Wie huldvoll! Da habt ihr's! Ich wußt' es wohl!

Rothe Michel.

Ach ja, Frau Neunmalweise, du verstehst noch immer die Kunst, Rücken zu zeigen und Kameele zu verschlucken, gleichviel, ob diese in Fuchtsen oder Satin eingewickelt seien. Sind denn die Jahreszahlen 1805 und 1806 ganz aus deinem Gedächtniß verwischt?

Le Menteur universel

(von drüben).

Warum die Erinnerung an eine vergangene Zeit beschwören? Madame Françoise achtet bekanntlich die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit aller Nationen. Jedennoch kann eine so expansionsfähige und expansionslustige Dame, wie sie ist, nicht auf die Wände des eigenen Hauses sich beschränken lassen.

Der alte handfeste Rehrbesen von Anno 13.

Ja so? Liebe Frau Micheline, ich denke, Ihr thut wohl daran, mich in der Hand zu behalten.

Micheline.

Ich denk' es auch.

Barthel Kongreß

(kommt geschäftig).

Sacristi, da sieht's ja ganz kriegerisch aus. Dummes Zeug! Schnickschnack! Firtsefang! Matuschka Moskavia hat im Augenblick keine Zeit zum Kriegsführen. Sie ließ mir's sagen und ich bin der Mann, alle klaffenden Stiefel- und andere Fragen zu flicken und zu verkleistern — für die nächsten achtundvierzig Stunden. Verlaßt euch nur auf mich!

(Ab.)

Chor der Boursiers

(fern und nah).

Zuhe! Zuhe! Zuhe!

Tout est arrangé!

So laßt uns, Brüder, denn außs Neu
 Des Friedens uns beßeßen
 Und respectablement, frisch und frei
 Die ganze Welt besch — ummeln.

Was links und rechts! Was gut und schlecht!
 Merkt euch vor allen Dingen:
 Erfolg war stets und bleibt stets Recht
 Und Unrecht das Mißlingen.

Laß fahren, o Mensch, laß fahren dahin
 Moraische Lappalien
 Und stelle einzig deinen Sinn
 Auf Mehrung der Kap'talien!

Ueb' immer Treu', und wenn du spielst,
 So spiel', daß sich's mag lohnen!
 Ueb' Redlichkeit, und wenn du stiehst,
 So stieh! nur Millionen!

Notizchen.

Liebe Mutter, da Ihr doch gerade den Rehrbesen in der Hand habt, könntet Ihr damit gelegentlich etwelches Ungeziefer aus Eurem Hause wegsegen.

(Er deutet auf den Banzerich, welcher den Kopf frech aus Frau Knödels Busen hervorstreckt.)

Signor Concordato

(von Exkommunikationen und Interdikten stinkend).

Vade retro, pagane, blaspheme! Anathema sit!

Micheline.

Wsch, wsch, keinen Eingriff in die individuelle Freiheit, „die ich meine.“ Einige haben ein besonderes Talent für's Billardspiel, Andere für den Köhlerglauben. Diese haben eine besondere Vorliebe für die Zukunftsmusik, Jene für die Wanzgen. Jeder nach seinem Geschmack. Freiheit muß sein!

Frau Knödel

(ihrem Bruder Rothmichel einen giftigen Blick zuwerfend).

Mama, da halt vorerst Friede zu bleiben scheint, so könntest du, sagt er, dein Galakleid wieder wegschließen, damit es nicht verdorben wird.

Frau Weißbier.

Ganz meine Meinung.

Rothmichel.

O, süße Harmonie schöner Seelen!

Frau Weißbier.

Komm, liebe Knödel. Es riecht da so eigen, so populär, und ich meine, es wehe eine fast revolutionäre Zugluft, — nicht zum Aushalten! Komm, wir wollen den Bundesregisseur herschicken, damit er die Szene wieder in Ruhe und Ordnung bringe.

Frau Knödel.

Einverstanden. Jetzt sage man halt noch, daß wir nie einig seien!

Barthel Kengreß

(weinerlich in der Ferne).

Herr Jesus, die Thüre zu meiner Boutike ist ja zugemauert! Was soll denn das heißen?

Rothmichel.

Weiter Nichts, als daß man in Paris die alte Komödie „La journée des dupes“ wieder mal auf's Repertoire gesetzt hat.

Frau Knödel.

Da ist's Zeit, daß ich auf meinen Stiefel Acht habe. Kann ich mich auf dich verlassen, liebe Weißbier?

Scherr, Vermischtes.

Frau Weißbier.

Ich denke wohl.

Matuschka Moskavia

(geistweis zu Frau Weißbier).

Nur nicht zu vorlaut, oder !

Frau Weißbier

(sich duckend).

Ja so? . . . Liebe Knödel, ich muß in meiner Politik freie Hand haben.

(Frau Knödel und Frau Weißbier nach verschiedenen Seiten ab.)

Rothmichel.

Wer ist jetzt eigentlich blamirt?

Micheline.

Wer anders als ich? Aber ich bin's gewohnt.

(Sie legt ihr Galakleid sammt Reichsschwert und Kehrbesen in die Resignationstruhe und setzt sich wieder an den Schreibtisch.)

Rothmichel.

Lieber Isarmichel, nimm mich mit in dein Brauhaus. Ich will mich auf den Hopfenhandel und die Kornkippererei legen und dabei ein so respektabler Mann werden, daß, falls wieder Tage von Jena und Tilsit kommen, und sie werden kommen, das Vaterland für mich kaum noch als geographischer Begriff existirt.

Bundesregisseur

(kommt mit seinen Maschinisten, welche das mehrerwähnte Fenster wieder mit Brettern verschlagen.)

Meine Herren Michel, gehen Sie, um die Frau Mutter in ihren gelehrten Arbeiten nicht zu stören, gefälligst auf Ihre Partikularstuben, bis man sie wieder braucht. — Ruhe ist allweil die erste Bürgerpflicht. Die Aussicht auf die Weltgeschichtsbühne ist einseitig geschlossen. Demnächst wird in dem Privattheater „Zur deutschen Gemüthlichkeit“ aufgeführt: „Der Nationalverein, eine unschuldige Kindersymphonie“.

Jungfer Drehorgel

(kommt und singt als Epilog).

So leben wir, so leben wir,
 So leben wir alle Tage
 Und: Wo trinkt man das beste Bier?
 Das ist die große Frage.

Zwar vierzig Millionen stark
 Sind wir und noch was drüber,
 Auch haben Kraft wir wohl und Mark,
 Zu führen Büchse und Gießer —

Doch wieviel Deutsche, soviel Sinn,
 (Alt Liedle und alt Leidle!)
 Und jeder spricht: Gott Lob, ich bin
 Doch auch ein Doktor G'scheidle.

Und aber Virtuosen sind
 Im Listeln und Klugsch — wagen
 Die Garruli progredientes, die Wind-
 Blasenheimerlinge aus Preußen.

Nein, kein Verstand der Verständigen kann
 Dies Geldenthum ermessen,
 Zu machen bis auf den letzten Mann
 Für Vaterland — Adressen!

Und Oesterreich? — Steckt es im Dreck,
 Schreit's: Helft mir, deutsche Brüder!
 Im Glück wirft es die Brüder weg
 Und ruft die Jesuwider.

Drum sind wir eine Nation
 In Träumen nur und Liedern,
 Ein fabelhaft Iguanodon,
 Verstrickt in den eigenen Gliedern.

Ein Bundesmenstrum ohne Kopf
Mit dreißig und etlichen Schweifen,
An welchem sogar ein dänischer Tropf
Darf ungestraft sich vergreifen.

O Deutschland, käme für dich ein Tag,
An welchem du dich entpuppest,
An welchem du mit einem Schlag
Der Schweife dich entschuppest!

Vergeblicher Wunsch — es wird Nichts d'raus!
Drum sag' ich nur noch schleunig:
Sind mal die Deutschen gestorben aus
Bis auf Einen, d a n n sind sie einig!

(Der Vorhang fällt.)

D o k t o r S a u e r a m p f e r

(nachdem er das Stück zu Ende gelesen).

Dann sind sie einig? Das fragt sich doch noch sehr! Sagt nicht der urdeutsche Herr Professor Dr. Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Folglich ist zu befürchten, daß der letzte Deutsche zwischen Großdeutschland und Kleindeutschland, zwischen Republik und Monarchie noch immer rath- und thatlos mitten inne stehen wird, wie Buridans Esel zwischen seinen zwei Heubündeln. Aber ich vergesse, daß man neuester Mode zufolge nur Patriot ist, so man des armen Michels Schlafmütze mit möglichst dickem Schmeicheleiqualm anröchert. Fiele mir nur beim Getöse der von den Lobhudelebombastikern angestimmten Preishymnen nicht immer die Strophe des alten Hölzerlin ein: —

„Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rasse von Holz muthig und groß sich dünkt;
Denn ihr Deutschen auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.“

Oder dürfen wir mit dem Dichter also fortfahren :

„Oder kommt, wie der Blitz aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That?“

Wollen's abwarten, wollen noch so ein Jahrhundert oder zwei zuwarten. Und wenn auch dann der Thatblitz noch nicht kommt? Na, dann fassen wir uns in deutscher Geduld und warten noch länger. Nur keine Ueberstürzung! Denn wir haben das Pulver erfunden und wir werden auch das hölzerne Eisen erfinden und das wässerige Feuer: — die Revolution mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung. Wir sind ein kluges und weises Volk, wir, eine Nation von lauter Bürgermeistern von Saardam, und wir schreiben die Magna Charta deutscher Einheit und Freiheit mit allerunterthänigster Adressenfeder. „Nur nicht drängeln!“

Inhalt.

	Seite
Widmungsbrief an Herrn Dr. Jeremias Sauerampfer in Scheltlingen	VII
Rafael Spruhz, Magister in artibus, Minister in partibus. Eine sehr historische Novelle	1
Fürchtegott Ehregott Liebegott Mogler. Eine Stereoskopie aus der innersten Mission	25
Der todte Millionenmann und die falsche Braut. Ein zwar un- glaublicher, aber doch altenmäßiger Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	49
Russisches	81
Ein Fragment aus der Schweiz	121
Lenau	141
Jonas Furrer	151
Geopold Ranke	167
Weinland	183
El Principe de la Paz und die Micheline. Ein historisches Puppens- spiel	201

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Princeton University Library



32101 069153706

